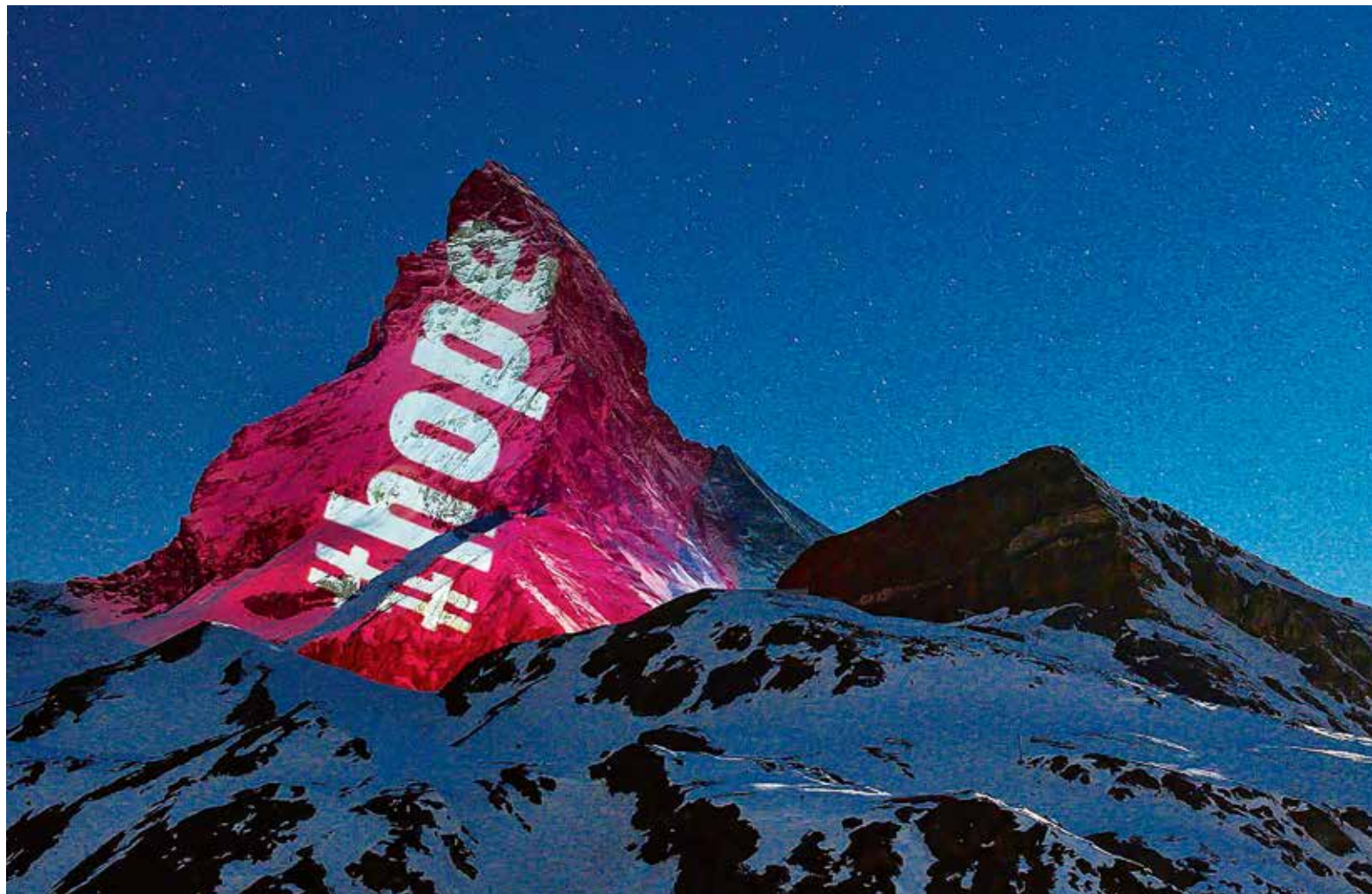


Spezialausgabe zum 1. August

Nummer 30/31 – 29. Juli 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Überleben in einer verrückten Welt

**Schwyzer Freiheits-Trychler,
J.K. Rowling, Herbert Kickl,
Loco Escriito, Michel Comte,
Esther Vilar, Viktor Giacobbo,
Fricktal, mon amour u.v.a.m.**

Cover: Gerry Hofstetter, Lichtkünstler

406900407617
30

Degussa



GOLD UND SILBER.



GOLD VON DEGUSSA – DIE POSITIVE ANTWORT AUF NEGATIVZINSEN.

Seit mehr als 6'000 Jahren überdauert Gold alle Weltreiche und alle Währungen. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle unsere Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertgegenstände auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern – und das auch in Zukunft ohne Negativzins.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

VERKAUFGSGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00



ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Überleben in einer verrückten Welt

Kürzlich habe ich eine Biografie des römischen Politikers, Redners und Schriftstellers Marcus Tullius Cicero gelesen. Die Lektüre hatte etwas Tröstliches. Viel schlimmer als heute war damals, im letzten Jahrhundert vor Christi, die Politik. Leute wie Cicero lebten in ständiger Gefahr. Die Verhältnisse waren unsicher. Mord galt als fast schon legitimes Mittel des Machterwerbs. Man wagt sich kaum vorzustellen, wie dreckig die weniger Mächtigen und Begüterten dran waren.

Rechtsstaat und Demokratie sind titanische Errungenschaften. Nichts ist weniger selbstverständlich. Die Menschen neigen zur Hab- und Machtgier. Die Starken würden die Schwachen umbringen oder ausbeuten, wenn man sie denn liesse. Ich staune jeden Tag, dass es so etwas wie die Schweiz überhaupt gibt. Ein Land, in dem sich die Leute selber regieren. Eigentlich passiert hier nichts. Das ist als Lob zu verstehen. Wir haben keine Terroranschläge, keine Massaker und Amokläufe mit Dutzenden von Toten. Irgendwie ist die Schweiz normaler als andere Länder.

Warum? Ich habe keine Ahnung. Vermutlich hat auch dies mit unserer Staatsform zu tun. Mit der Art, wie wir uns regieren. Möglicherweise spinnen wir hier ein bisschen weniger. Bleiben wir noch eine Sekunde beim Wunder Schweiz. Es ist keine Kunst, mit guten Zutaten ein hervorragendes Abendessen zu machen. Aber es erfordert höchste Kunst, aus so mangelhaftem Material wie dem Menschen einen Staat zu zimmern, der seinen Bewohnern Schutz, Sicherheit und vor allem die Freiheit bietet, etwas aus sich und ihrem Leben zu machen.

Die Schweiz gibt es nur einmal auf diesem Planeten. Es klingt verrückt, aber es ist wahr: Noch kein anderes Land ist auf die Idee gekommen, das Offensichtlichste zu tun: nämlich die Schweiz und ihre Staatsform zu kopieren, die doch so augenfällig den Beweis erbracht hat, dass Freiheit und Selbstregierung, Neutralität und Föderalismus nicht nur Frieden und Sicherheit, sondern auch Wohlstand bringen. Trotz ihrem Erfolg bleibt die Schweiz ein weltexklusives Wagnis der Freiheit. Nur die Schweizer trauen sich zu, ihr Schicksal wirklich selber in die Hand zu nehmen.

Was ist die Schweiz? Sie ist zum einen die Summe aller historischen Erfahrungen ihrer

Bewohner, der Schweizer. Die Schweizer wiederum haben sich im Laufe ihrer Geschichte darauf geeinigt, das, was sie alle verbindet, in ihrer speziellen, einzigartigen Staatsform zu erblicken. Schweizer zu sein, heisst von alters her, sich mit der Verfassung, mit der Freiheit und Unabhängigkeit unseres Landes zu identifizieren. Die Schweiz ist ein permanenter Willensakt. Sie besteht nur so lange, als sie von ihren Bürgern gewollt wird. Gefährlich werden können der Schweiz deshalb nur die Schweizer.

Seit der Bundesrat mit Brüssel die Verhandlungen über ein institutionelles EU-Rahmenabkommen abgebrochen hat, macht die EU auf kleinlichste Weise Druck. Es gibt Seitenhiebe. Die EU schikaniert unsere Exporteure. Sie droht den Universitäten. Nach dem schwankenden Juncker wird die EU-Kommission nun von einer wegen Unfähigkeit abgeschobenen ehemaligen deutschen Verteidigungsministerin angeführt. Es ist traurig, wie tief das europäische Friedensprojekt gesunken ist. Die Schweiz kann, darf und wird bei dieser Diskriminierungsunion, die freie Demokratien würgt und piesackt, niemals mitmachen.

Natürlich sind die Schweizer etwas schizophoren. Sie haben das merkwürdige Bedürfnis, von der ganzen Welt dauernd geliebt zu werden. Vielleicht rührt es daher, dass wir als geborene Dienstleister und sensible, einfühlsame, mehrsprachige Zuhörer, die mit allen ein Geschäft machen wollen, jede Art von Streit und Reibung in unseren Aussenverhältnissen tunlichst, geradezu panisch vermeiden möchten. Möglicherweise ist ein Land, das sich im Innern so viel Freiheit, Vielfalt und Anarchie gönnt, nach aussen hin besonders vorsichtig bis ängstlich. Was ja auch nicht das Allervernünftigste ist.

Möglicherweise ist es Gott. Vielleicht sind es auch nur unsere Institutionen. Allenfalls liegt es an beidem. Glückliche Fügungen walten über der Schweiz. Wie der Bundesrat in diesem Jahr im Grunde gegen seine Neigungen und Überzeugungen das Rahmenabkommen beerdigte, die Rechte von Volk und Ständen damit fürs Erste sicherte, war eine Sternstunde der Eidgenossenschaft. Gleich darauf lehnten die Stimmbürger und Kantone überraschend das CO₂-Gesetz ab, obwohl oder vielleicht gerade weil ihnen seit Monaten, ja seit Jahren von oben die Ohren vollgedröhnt wurden, wie wichtig und alternativlos dieses so glorreiche, angebliche Gesetz zur Rettung des Planeten gewesen wäre.

Die Schweiz ist für viele eine Hoffnung. Sie sehen darin zu Recht das gegen alle Wahrscheinlichkeit verwirklichte Versprechen, dass es auf der Erde doch noch wenigstens ein Land gibt, in dem die Bürger im umfassenden Sinn des Wortes Staatsbürger einer Demokratie sind. Wie verwöhnte Erben drohen die Schweizer das Wunder, das sie in gewisser Weise selber sind, zu vergessen. Oder sie bekommen ein schlechtes Gewissen. Und haben dann das Gefühl, sie müssten die Schweiz neu erfinden, auf dass sie auch von denen geliebt werden, die der Schweiz nichts Gutes wollen.

Überleben in einer verrückten Welt: Die Schweiz schafft es seit 730 Jahren. Warum? Weil sie die Schweiz geblieben ist. Nichts braucht mehr Kraft und Weisheit, als zu bewahren, was sich bewährt hat. Sorgen wir dafür, dass wir unseren Kindern eine Schweiz hinterlassen, in der zu leben wir nach wie vor und oft zu unserer eigenen Verwunderung das Privileg haben. R. K.

Kein Zirkus
mit
dem Knie.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service.
pyramide.ch

Spitze für Sie



Sommer-Doppelausgabe, Lichtkünstler Hofstetter, Schwyzer Trychler, Heinzmanns «Labyrinth», Albers' Plateau Napoléon

Wir freuen uns, Ihnen das diesjährige Spezialheft zum 1. August vorzulegen. Es soll eine Tischbombe zum Fest sein, eine Wundertüte, farbig, unterhaltsam, inspirierend. Dafür haben wir die bewährte Heftstruktur umgestossen. Auf den ersten Seiten finden Sie ein paar kürzere Texte zur Aktualität, der Rest dieser Ausgabe widmet sich in vielfältigster Weise dem Motto «Überleben in einer verrückten Welt». Wer eine liebgewonnene Kolumne oder Rubrik vermisst: Die nächste *Weltwoche* erscheint am 12. August im gewohnten Kleid. Und wer nicht bis dahin warten mag: «*Weltwoche daily*» sendet bereits wieder ab dem 9. August.

Auch in diesem Jahr haben wir die Covergestaltung des Sommerhefts einem renommierten Künstler überlassen: dem Schweizer Lichtmagier Gerry Hofstetter. Seinen Durchbruch schaffte Hofstetter am 1. August 2002, als er das Bundeshaus illuminierte. Seither hat er mit seinen Beleuchtungsaktionen weltweit für Aufsehen gesorgt. Das Kolosseum in Rom, das Brandenburger Tor in Berlin, die Nasa-Raketen in Cape Canaveral dienten ihm schon als Projektionsflächen. Die spektakulärsten Bilder entstehen, wenn Hofstetter mit seinen Projektoren in der Natur unterwegs ist. Dann erstrahlt plötzlich Wilhelm Tell am Matterhorn oder die «Titanic» auf einem Arktis-Eisberg: lichte Momente von eigentümlicher Faszinationskraft. Wir haben den umtriebigen Hofstetter getroffen – in seinem fünfzigplätzigen Privatkino in Zumikon. **Seite 56**

Ihre Treicheln erzeugen den Sound des Widerstands. Im Gleichschritt marschieren die Schwyzer Freiheits-Trychler in ihren weissen Kutten durch die Städte des Landes und protestieren gegen die Corona-Politik der Be-



Urchige Freiheitskämpfer: Schwyzer Trychler, Reporter Zeller (2. v.l.).

hörden. Wer sind diese urchigen Frauen und Männer? Reporter Roman Zeller besuchte sie im Muotatal und sprach mit ihnen über die Schweiz. **Seite 20**

Seitdem Stefanie Heinzmann als Teenager eine deutsche Castingshow gewann, gilt sie als das Stimmwunder aus dem Wallis. Davon, dass seitdem aber auch bei ihr nicht immer alles rosig war, singt sie auf ihrem neusten Album, «Labyrinth», das während der Pandemie entstand und doch so viele positive Gefühle verbreitet wie kaum eines zuvor. «Weil ich das brauche, weil ich mich nicht selbst in ein Loch hinunterziehen, sondern mir sagen will, dass ich das schaffe», sagte Heinzmann unserem Redaktor

Anton Beck. Ohnehin versucht sie mehr denn je, die Balance zu finden, und meint, dass das am besten klappt, wenn sie «nicht immer alles so persönlich» nimmt. **Seite 78**

Vor 200 Jahren starb Napoleon Bonaparte. Zu den verrücktesten Episoden seines aussergewöhnlichen Lebens zählt der sogenannte Adlerflug, die kurzzeitige Rückeroberung der Macht per Gewaltmarsch von Südfrankreich nach Paris. Ihren Anfang nahm die Kampagne auf einem Plateau oberhalb von Grasse. Der Zürcher Kulturunternehmer Lucas Albers konnte das Grundstück kaufen und hat dort Grosses vor. **Seite 72**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



DIE NEUE DAVIDOFF DOMINICANA

EINE DAVIDOFF DOMINICANA SPIEGELT DIE LEIDENSCHAFT, WELCHE DURCH DIE MENSCHEN, DIE KUNST, DIE MUSIK UND DEN BODEN FLIESST WIDER •

**EINE INSEL DER AROMEN,
FERNAB DER KÜSTE
DES GEWÖHNLICHEN**



Davidoff
CIGARS

TIME BEAUTIFULLY FILLED





Heldenreisen: J. K. Rowling. Seite 38



Auf Napoleons Spuren: Lucas Albers. Seite 72



Kultur der Schweiz: Denise Tonella. Seite 100

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Achter Bundesrat im Machtrausch
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Jacqueline de Quattro
- 10 Tagebuch
- 12 Regenbogen über der Bahnhofstrasse
Abstimmungspropaganda der ZKB
- 13 Europas Nacht hat längst begonnen
Essay von Klaus J. Stöhlker
- 14 Stationen einer Genossen-Karriere
SP-Politiker Roberto Rodriguez
- 16 Deutschland
Versagen in der Flutkatastrophe
- 17 Kariem Hussein Der schnelle
Hürdenläufer stolpert
- 18 Christoph Mörgeli
«Eingemitteter» FDP-Präsident
- 18 Personenkontrolle
- 19 Peter Bodenmann
Klimaneutrale Schweiz: ein Spaziergang

SPEZIAL ZUM 1. AUGUST

- 20 Schwyzer Freiheits-Trychler
«Schön ist es, wenn man für sein Land
bis zum Umfallen kämpft»
- 24 Unsere Frau in Moskau
Korrespondentin Luzia Tschirky
- 26 Herbert Kickl, Parteichef
«Der Islam gehört nicht zu Österreich»

- 29 Kurt W. Zimmermann
Historisch und hysterisch
- 30 Verliebte Roboter
Künstliche Intelligenz mit Gefühlen?
- 32 Viktor Giacobbo
Die private Seite des Komikers
- 36 Wo die Berge schrumpfen
Hubert Mooser wandert im Wallis
- 38 Der Fall J.K. Rowling
Julie Burchill über die Kultautorin
- 41 Lisa Bader «Sommelier des Jahres»
- 42 «Niemand weiss, was ethisch ist»
Wirtschaftsrechtler Peter V. Kunz
- 44 Brigitte Bardot Sarah Pines über
die Leitfigur eines neuen Lebensstils
- 46 Meine Blechschäden
Linus Reichlins Automobil-Bilanz
- 47 Szenen einer Treibjagd
Hanno Berger in Auslieferungshaft
- 48 Moutier Was treibt die Gemeinde
in die Arme des Kantons Jura?
- 50 Loco Escrito, Latin-Sänger
«Was das Herz sagt, ist das Wichtigste»
- 53 Herodot
- 54 Pestalozzi als politischer Vordenker
Die unbekannte Seite des Pädagogen
- 56 Gerry Hofstetter, Lichtkünstler
- 61 Beat Gygi Wunder Wirtschaft
- 62 Robert Brandenberger, Kosmologe
«Es gibt keinen Anfang der Zeit»
- 64 Auto Alfa Romeo Giulia GTA
- 66 Freddy Burger, Gastronom
Grosse Pläne nach der Monsterkrise

- 68 Ein Leben wie ein Grand Prix
Tüftler Rudi und Töff-Engel Dane,
- 71 Essen Sushi und die Guten
- 72 Plateau Napoléon
Der Coup des Zürchers Lucas Albers
- 76 Geldpolitik in der Sackgasse
Orientierungslose Zentralbanken
- 77 Objekt der Woche
- 78 Stefanie Heinzmann, Musikerin
«Es macht mir Spass, älter zu werden»
- 80 Nigel Biggar, Moralthologe
«Waffe für eine zeitgenössische Schlacht»
- 82 Philipp Gurt, Bestsellerautor
Ungeschliffener Diamant
- 83 Nachruf Alfred Biolek (1934–2021)
- 84 Leben auf dem Lande
Raus aus der Stadt mit Cora Stephan
- 87 Königin der Spiele
Game-Designerin Philomena Schwab
- 88 Michel Comte, Künstler
Wie der Grossvater, so der Enkel
- 90 Bücher Sommer-Tipps
von den *Weltwoche*-Autoren
- 94 Fricktal, mon amour
Hommage von Christoph Grenacher
- 96 Thor Kunkel, Kultschriftsteller
Soda aus Gletscherwasser
- 100 Denise Tonella Die neue Direktorin
des Landesmuseums
- 102 Claudio Zuccolini, Komiker
«Die Rolle des Klassenclowns gefiel mir»
- 104 Esther Vilar, Feministin «Im Grunde
haben wir ja das gleiche Programm»
- 106 Körzis Hollywood

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'611'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8113 **Dorfhaus**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'955'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'007'300.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8475 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 891'000.-, Bezug auf Anfrage
www.birch-seuzach.ch



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottensbühl**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'299'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8104 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisstetten**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'577'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'873'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8495 **Salend**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 679'400.-, Bezug nach Vereinbarung
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Mattstetten**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch




2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'363'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per **Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

Achter Bundesrat im Machtrausch

Kanzler Walter Thurnherr will die Führung des Bundesrats in der Covid-Krise untersuchen. Überhaupt äussert sich der oberste Beamte ganz schön anmassend.

Christoph Mörgeli

Bislang verstanden sich die Bundeskanzler als diskrete Administrativgehilfen der Landesregierung. Selbst wenn sie die Strippen zogen, taten sie es im Hintergrund und verkleinerten sich zu grauen Verwaltungsmäusen. Der gegenwärtige Bundeskanzler Walter Thurnherr (Die Mitte) hingegen gibt sich nicht öffentlichkeits-scheu, sondern selbst- und machtbewusst. Im Interview mit den Tamedia-Zeitungen zieht er höchstselbst die «grosse Bilanz zur Corona-Krise». Er sei vom Bundesrat beauftragt worden, «das ganze Krisenmanagement einer umfassenden Evaluation zu unterziehen». Nun ist nachvollziehbar, dass unsere Regierung ihr Tun und Lassen möglichst selber oder doch durch eine ihr unterstellte, abhängige Instanz untersuchen lassen will. So funktioniert das aber nicht in unserem politischen System, zumindest nicht ausschliesslich so.

«Mehrheits-, nicht evidenzbasiert»

Walter Thurnherr mag vorpellen, wie er will: Selbstverständlich wird die bundesrätliche Führung in der Covid-Krise in erster Linie durch die politische Aufsicht untersucht. Und diese ist nicht der Bundeskanzler, sondern das Parlament beziehungsweise dessen Geschäftsprüfungskommission. Möglicherweise wird sogar eine parlamentarische Untersuchungskommission aufarbeiten, welche Fehler durch wen gemacht wurden und welche Lehren daraus gezogen werden müssen. Dass dies dem Bundesrat nicht behagt, liegt auf der Hand. Viel lieber hätte es die Landesregierung, wenn sich der mit eingebundene, mitverantwortliche Stabschef mit den bundesrätlichen Unterlassungen beschäftigen würde. «Unsere Evaluation ist auf mehrere Jahre angelegt», betont Thurnherr. Auch das ist Musik in den Ohren des Bundesrats. Denn nach «mehreren Jahren» ist fast alles vergessen, und Gesundheitsminister Alain Berset (SP) weilt genau wie die meisten seiner Kolleginnen längst nicht mehr im Amt.

Angesichts seiner Ankündigung einer langjährigen Evaluation stellt sich die Frage, warum der Bundeskanzler als ersten seiner Lernpunkte erwähnt, «mit welcher Ge-

schwindigkeit sich auch in der Schweiz grundsätzlich Dinge ändern können». Exakt diese Geschwindigkeit der Veränderungen müsste eigentlich auch die Bundesverwaltung in Schwung setzen und eine zeitnahe interne Untersuchung garantieren. Dass der «wohl mächtigste Beamte der Schweiz» angesichts der Impfstoffentwicklung dem Internationalismus das Wort redet, erstaunt insofern nicht, als der



Geradezu zynisch: Thurnherr.

Bund zuliess, dass das hervorragende Schweizerische Serum- und Impfinstitut (Berna) ans Ausland verhökert wurde.

Thurnherr stellt als ausgebildeter Physiker mit einem gewissen Bedauern fest, dass das politische System der Schweiz «mehrheits-, nicht evidenzbasiert» funktioniere. Passt dem Herrn Bundeskanzler die Demokratie nicht mehr? Ganz sicher nicht evidenzbasiert war in der Corona-Krise die Aufrechterhaltung des öffentlichen Verkehrs bei gleichzeitiger Schliessung der Gastronomie. Mit Logik und Vernunft ist nicht zu erklären, warum man sich in überfüllten Trams oder Pendlerzügen weniger anstecken soll als in Restaurants mit vorbildlichen Schutzkonzepten. Auch der bundesrätliche Atomausstieg oder die Verkehrs-, Energie- und Klimapolitik vermögen einer Überprüfung auf Evidenz wohl schwerlich zu genügen.

Der Bundeskanzler vertritt die Meinung, unser Land richte sich «nach der Mehr-

heit» aus. Auch diese Behauptung scheitert streckenweise am Faktencheck: So haben die Behörden weder bei der Ausschaffungs- noch bei der Masseneinwanderungsinitiative die Mehrheitsmeinung umgesetzt.

Beim Nein des Souveräns zum CO₂-Gesetz scheint alles in eine ähnliche Richtung der bundesrätlichen Ignorierung zu laufen. Da tönt es geradezu zynisch, wenn Thurnherr meint: «Die echten Freunde der Verfassung akzeptieren dann auch das Resultat der Volksabstimmung.» Läge es nicht am Bundesrat, beim Akzeptieren von Volksabstimmungen mit gutem Beispiel voranzugehen?

Vielsagende Wortwahl

Die Wissenschaft sei «am äussersten Orbit der Verwaltung angesiedelt», nämlich bei den ausserparlamentarischen Kommissionen, findet Thurnherr. Tatsächlich rechtfertigt genau diese Verwaltung ihre – in keiner einzigen Wirtschaftsbranche erreichten – Löhne mit der wissenschaftlichen Ausbildung so vieler Bundesangestellten. Walter Thurnherr ist selber ebenso Wissenschaftler wie die meisten Mitarbeiter des Bundesamtes für Gesundheit (BAG). Wenn es dort heute an naturwissenschaftlicher, medizinischer oder epidemiologischer Kompetenz fehlt, müsste dieser Missstand umgehend behoben werden. Die Berufung der Politologin Anne Lévy sowie des Juristen und SP-Karrieristen Thomas Christen an die BAG-Spitze geht jedenfalls exakt in die falsche Richtung.

Schliesslich spricht der munter politisierende Verwaltungsmann Walter Thurnherr auch noch den Graben zwischen den «grösseren Städten» und dem «Hinterland» an. Am Gebrauch der Wörter erkennt man die Gesinnung. Das Wort «Hinterland» sollte jedenfalls ein Kanzler der Eidgenossenschaft nicht in den Mund nehmen. Als Nächstes folgen sonst ziemlich rasch die «Hinterwäldler». Oder die «Hinterletzten». Im eigenen Leben scheint Thurnherr jedenfalls das «Hinterland» durchaus zu schätzen: Er wohnt im schönen Dorf Sigriswil hoch über dem Thunersee.

Liebe Jacqueline de Quattro

Sie und wir wissen, dass Sie die beste Wahl für das Parteipräsidium der FDP wären. Eine(n) Bessere(n) gibt's zurzeit nicht. Alle, die sich jetzt freiwillig melden, aber nur mit angezogener Handbremse, sprich: nur für ein Co-Präsidium, haben nicht Ihren Leistungsausweis: langjährige Exekutiverfahrung als Regierungsrätin des Kantons Waadt, beliebt bei allen Parlamentariern als verlässliche Gesprächspartnerin. Immer bereit, mutig in die Lücke zu springen, wenn kein anderer für eine knifflige Aufgabe zu haben war.

Ihnen, der «Blonden», wie Sie von Neidern abschätzig genannt wurden, hat man oft die heissen Kartoffeln zugeschanzt, Militär, Polizei, Raumplanung, Umweltschutz, und zwar genau dann, wenn es schwierig wurde. Alles haben Sie mit Bravour bewältigt, sich als perfekte Krisenmanagerin bewährt. Genau das braucht heute die FDP. Obendrein haben Sie neben der Viersprachigkeit (Deutsch,



Mit Bravour:
FDP-Politikerin de Quattro.

Französisch, Italienisch, Englisch) den Vorteil, niemandem etwas beweisen zu müssen. Sie sind glücklich und stehen gerade vor der Wiedereröffnung einer Anwaltskanzlei.

Als erfolgreiche Sportlerin und frühere Judo-Schweizer-Meisterin wissen Sie auch bestens,

wie man Mitbewerber ins Leere laufen lässt. Darum lassen Sie auf Journalistenfragen nur ausrichten, Sie seien in den Ferien. Aber nein gesagt haben Sie noch nicht.

Was Sie auch auszeichnet, ist Ihre Überzeugung, dass ein Co-Präsidium keine gute Sache ist, weil zu zeitaufwendig für die dauernden Absprachen. Und schon haben Sie verlauten lassen, dass es wichtiger sei, eine Strategie zu finden als eine neue Präsidentin, einen neuen Präsidenten. Ökologie ist für Sie übrigens kein Fremdwort, seit vierzehn Jahren predigen Sie, dass nicht Verzicht und Verbote der richtige Weg seien, sondern eine innovative Wirtschaft, die Probleme aktiv anpackt.

Vielleicht schafft es die FDP ja noch, Sie für das zeitraubende, undankbare Amt zu überzeugen. Gut wär's.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Anonymus



Wir schreiben den 17. Juli 2021. Meine Familie und ich geniessen Mykonos (ja, es gibt hier auch ganz normale Familien). Bei der Rückkehr vom Strand sehen wir den Direktor unseres Hotels ein Schild anbringen. Geschäfte, Bars et cetera seien für eine Woche von ein bis sechs Uhr morgens geschlossen. Man dürfe in dieser Zeit auch nicht ausgehen. Zudem wird ein Musikverbot verordnet.

Der Hoteldirektor erklärt uns, ein Dutzend junge Italiener seien bei Stichproben positiv auf Corona getestet worden. Nun befürchte man, das Virus könne sich in der Partyszene verbreiten. Krank sei niemand, aber um das gehe es eh nicht. Er vermutet politischen Druck der EU und auch der Türkei. Man wolle das Partyvolk, das hier teils in Massenschlägen wohne, weghaben.

Nun gut, für uns als Familie nicht weiter tragisch. Später fahren wir nach Mykonos-Stadt, um in einem schönen Restaurant zu essen. Am Tisch nebenan sitzen zwei Pärchen aus den USA. Wir kommen ins Plaudern.

Sie seien zum ersten Mal im Sommer in Europa. Es gebe zurzeit sehr günstige Flüge, ausserdem verlange die EU keinerlei PCR-Tests, Impfausweise oder Quarantäne von Amerikanern. Dies, während uns Europäern die Einreise in die USA nach wie vor verweigert wird. Aber das scheint für Brüssel und auch für Bern in Ordnung zu sein.

Sonntag, 18. Juli. Ich schaue die Schweizer Sonntagsmedien durch. Es wird auch über die Verordnung in Mykonos berichtet. Wir verbringen einen schönen Tag am Strand. Am Abend treffen wir uns mit

Freunden im Restaurant «Scorpios». Natürlich ohne Musik, aber die Stimmung ist gut und der Sonnenuntergang traumhaft. Um ein Uhr sind wir zurück im Hotel zum Schlummi.

Montag, 19. Juli: Jetzt geht's los. Ich lese die Schlagzeilen in der Schweiz: «Corona-Chaos auf Mykonos», «Lockdown im Corona-Chaos», «Mykonos versinkt im Chaos», «Fussballstars sitzen fest», «Mykonos muss in Lockdown».

Habe ich etwas verpasst? Nein, sämtliche Artikel sind voll von falschen Informationen. Mit reisserischen Titeln wird Panik verbreitet. Diejenigen, die in der Schweiz geblieben sind, können sich hämische Kommentare nicht verkneifen und schimpfen über das üble Partyvolk, das es in unfassbarer und egoistischer Weise gewagt hat, in die Ferien zu fliegen. Da ich vor Ort bin, fühle ich mich verpflichtet, einen Kommentar zu schreiben, der die Fakten klarstellt. Der Kommentar wird nicht publiziert. Meine Freunde machen dieselbe Erfahrung.

Guter Journalismus zeichnet sich durch neutrale und objektive Berichterstattung aus. Die Glaubwürdigkeit der Medien ist deren höchstes Gut. In den letzten Monaten sind aber Tausende von Blogs mit Hunderttausenden bis Millionen von Followern entstanden, die alternative Informationen zu jenen der Mainstream-Medien verbreiten. Die Glaubwürdigkeit und Unabhängigkeit der etablierten Medien wird offenbar von vielen Menschen in Frage gestellt. Das hat gerade beim Thema Pandemie zu vielen unterschiedlichen Meinungen und zu Verhärtungen geführt.

Covid-19 ist heute nicht mehr die Bedrohung. Die Bedrohung ist der Glaubenskrieg, der

entstanden ist. Wir werden aufgeteilt, gespalten. Es wird eine Meinung indoktriniert, und wer eine andere hat, wird ausgegrenzt.

Blick-TV hat zum Beispiel eine Serie gestartet, um mit «Corona-Massnahmen-Kritikern» zu sprechen. «Wir wollen verstehen, wie diese Leute denken», sagt der Moderator. Was meint er damit? Für mich klingt das so: «Wir» sind die Guten, die es wissen, und «die» sind andersdenkende Querulanten, die es zu bekehren gilt.

Ich glaube, wir befinden uns auf einem gefährlichen Weg. Gewisse Politiker verlangen ja bereits, dass Krankenkassen für Ungeimpfte nicht mehr zahlen sollen. Andere fordern gar die öffentlich sichtbare Kennzeichnung der Ungeimpften. Wie kann einer so etwas Unfassbares öffentlich fordern, ohne Empörung auszulösen? Die Zeiten, in denen man Leute gekennzeichnet hat, liegen ja noch nicht weit zurück!

Nicht das Virus, sondern die politisch und medial geschürte Spaltung der Menschen sowie die Machtspiele zwischen den Ländern in dieser Frage sollten uns Sorgen machen. Wir sind nicht in China, wir leben in einer Demokratie. Toleranz und Solidarität haben uns gross gemacht. Allerdings sind wir mit Vollgas dabei, wesentliche Grundwerte unserer Gesellschaft zu zerstören.

Hier sitze ich nun auf Mykonos, im angeblich «wütenden Corona-Chaos», und lese anstatt Zeitungen lieber ein gutes Buch.

Der Autor ist ein bekannter Schweizer Unternehmensberater.

Fünf Gründe für smartes Silber

Elektromobilität, Medizinaltechnik, Digitalisierung: Die Megatrends der Zukunft brauchen Silber, was den Preis des Edelmetalls hochtreiben dürfte. Gut, dass sich mit dem S-Deposito von BB Wertmetall einfach und sicher in reines Silbergranulat investieren lässt.

Von *Stephan Lehmann-Maldonado*

1. Silber ist immer Geld wert

Der Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman hat es auf den Punkt gebracht: Silber ist das wichtigste Geldmetall der Geschichte. Die früheste Silbertransaktion überliefert die Bibel. So erwarb etwa Glaubensvater Abraham das Grab für seine Frau Sara mit Silber. Es handelt sich um den ersten Landerwerb im «gelobten Land» Kanaan. Notabene nennt die Heilige Schrift das Silber meist vor Gold. Zahlreiche Sprachen verwenden denselben Begriff für Silber wie für Geld. Tatsächlich hat Silber seine Kaufkraft über Jahrtausende gehalten. Demgegenüber verlor der «harte Franken» seit Einführung der Schweizerischen Nationalbank anno 1907 über 90 Prozent an Wert.



Innovation aus Silber: die Vermögensaufbau-Lösungen von BB Wertmetall AG

2. Das S-Deposito erschliesst Ihnen den Königsweg zu Silber

Das S-Deposito von BB Wertmetall vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit jenen eines Kontos. Jede Einzahlung fliesst direkt in reines Silbergranulat. Dieses wird vollumfänglich versichert in einem Zollfreilager in der Schweiz aufbewahrt. Je nach Ihren Bedürfnissen eignet sich ein anderes Modell für Sie. Für Einsteiger ist das S-Deposito light konzipiert, der «kleine Bruder» des S-Deposito. Für professionelle Anleger bietet sich das S-Deposito Pro an. Egal, wofür Sie sich entscheiden: Sie können flexibel Silber erwerben – und es jederzeit wieder in Geld einlösen. Denn Silbergranulat ist der Grundrohstoff für sämtliche Silberprodukte und industrielle Anwendungen. Darum ist es äusserst liquide.

3. Verschaffen Sie sich Unabhängigkeit vom Bankensystem

Banken erfüllen wichtige volkswirtschaftliche Aufgaben. Doch wie jedes andere Unternehmen sind auch sie nicht unverwundbar. 1991 ging beispielsweise die Spar- und

Leihkasse Thun pleite. Zu einer sorgfältigen Risikostreuung gehört daher auch, sich für einen allfälligen Bankkonkurs oder gar einen Kollaps des Geldsystems zu wappnen. Die gute Nachricht ist da, dass das S-Deposito unabhängig von Banken und Staat funktioniert. Das physisch vorhandene Silbergranulat gehört den Anlegerinnen und Anlegern. Es fällt also selbst im Worst-Case-Szenario nicht in die Konkursmasse.

4. Setzen Sie bei Ihren Einkäufen auf wahre Werte

Wer ein S-Deposito besitzt, kann Waren und Dienstleistungen bei anderen S-Deposito-Teilnehmern einkaufen. Dabei tauschen Sie Silbergranulat gegen die gewünschte Ware, was man «Bartern» nennt. Dank digitalisierter Prozesse geht das ganz einfach, etwa übers Smartphone. Immer mehr Firmen schliessen sich dem S-Deposito-System an – vom Delikatessenladen bis zum Baugeschäft. So entstehen Partnerschaften, die auf gemeinsamen Werten beruhen.

5. Profitieren Sie vom Boom

Schon heute stammt über die Hälfte der Silbernachfrage aus der Industrie. Boombranchen wie Medtech, Telecom und Elektromobilität lechzen nach Silber. Je früher Sie ins Edelmetall investieren, desto besser.

Engagement für bleibende Werte
Die BB Wertmetall aus Lenzburg entwickelt Lösungen, um mit Edelmetallen systematisch Wohlstand aufzubauen und zu erhalten. CEO ist der Anlage- und Rohstoffexperte Werner J. Ullmann, der zuvor börsenkotierte Gold-Explorationsgesellschaften gegründet und geleitet hat.

bb-wertmetall.ch
Telefon +41 62 892 48 48
E-Mail service@bb-wertmetall.ch

 **BB Wertmetall**
Gut zu haben.

Regenbogen über der Bahnhofstrasse

Die Zürcher Kantonalbank finanziert Abstimmungspropaganda der «Ehe für alle»-Befürworter. Dabei müsste sie als Institut in öffentlichem Besitz politisch neutral sein.

Marcel Odermatt

Es gehört heute zum guten Ton und zum Selbstmarketing: Schweizer Grosskonzerne informieren in grossflächigen Inseraten, dass bei ihnen Personen unterschiedlicher sexueller Orientierung und Geschlechteridentität arbeiten. Damit bekennen sie sich zur sogenannten LGBTQ+-Bevölkerung.

Ob Swiss, Logitech oder Swisscom: Sie alle präsentierten sich in den letzten Wochen mit Regenbogenfarben, dem Symbol dieser Bewegung. Die Firmen nennen das Diversitäts- und Inklusionsstrategie. Etwas weniger abgehoben bedeutet das: Die Unternehmen wollen die besten Mitarbeiter und Angestellten, ganz gleich, mit wem diese ins Bett steigen. Und umgekehrt sind in einer Marktwirtschaft alle einfach potenzielle Konsumenten und Kunden, unabhängig davon, was sie sonst so treiben und welche sexuellen Präferenzen sie haben.

«Besonderer Dank»

Ganz vorne an der LGBTQ+-Front stehen die Banken. Gleich drei Finanzinstitute – Credit Suisse, UBS und Zürcher Kantonalbank (ZKB) – sind offizielle Partner des Zurich Pride Festival. Es wird wegen der Covid-Pandemie am 4. September statt wie üblich im Juni abgehalten. In diesem Pride-Monat wird jährlich an die Stonewall-Unruhen in New York erinnert – eine Serie von gewalttätigen Konflikten zwischen Homo- sowie Transsexuellen und der Polizei nach einer Razzia im Jahr 1969.

Eigentlich sollte man meinen, dass insbesondere die Credit Suisse nach einer Reihe von milliardenteuren Flops ihre Prioritäten anders setzen könnte oder müsste. Doch als privates Unternehmen kann die Zürcher Traditionsbank selber entscheiden, ob sie mit solchen Sponsorings ihre Ziele besser erreicht.

Problematisch erscheint dagegen das Engagement der ZKB. Die viertgrösste Bank der Schweiz besitzt die Rechtsform einer öffentlich-rechtlichen Anstalt und befindet sich vollständig im Eigentum des Kantons Zürich, das heisst, sie gehört allen Zürchern. Mit der Werbung für die Zurich Pride unterstützt die Bank jetzt ein Anliegen, über das am 26. Sep-

tember abgestimmt wird: die «Ehe für alle». Die Initianten des Anlasses haben das Ja zur Vorlage buchstäblich auf ihre Fahne geschrieben: Es ist das offizielle Motto des Events («Trau dich. Ehe für alle jetzt!»).

Die Veranstalter teilen auf ihrer Website mit: «Das Parlament hat am 18. Dezember 2020 die «Ehe für alle» angenommen. Mehrere erzkonservative Komitees haben jedoch das Referendum dagegen ergriffen.» Deshalb komme es nun zur Volksabstimmung, «die wir gemeinsam

Wer sich trotzdem getraut, in dieser Frage dagegenzuhalten, muss gute Nerven und viel Mut haben.

gewinnen müssen». Ein «besonderer Dank» gehe «an alle Unternehmen, die auch in ausserordentlichen Zeiten weiterhin mit ihrer Unterstützung zu unserem wichtigen Anlass halten», schreiben die Veranstalter weiter und meinen damit auch die Zürcher Kantonalbank.

Das stösst den Referendumsführern sauer auf. «Hier wurde eine klare Grenze überschritten», sagt Anian Liebrand, Koordinator des gegnerischen Komitees. Dass sich ein Unternehmen wie die ZKB, das politisch neutral sein müsste,

an diesen politischen Kampagnen beteilige, sei «nur noch enttäuschend und irritierend». Er erwartet, dass die Bank offenlegt, mit wie viel Geld sie die Zurich Pride unterstützt.

Überhaupt machen die Gegner der «Ehe für alle» nicht die besten Erfahrungen mit den Banken. Während diese nach aussen gerne dem Zeitgeist frönen und sich als Kämpfer gegen Diskriminierung und Intoleranz verkaufen, nehmen sie es selber mit diesen Werten nicht so genau. Der Trägerverein «Nein zur Ehe für alle» bekundete grosse Mühe, ein Konto zu eröffnen, wie die CH-Media-Zeitungen kürzlich berichteten.

Nachdem sie bei mehreren Banken abgeblitzt war, erbarmte sich schliesslich die Postfinance ihrer und eröffnete der Organisation die Möglichkeit, ihre finanziellen Angelegenheiten abzuwickeln. Gegen die Raiffeisenbank Zug hat der Verein inzwischen Strafanzeige wegen Verstosses gegen das Diskriminierungsverbot eingereicht.

Opportunisten und Trittbrettfahrer

Am Hauptsitz der ZKB an der Zürcher Bahnhofstrasse gibt man sich unterdessen bedeckt. «Die Zürcher Kantonalbank ist seit 2020 Sponsoring-Partnerin der «Zurich Pride». Sie unterstreicht damit ihr Bekenntnis zu Vielfalt und Inklusion. Auf das Motto der Pride – dieses Jahr: «Trau Dich! Ehe für alle jetzt!» – hat die Bank keinen Einfluss», sagt Sprecherin Johanna Stauffer. Gleichzeitig räumt sie ein, dass sich die Anstalt nicht in politische Entscheidungen einmischen darf. «Als öffentlich-rechtliches Institut hält sich die Zürcher Kantonalbank im Abstimmungskampf zurück», erklärt Stauffer.

Dass die Bank glaubt, hier grosszügig die eigenen Standards nicht einhalten zu müssen, hängt mit dem Thema zusammen. Es ist die Stunde der Opportunisten und Trittbrettfahrer. Die Befürworter stehen als Sieger schon fest. Wer sich trotzdem getraut, in dieser Frage dagegenzuhalten, muss gute Nerven und viel Mut haben. Keine Attribute, mit denen die Finanzinstitute in den letzten Jahren gegläntzt hätten.



„Mein Mann muss noch lernen, sich im Urlaub zu entspannen...“

Europas Nacht hat längst begonnen

Ein Konzept aus der Physik hilft, den Niedergang unseres Kontinents zu verstehen. Aufzuhalten ist die Entwicklung nicht mehr. Auch die Schweiz ist betroffen.

Klaus J. Stöhlker

Der zweite Hauptsatz der Thermodynamik stammt aus dem Jahr 1847. Der legendäre deutsche Physiker Hermann von Helmholtz hat diese zentrale Erkenntnis festgehalten.

Seine Kollegen Rudolf Clausius und Ludwig Boltzmann haben daraus das Konzept der Entropie entwickelt, worin festgehalten wird, wie viel Chaos in einem System steckt. Der letzte bedeutende Wissenschaftler, der sich mit dem Fortgang der Entropie beschäftigte, war der amerikanische Ökonom Jeremy Rifkin. Er publizierte 1980 sein Buch «Entropie – ein neues Weltbild».

Demnach unterliegt auch die Erde dem Gesetz der Entropie. Eines nicht allzu fernen Tages werden auf unserem Planeten alle sozialen und biodynamischen Systeme zerfallen sein. Staub zu Staub, wie es im Alten Testament heisst.

Die Entropie bleibt immer Siegerin

Wer Europa als tausend Jahre erfolgreiches biodynamisches System begreift, wird der Wahrheit näherkommen. Während Jahrhunderten fand auf dieser kleinen Halbinsel des asiatischen Kontinents eine Explosion des Wissens statt, wie dies die Erde zuvor nicht erlebt hatte. Es waren die dynamischen Machtstrukturen Europas, der unbarmherzige Wettbewerb der Kaiser-, Königs- und Fürstenhäuser untereinander, der diese Verdichtung hervorrief.

Dann, seit 200 Jahren, die liberal-demokratische Revolution, der heute noch nicht beendete Kampf um die individuellen Menschenrechte. Europa errang unter der Führung von Grossbritannien, gefolgt von Frankreich, Russland und vielen anderen Kleinstaaten, die Welt Herrschaft. Es erlebte seine maximale Potenz im Guten wie im Bösen.

Die während Jahrhunderten verhinderte Entropie Europas schlug dann zu. In der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts brach das europäische Machtsystem zusammen. Die Angst des britischen Militärs vor den Deutschen, die masslose Dummheit von Kaiser Wilhelm II., der kulturelle Niedergang der Habsburger und der



Brüsseler Mikromanagement.

Osmanen, der Aufstieg eines österreichischen Landstreichers zum deutschen Kanzler, die Eitelkeit der Franzosen und Italiener, alles trug dazu bei, dass das «Haus Europa» zerbrach.

Seither wird der Versuch gemacht, vor allem im Rahmen der Europäischen Union, aus dem zertrümmerten Palast einen modernen Zweckbau zu retten. Doch die Entropie, der natürliche Zerfall der irdischen Strukturen, lässt sich in Europa nicht mehr stoppen. Die Entropie bleibt immer Siegerin.

Die EU, und damit Europa, ist kraftlos geworden. Es gelingt ihr keine gemeinsame Energie- und Klimapolitik, keine gemeinsame Ver-

Die politischen Eliten des Westens kommen nicht mehr auf Touren.

Es gilt: «Take the money and run.»

teidigungs- und Migrationspolitik und keine abgestimmte Innenpolitik mehr. Der Brüsseler Wasserkopf erschöpft sich im Mikromanagement, ängstlich darum besorgt, nach den Briten könnten weitere Mitglieder abspringen. Die Schweiz hat der EU den Handschuh vor die Füsse geworfen; davon später.

Derweil bricht die Filiale des weissen Mannes im Westen, die USA, schneller als gedacht zusammen. Wenig Produktivität und eine immer grössere Verschuldung haben dort den Lebensstandard des Volkes ruiniert. Das Durchschnittsalter des Amerikaners ist auf 77 Jahre

gesunken. Verlorene Kriege in Afghanistan und im Nahen Osten, die Tausende von Milliarden US-Dollar kosteten, haben den Niedergang der US-Infrastruktur begünstigt.

Die Entropie hat nicht nur Europa, sie hat auch die USA erfasst. Das war zu erwarten, denn ein neues Gesellschaftsmodell zeichnet sich auf beiden Kontinenten nicht ab.

Die politischen Eliten des Westens, sofern dieser Ausdruck noch angebracht ist, kommen nicht mehr auf Touren. Vielmehr gilt: «Take the money and run.»

Dem stehen China und andere aufstrebende Staaten Asiens gegenüber. Es ist vor allem China, dessen strukturelle Stärke dem Westen weit überlegen ist. Mao Zedong und Xi Jinping ist es in knapp hundert Jahren gelungen, das Riesenland China wie ein Phönix aus der Asche steigen zu lassen. Die Annahme westlicher Politiker, Chinas nationales Denken liesse sich in der Säure westlicher Marktwirtschaft auflösen, erwies sich als Irrtum.

Boden putzen für Beamte

Und die Schweiz? Wer unsere zahllosen innen- wie aussenpolitischen Probleme lösen möchte, muss über herkulische Kräfte verfügen. Seit einer Generation sieht es eher so aus, als habe die Entropie auch bei uns zugeschlagen.

Dem grossen Verhinderungspolitiker Christoph Blocher stehen nur Zwerge aus anderen Parteien gegenüber. Sie putzen den Boden für übergrosse Verwaltungen von Bund, Kantonen und Gemeinden, für globale Konzerne, die grosse Gewinne abwerfen, und ein blühendes Anwalts- und Treuhandgeschäft.

Der Niedergang grosser Teile der Schweiz, mag er auch langsam vonstattengehen, ist Teil des entropischen Niedergangs Europas. Unsere grosse Zeit liegt hinter uns. Lasst uns den bunten Sonnenuntergang geniessen, wie er auf Adolf Muschgs neuem Buch «Aberleben» auf dem Titel zu sehen ist. Die Nacht Europas hat längst begonnen.

Klaus J. Stöhlker, Doyen der Schweizer Unternehmensberater, lebt und arbeitet in Zollikon.

Stationen einer Genossen-Karriere

Roberto Rodriguez war der Vorzeige-Secondo der Zürcher SP – bis er für seinen Abgang als Schulpräsident 652 000 Franken kassierte.

Alex Baur

Je grösser die Fallhöhe, desto lauter das Getöse. Diesem medialen Grundgesetz konnte sich auch Roberto Rodriguez nicht entziehen. Dabei war der Präsident des Schulkreises Uto nur einer von 34 gewählten Cheffunktionären der Stadt Zürich, deren Rücktritt gemäss Reglement mit bis zu vier Jahresgehältern vergoldet wird, selbst wenn sie freiwillig gehen. Insofern waren die 652 000 Franken Abgangsentschädigung nach elf Amtsjahren, die zurzeit die Gemüter erhitzen, für Zürcher Verhältnisse nicht aussergewöhnlich. Nur wird das normalerweise diskret abgewickelt.

Es sind die Umstände, welche die Abfindung selbst für rot-grüne Kreise zum Skandal machen. Da wäre zum einen die Tatsache, dass sich der zurücktretende Schulpräsident Roberto Rodriguez von einem Kollegium, das er selber präsierte, zum neuen Leiter des Schulhauses Falletsche in Zürich Leimbach wählen liess (für die Wahl trat er in den Ausstand). Die Schule gilt als Problemherd. Doch es erscheint schleierhaft, wie Rodriguez jene Probleme, die er als Schulpräsident nicht in den Griff kriegen konnte, als Schulleiter besser meistern sollte. Er verfügt nicht einmal über ein Lehrpatent.

Rentable Degradierung

Theoretisch wäre seine Abstufung vom Schulpräsidenten mit einem Jahressalar von 186 000 Franken zum Schulleiter in Teilzeit mit einer Lohnneinbusse von jährlich 70 000 Franken verbunden gewesen. Doch der springende Punkt liegt hier: Dank einer Abgangsentschädigung von 650 000 Franken, die er steueroptimiert in kleinstmöglichen Tranchen über mehrere Jahre beziehen kann, käme er am Ende für weniger Arbeit auf einen höheren Lohn. Nur ist das im Grunde kein Rodriguez-Skandal.



Weniger Arbeit, mehr Lohn: SP-Politiker Rodriguez.

Technisch gesehen hätte Roberto Rodriguez, der am 6. September seinen 56. Geburtstag feiert, seine rentable Degradierung nicht besser arrangieren können. Denn das bisherige Reglement der Stadt Zürich will es, dass die Abfindung bis zum 55. Altersjahr steigt und danach wieder sinkt. Zwar löste vor drei Jahren die obszöne 850 000-Franken-Abfindung für alt Stadträtin Claudia Nielsen (SP) eine Revision der Tarife aus. Doch der Stadtrat liess sich mit der Kürzung seiner eigenen Privilegien viel Zeit. Mittlerweile befindet sich immerhin

eine Vorlage in der Vernehmlassung, welche die Abfindung auf 2,8 Jahreslöhne beschränkt; zudem würde die Hälfte eines allfälligen neuen Lohnes in Abzug gebracht. Doch für Rodriguez gilt dies nicht. Er schaffte den Absprung noch rechtzeitig.

Trend-Gastronom

Aus kapitalistischer Sicht handelte Roberto Rodriguez richtig. Er folgte den finanziellen Anreizen. Doch für eine Partei, die den Kapitalismus überwinden will und den Sozialneid bewirtschaftet wie keine andere, ist der Fall mehr als peinlich. Zwar ist die SP schon lange nicht mehr die Búezer-Partei, die sie einmal war. Doch warum um Himmels willen, so dürfte sich doch der eine oder andere Genosse fragen, soll ein faktisch unkündbarer, hochbesoldeter und privilegierter Funktionär, dem Rückstellungen für schlechtere Zeiten ohne weiteres zuzumuten wären, präventiv gegen einen Einkommensverlust geschützt werden, während jeder einfache Angestellte, der von der Hand in den Mund lebt, innerhalb von bestenfalls drei Monaten mit leeren Händen auf der Strasse steht?

Peinlich ist der Fall für die SP aber vor allem auch, weil Roberto Rodriguez als Prototyp eines Stadtzürcher Genossen gilt und von der Partei

als Vorzeige-Secondo jahrelang gehätschelt wurde. Ursprünglich stammt Rodriguez aus Schönenwerd SO. Nach einer abgebrochenen Lehre als Bauzeichner und einer Weltreise fand er in den 1990er Jahren in der IT-Abteilung der Bank Leu eine Stelle und bildete sich weiter. In den nuller Jahren machte sich Rodriguez als trendiger Gastro-Unternehmer (Café «Plüsch», «Casablanca», «Schweighof») einen Namen in der linken Szene.

Politisch profilierte sich Rodriguez bei «Secondos Plus» insbesondere für das Aus-

länder-Stimmrecht und die automatische Einbürgerung von Ausländerkindern. Mit Stolz verkündete er einst, er würde sich nicht um die Schweizer Staatsbürgerschaft bemühen, sein spanischer EU-Pass sei ebenso gut. In den linksalternativen Kreisen fand man diese trotzig Ablehnung lässig. Von 2006 bis 2010 amtierte Rodriguez als politischer Sekretär der SP Aargau. Er wohnte allerdings die ganze Zeit mit seiner Familie in Zürich Wiedikon, wo er sich irgendwann doch noch diskret einbürgern liess.

2010 dann der Karrieresprung: Roberto Rodriguez wird zum Schulpräsidenten im Kreis Uto gewählt. Schon sein Vorgänger, Andreas Rüegg, ein Chaot im Che-Guevara-Look, der seinen Sessel nach zwei Jahrzehnten widerwillig räumen musste, war Sozialdemokrat. Böse Zungen behaupten, dass in Zürich Wiedikon selbst ein Orang-Utan gewählt werden würde, wenn er ein SP-Schild trüge. Ganz so einfach war es indes nicht. Es kam zu einer Kampfwahl mit drei Kandidaten, die in der ersten Runde praktisch zu einem Patt führte. Die Kandidatin der Grünen ebnete Rodriguez den Weg, indem sie im

Aus kapitalistischer Sicht handelte Roberto Rodriguez richtig. Er folgte den finanziellen Anreizen.

zweiten Wahlgang ihre Kandidatur zurückzog. Doch es ist eine Tatsache, dass die SP in Zürich heute fünf von sieben Schulleitern und die mit Abstand grösste Delegation in den Kreisschulbehörden stellt.

2012 konnte sich Rodriguez auch wohnsitzmässig massiv verbessern: Er bezog mit seiner Frau und den drei Kindern ein brandneues Reihenhaus der genossenschaftlichen Siedlung Grünmatt am Fuss des Uetlibergs mit betörender Fernsicht über Stadt und Berge. Das Friesenberg-Quartier, welches zu einem grossen Teil im Besitz von Genossenschaften oder der Stadt ist, gilt als eine Art Zürichberg der Genossen, ist allerdings viel preisgünstiger.



„Irgendwie habe ich ein mulmiges Gefühl...“

Weltwoche Nr. 30.21
Cartoon: Kai Felmy

Wer es in linken Kreisen zu etwas gebracht hat, findet sich hier unter seinesgleichen, mit relativ niedrigem Ausländeranteil.

Wie sich Rodriguez in seinem Amt als Schulleiter bewährte, lässt sich schwer objektivieren. Die Zahl der Konflikte, die unter seinem Vorgänger an der Tagesordnung waren, gingen gemäss der Auskunft von Lehrern zurück. Von seinem wichtigsten Wahlversprechen, einer Reduktion der Bürokratie, habe man allerdings nie etwas bemerkt. Eine ruhige Kugel hat Rodriguez als Chef von 32 Schulleitern und 1200 Mitarbeitern allerdings kaum geschoben. Die Zahl der Kinder stieg während seiner elfjährigen Amtszeit von rund 4500 auf 7000. Viele Sitzungen fanden am Abend statt, eine Vierzig-Stunden-Woche reichte dafür sicher nicht. Faulheit wirft ihm denn auch kaum einer vor.

Schon eher wird bezweifelt, dass er als diplomierter Verbandsmanager mit Berufserfahrung in kleinen Gastrobetrieben und bei der SP Aargau über das Know-how verfügte, um einen derartigen Betrieb zu schmeissen. Rodriguez wurde, wie alle Schulpräsidenten, als mittlerer Manager entlohnt. Doch gewählt wurde er in erster Linie, weil er einer bestimmten Partei angehörte. Und anders als ein Manager musste er sich nie einer Qualifikation stellen oder eine Entlassung befürchten.

Wachsendes Heer von Funktionären

Hier liegt wohl auch der Kern des Problems. Die Reformen und Reorganisationen der letzten Jahrzehnte haben zu einer gewaltigen Aufblähung des administrativen Apparates mit gutdotierten politischen Ämtern geführt. Wo früher ein Lehrer im Nebenamt die Schule leitete, sind heute Bürokraten am Werk. Wo einst Schulpfleger für ein mageres Sitzungsgeld das System überwachten, haben heute hochbezahlte Kreisschulpräsidenten das Sagen, die wiederum ihren eigenen Apparat unterhalten. Und neben allen thront der Schulvorsteher Filippo Leutenegger (FDP) über seinem eigenen Stab. Dieses wachsende Heer von Funktionären kreiert immer wieder neue administrative Aufgaben, die nach neuen Funktionären rufen – ohne dass die Volksschule dadurch merklich besser geworden wäre. Vielmehr ächzen die entmündigten Lehrer unter der bürokratischen Last.

Doch darüber wird kaum gesprochen. Die SP der Stadt Zürich macht auf Schadensbegrenzung, kritisiert «die deutlich zu hohe Abgangsentschädigung» (die sie zu einem guten Teil selber zu verantworten hat) und die «unsensible» Wahl von Roberto Rodriguez zum Schulleiter (die nun, anders als die Abgangsentschädigung von 650 000 Franken, rückgängig gemacht wurde). Rodriguez selber hat sich vorübergehend ferienhalber ins heimatliche Spanien abgesetzt.

«FIT FOR 55»

Die Formel für ein Gesetzespaket zur Umsetzung des Klimagesetzes ist nur vordergründig eine Klimarettungs-Vision. Es ist der gesetzgeberische ökosozialistische Grundstein eines Brüsseler Haftungs- und Umverteilungs-Zentralstaats. Auf über 3000 Seiten hagelt es grüne Verbots- und Verzichtspolitik – bei Konsum, Besitz, Mobilität, Reisen und tatsächlichem Fortschritt. Mit neuen CO2-Klimasteuern, in Zukunft auch im Verkehrs- und Gebäudesektor, schafft sich die EU-Kommission in eklatanter Verletzung der EU-Verträge ein eigenes Steuersystem. Willkürliche Verbote von Verbrennungsmotoren ab 2035, unerreichbare CO2-Reduktionsvorgaben, die zum Umbau in einen angebotsorientierten Strommarkt führen werden und CO2-Schutzzölle, die unsere Exportwirtschaft bestenfalls nicht schützen im globalen Wettbewerb, bedrohen unseren Wohlstand und unsere bürgerlichen Freiheiten. Sie gehen uns alle an! Mein Europa ist eine freie, friedliche und in Freundschaft verbundene Wirtschafts- und Interessengemeinschaft souveräner Staaten. Es ist ein demokratisches, starkes Europa der Vielfalt und Traditionen.

Ihre Dr. Sylvia Limmer

Besuchen Sie mich unter:
f /Sylvia.Limmer.MdEP/



Deutsches Theater

Wenn die Politik bei der Flut und der Pandemie versagt, schweigen die Medien.
Frontbericht aus der Bundespressekonferenz in Berlin.

Boris Reitschuster

Es war ein Debakel: Nach der Hochwasserkatastrophe in mehreren Teilen Deutschlands hatte die Bundesregierung auf der Bundespressekonferenz am 19. Juli auf ganz entscheidende Fragen und Vorwürfe keine Antwort. Sie konnte sich nicht äussern zu den Klagen einer Mitentwicklerin des Europäischen Hochwasserwarnsystems (EFAS).

Die hatte angegeben, die Bundesregierung sei schon am 10. Juli vor Hochwassern gewarnt worden; dabei seien auch die gefährdeten Regionen aufgezählt worden. Und zwar 24 Stunden bevor die Katastrophe durchschlug.

Die Sprecherin des Berliner Verkehrsministeriums, Lisa Herzog, antwortete auf entsprechende Fragen auf der Bundespressekonferenz wie folgt: «Erst einmal muss ich dazu sagen: Die Information darüber, wie das europäische Warnsystem jetzt konkret mit unserem zu tun hat, habe ich gerade nicht im Kopf, muss ich zugeben. Ich kann gerne noch einmal nachfragen. Insofern müsste ich mich eben erst einmal selbst darüber informieren, wie dabei genau die Meldekette ist.»

Warum das Ministerium sich nicht auf solche kritischen Fragen vorbereitete, kann man nur ahnen.

Auch Sascha Lawrenz, Sprecher des Bundesinnenministeriums, konnte kaum Konkretes vorbringen, als es darum ging, warum die Sirenen im Lande nicht funktionierten. Das wusste man zwar im Ministerium seit verganginem Jahr. Aber man hat es eben auch nicht geändert.

Zu kuschelig

Die Bundespressekonferenz ist eine einmalige Einrichtung. Anders als in anderen Ländern lädt nicht die Regierung die Journalisten ein, sondern es ist umgekehrt: Die Hauptstadtkorrespondenten haben sich zu einem Verein zusammenschlossen und laden ihrerseits die Regierungsvertreter ein. Damit sie Rede und Antwort stehen.

Kritiker bemängeln aber seit einigen Jahren, dass die gute Idee heute nicht mehr richtig verfangt: zu kuschelig sei es geworden zwischen Medien und Politik.

In der Bundespressekonferenz in Hochwasserzeiten lieferte die Regierung leere Phrasen, statt klar Rede und Antwort zu stehen. Sie stammelte, rettete sich in vage Ausflüchte, konnte kaum Konkretes sagen.

Leider ist das keine Ausnahme. Mir persönlich ergeht es regelmässig so, dass sich Regierungssprecher und Behördenleiter oft

Sie stammelte, rettete sich in vage Ausflüchte, konnte kaum Konkretes sagen.

mehr in der Kunst des Nicht-Antwortens üben als in der des Antwortens. Teilweise wird einem als kritischem Journalisten sogar fast schon demonstrativ die Antwort verweigert.

Sieben Mal fragte ich auf der Bundespressekonferenz, wie in Deutschland mit PCR-Tests verfahren werde, bei denen der Getestete zwar ein positives Testergebnis bekommt, aber keinerlei Symptome einer Krankheit vorliegen. Sieben Mal verweigerten die Verantwortlichen eine Antwort.

Einmal fragte ich dazu den Chef des Robert-Koch-Instituts (RKI), Lothar Wieler, und wollte wissen, in wie vielen solcher Fälle ein Zweittest gemacht werde. Seine Antwort: «Herr Reitschuster, tut mir leid, ich habe die Zahl nicht im Kopf, also ich bin kein wandelndes Zahlenlexikon. Aber die Zahlen können wir Ihnen auf Anfrage der Pressestelle geben, was wir an Informationen haben.»

Als ich dann die Pressestelle fragte, kam die Antwort: «Hier gab es offenbar ein Missverständnis. Diese Daten liegen dem RKI nicht vor.»

Als ich kürzlich eine Sprecherin von Jens Spahn fragte, was an Berichten dran sei, laut denen mehr Menschen immun seien gegen Corona als angenommen, kam die Antwort, ich solle doch beim RKI nachfragen.

Ein anderer Spahn-Sprecher wollte auf die Frage, welche wissenschaftlichen Studien es zur Wirksamkeit des Lockdowns gegeben habe, trotz zweifacher Nachfrage nicht antworten. Zum Schluss sagte er dann: «Ich habe jetzt das gesagt, was ich dazu zu sagen hatte.»

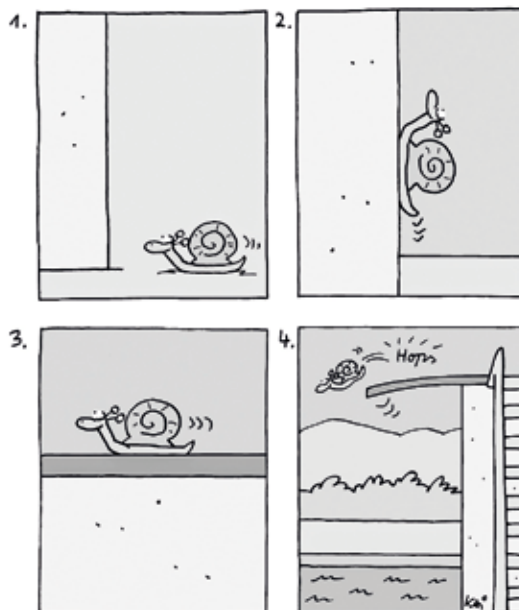
Meine Replik – «Also gar nichts!» – war kaum zu hören, weil mein Mikrophon abgestellt war. Die Liste solcher Antwortverweigerungen liesse sich erschreckend lange fortsetzen.

Mehrfach gesperrt

Die Bundesregierung kann von Glück sagen, dass die Bundespressekonferenz seit kurzem nicht mehr von den grossen Sendern ausgestrahlt werden darf. So erfolgte ihre Auskunftsverweigerung zumindest unter Ausschluss der grossen Öffentlichkeit – abgesehen von Youtube, wo aber etwa mein Kanal mehrfach gesperrt wurde.

Ein Schelm, wer Böses dabei denkt, dass die zu Beginn der Corona-Krise eingeführten Liveübertragungen pünktlich zum Wahlkampf für die Bundestagswahl im September beendet wurden.

Boris Reitschuster ist Journalist und Autor. Er leitete von 1999 bis 2015 das Moskauer Focus-Büro und betreibt heute die Website Reitschuster.de.



Der schnelle Doktor

Der Schweizer Hürden-Star Kariem Hussein stolpert über eine positive Dopingprobe. Es ist der erste Bruch in einem sonst perfekten Lebenslauf.

Thomas Renggli

Wer schon mal das Vergnügen hatte, ihn persönlich zu treffen, kann sich der Aura des 32-jährigen Thurgauers schwer entziehen: klarer Blick, kräftiger Händedruck, druckreife Zitate. Vor drei Jahren schloss Kariem Hussein das Medizinstudium mit dem Staatsexamen ab. Sportlich war er 2014 in die Herzen der Schweizer Öffentlichkeit gerannt – als er an den Europameisterschaften im Zürcher Letzigrund die einzige Goldmedaille für den Veranstalter gewann. «Der König von Zürich», schrieb damals der *Tages-Anzeiger*, der *Blick* beförderte ihn zum «Pharao aus Tägerwil».

Am vergangenen Samstag nun, 24 Stunden nachdem Hussein seine positive Dopingprobe an den Schweizer Meisterschaften am 26. Juni via Youtube-Botschaft bekanntgemacht hatte, stellte er sich in einer Online-Medienkonferenz der Öffentlichkeit. Es war ein Auftritt, der an Professionalität nichts zu wünschen übrigliess. Hussein wirkte gefasst, entschuldigte sich bei Fans, Öffentlichkeit und Medien und nahm alle Schuld auf sich – probierte so viel Transparenz wie möglich zu schaffen. Die Verpackung der Stellungnahme war derart makellos, dass die wichtigste Frage nicht gestellt wurde: Wie ist es, zu erklären, dass ein Arzt die Zusammensetzung eines Medikaments nicht kennt, das von vielen Wanderern und Hobbylangläufern gegen Müdigkeit verwendet wird und auf dessen Packungszettel explizit davor gewarnt wird, dass es wegen der leistungssteigernden Wirkung von Nikethamid eine positive Dopingkontrolle bewirken kann?

Aus dem Nichts über 2,01 Meter

Hussein hätte zweifellos auch auf diese Frage die passende Antwort gefunden. Er musste sie aber nicht liefern, weil er in den Medien einen Bonus genießt, von denen viele seiner Sportkollegen nur träumen können – einen Bonus, den er sich mit seinem galanten Auftreten und seiner faszinierenden Lebensgeschichte durchaus verdient hat. Hussein ist der Sohn eines ägyptischen Vaters und einer Schweizer Mutter. Vor 41 Jahren wanderte Ehab Hussein, Volleyballprofi und gelernter Physiotherapeut und Osteopath, in die Schweiz ein. Bald erhielt er eine Stelle am Spital



«Absurdität»: Sportler Hussein, 32.

in Münsterlingen, wo er auch seine erste Ehefrau Verena (die Mutter von Kariem) traf.

«Von meinem Vater habe ich die Leidenschaft für den Sport geerbt. Und den Ehrgeiz, etwas zu erreichen», sagte Hussein in einem Interview. Als er an einem Sporttag der Kantonschule quasi aus dem Nichts im Hochsprung 2,01 Meter überquerte, entdeckte er sein Talent für die Leichtathletik. Schliesslich entschied er sich für 400 Meter Hürden. Hussein steigerte sich kontinuierlich – und lief am 15. August 2014 – fünf Jahre nach seinem ersten Rennen – zu EM-Gold. Seine persönliche Bestzeit (48,45 Sekunden) stellte er im August 2015 an einem Meeting in Zug auf. Im selben Jahr siegte er an Weltklasse Zürich als erster Schweizer Athlet im Hauptprogramm seit vierzehn Jahren.

Hussein beherrscht nicht nur den Spagat zwischen Spitzensport und akademischer Laufbahn; auch das Leben zwischen zwei Kulturen gelingt ihm scheinbar mühelos. Obwohl im konservativen Thurgau das Verständnis für den Islam nicht überall gleich gross ist, bleibt Hussein seinen Wurzeln treu. Er praktiziert

seinen Glauben und hält sich vorerst auch an den Ramadan – bis er realisiert, dass das Fasten mit dem Leben als Hochleistungssportler nur schwer zu vereinbaren ist.

Was bleibt hängen?

Gesellschaftlich und akademisch hat er sich in der Schweiz längst etabliert. Sportlich befindet sich Hussein seit einigen Jahren aber auf dem absteigenden Ast – auch weil ihn immer wieder Verletzungen zurückwarfen. Im Januar 2018 kämpfte er mit lädierten Muskeln im Gesässbereich und musste die Saison abbrechen. 2019 startete er wieder, doch immer noch unter Schmerzen und mit einem Leistenbruch, den er vor knapp zwei Jahren operativ beheben liess. Im selben Jahr trennte er sich von seiner Trainingsgruppe in den Niederlanden und verschob sein Zentrum nach Zürich und St. Gallen. Dann kam Corona – und auch für Hussein ein Jahr des Stillstands. Doch rechtzeitig auf die Olympischen Spiele in Tokio hin schien seine Form zu stimmen. Unlängst sagte er: «Ich bin extrem motiviert und freue mich fast noch mehr auf den Sport als früher.»

Nun wurden seine Ambitionen kurz vor dem Höhepunkt zerstört. Hussein erhielt die fatale Botschaft von Antidoping Schweiz vor zwei Wochen per E-Mail. «Es war für mich ein Riesen-schock. Ich war zu 100 Prozent überzeugt, dass ich das Mittel einnehmen darf.» Nun ist er für neun Monate gesperrt. Dass sein Ruf – als Arzt wie als Sportler – damit erheblichen Schaden genommen hat, will er nicht abstreiten. Er könne die Stunden Schlaf in den vergangenen zwei Wochen an einer Hand abzählen, sagte er an der Online-Medienkonferenz – und fügte an: «Es tut mir leid». Dabei wirkte er so glaubwürdig, wie ein überführter Dopingsünder wirken kann. Gleichzeitig bezeichnet er sein Vergehen als «Absurdität» und «Banalität» – und sagte kämpferisch: «In neun Monaten geht's wieder los.»

Ob es so weit kommen wird, bleibt abzuwarten. Denn der Zeit und dem Alter kann selbst der smarteste Athlet nicht enteilen. Und ob hinter seinem Vergehen vielleicht nicht doch mehr steckt als ein verhängnisvolles Missgeschick, weiss nur Kariem Hussein selber.

MÖRGLI

«Eingemitteter» FDP-Präsident

Der Name «Marcel» kommt von «Mars» und bedeutet «Krieger». Marcel Dobler heisst der Krieger, der sich mutig – manche meinen todesmutig – an die Spitze der FDP durchkämpfen will. Die Mitglieder der Findungskommission seien zwar «verschwiegen wie die Agenten eines Geheimdienstes». Weniger verschwiegen gab sich Marcel Dobler, der lautstark sein Interesse am FDP-Präsidium markierte.

Anders als der Freisinnige Hermann Hess, auch er ein Ostschweizer Unternehmer vom rechten Parteiflügel, zieht sich Dobler nicht desillusioniert über die Leerläufe in Bern aus der Bundespolitik zurück. Der St. Galler Nationalrat möchte im Gegenteil mehr Verantwortung in der FDP übernehmen. Seine Voraussetzungen sind gut: Er betätigt sich erfolgreich in der freien Wirtschaft, ist materiell unabhängig und hat ein selbstverantwortliches, eher staatskritisches Weltbild.

Leider ritt sich Marcel Dobler schon im ersten Interview bei CH Media in den Sumpf. Nämlich in den Sumpf der Mitte. Angesprochen auf seine «rechten» Überzeugungen, meinte er: «Es liegt auf der Hand, dass sich ein Politiker als Parteipräsident in seiner neuen Funktion innerhalb der Organisation ein Stück weit einmitten muss.» Falsch. Ein guter FDP-Präsident müsste seine Partei von seinen Überzeugungen überzeugen. Besteht seine Strategie bloss darin, sich den Parteikollegen anzupassen, entblösst er sich als Karrierist, dem es ums Ergattern eines Ämtchens statt um die richtige Politik geht.

Auch fordert Dobler ein Double im Präsidium der FDP. Wieder falsch. Führung und Verantwortung sind unteilbar. Als Mehrkämpfer wollte Dobler auch als Erster und Einziger durchs Ziel. Der sich abzeichnende FDP-Zweikampf im Bundesrat sollte ihm genügen. Marcel Dobler, Präsident des Spielzeugherstellers Franz Carl Weber, muss sich bald mit parteiinternen Spielverderbern herumschlagen. Die FDP wird zu seinem gefährlichsten Spielzeug. Man wünschte sich in der Parteienlandschaft die FDP wieder unter den Viertausendern. Statt der heutigen Parteiparole: «Getrennt blamieren, vereint klagen».

Christoph Mörgeli

PERSONENKONTROLLE

Neukom, Züsli, Neff, Frei, Indergand, Aiwanger, Söder, Macron, Frébault



Dreifach-Triumph: Sina Frei, Jolanda Neff und Linda Indergand (v. l.).

Martin Neukom, Demokrat, zeigt sich einsichtig. Der grüne Zürcher Baudirektor wollte seinen Kollegen im Regierungsrat eigentlich seine Strategie dazu präsentieren, wie im ganzen Kanton der CO₂-Ausstoss auf null gesenkt werden könne. Nach dem Nein zum CO₂-Gesetz hat er aber beschlossen, seinen Vorschlag zu schubladisieren. Man habe diesen «unter der Annahme geschrieben, dass es ein Ja gibt», sagte Neukom zum *Tages-Anzeiger*. «Es käme bei den Leuten schlecht an, wenn wir sie jetzt einfach veröffentlichen würden, als hätte es die Abstimmung nicht gegeben.» Übt sich Martin Neukom in Demut vor dem Souverän? Noch näher liegt die Begründung, dass seine Klimastrategie bei der bürgerlichen Regierungsmehrheit ohnehin gescheitert wäre. (mö)

Beat Züsli, Ferien-Stapi, hat seiner Luzerner Stadregierung eine lange Pause verordnet. Wer sich derzeit an den Stadtrat wendet, wird automatisch darüber informiert, dass sich das Gremium «ab 10. Juli 2021 in seiner Sommerpause» befinde. Die erste Sitzung nach den Ferien «findet am 18. August 2021 statt». Es könne währenddessen «nicht garantiert werden», dass Fragen «auf operativer Stufe im üblichen Mass beantwortet werden». Die Lohnkosten von rund 220 000 Franken für jedes Stadratsmitglied fallen natürlich auch während der fünfwöchigen Pause an. (fsc)

Jolanda Neff, Selfmadefrau, lag am Weihnachtstag 2019 am Boden – im wörtlichen Sinn: Horrosturz in den USA, gerissene Milz, gebrochene Rippe, kollabierte Lunge. Lebensgefahr. Neun-

zehn Monate später strahlt die 28-jährige St. Gallerin heller denn je. Im olympischen Mountainbike-Rennen lässt Neff der Konkurrenz keine Chance und sorgt – zusammen mit ihren Teamkolleginnen **Sina Frei** und **Linda Indergand** – für einen grossen Sportmoment. Zuletzt waren vor 85 Jahren (durch die Kunstturner im Bodenkamp) in einem olympischen Wettkampf alle drei Medaillen in die Schweiz gegangen. Neff ist im hiesigen Sport in jeder Beziehung eine Ausnahmefigur. Sie studierte an der Uni Zürich Geschichte, Englisch und Französisch, managt sich selber und wird von ihrem Vater Markus trainiert. (tre)

Hubert Aiwanger, Bajuware, muckt auf. Der Chef der bayerischen Freien Wähler attackiert die harte Corona-Strategie seines Koalitionspartners **Markus Söder**, der Ungeimpfte benachteiligen will. «Wir wollen ein Deutschland für alle», formulierte es der Vize-Ministerpräsident in bayerischer Grammatik. «Zu den Allen gehören auch die Ungeimpften.» Aiwanger hat sich noch nicht impfen lassen, sehr zu Söders Missfallen. (ky)

Emmanuel Macron, Globetrotter, hat einen neuen Titel. Bei einer Reise nach Französisch-Polynesien besuchte er als erster Präsident die zum Archipel gehörenden Marquesas, wo man ihn unter dem traditionellen Blumenschmuck fast erstickte. Bürgermeisterin **Joëlle Frébault** ernannte ihn zum Te Hakaiki Taha'oa – «Grosser Häuptling, der voranschreitet und weit geht». Ziemlich weit. Von Paris sind es 15 000 Kilometer. (ky)

Klimaneutrale Schweiz: ein Spaziergang

Stattdessen faktenfreie Energiepolitik von rechts bis links.



Gute Nachrichten: Deutschland kann innert zehn bis fünfzehn Jahren klimaneutral werden, wenn es jedes Jahr fünfzig Milliarden Franken in den ökologischen Umbau steckt. Allerdings beansprucht der Umbau 2 Prozent der Landfläche.

Deutschland hat zehnmal mehr Einwohner als die Schweiz. Und mehr Schwerindustrie. Der Gebäudebestand ist energetisch noch schlechter als unserer. Und im Gegensatz zur Schweiz hat Deutschland keine nennenswerten Speichersseen. Und keine Berge, in denen man mittels alpiner bifazialer Freiflächenanlagen im Winter gleich viel Solarstrom wie im Sommer produzieren kann. Umgekehrt pfeift der Wind im Norden zu Land und zur See stärker.

Wir geben jedes Jahr direkt und indirekt zehn Milliarden Franken für die Bauern aus. Fünf Milliarden jährlich würden wegen der besseren Ausgangslage im Vergleich zu Deutschland ausreichen, um bis 2035 klimaneutral zu werden.

Die Autoindustrie macht uns vor, wie schnell das mit technischen Disruptionen so geht. Die Verbrenner sind todgeweiht. Volkswagen und Mercedes bauen riesige Batteriefabriken. Und Renault wird ab 2025 Elektroautos günstiger anbieten als seine bisherigen Verbrenner.

Nächstens werden günstige Luft-Wasser-Wärmepumpen auch bereits bestehende Öl- und Gasheizungen vom Markt blasen. Und Fernwärmenetze unrentabel machen. Wer dies nicht wahrhaben will, sollte sich einmal auf Alibaba.com umsehen. Die Umstellung auf Elektroautos und Luft-Wasser-Wärmepumpen braucht allerdings mehr Strom.

Es war ein Fehler, dass der Bundesrat das Rahmenabkommen und damit die Stromdreh-scheibe Schweiz abgeschossen hat. Wir brauchen deshalb notgedrungen einen Plan B, damit wir im Winter jene zusätzlichen 25 Milliarden Kilowattstunden Strom selber produzieren können, die wir nach dem Abstellen der rostigen und auf Sand gebauten Atomkraftwerke benötigen. Der Zustand der Debatte bereitet noch Kopfweg.

Nichtschwimmer Christian Inark — Der Jungspund will mit überflüssigem Sommerstrom aus Wasserkraft Wasserstoff produzieren. Lächerlich.

Nichtschwimmerin Magdalena Martullo-Blocher — Papa Christoph Blocher hat Kaiseraugst mitversenkt. Und sich gemäss Franz Stein-

Die klimaneutrale Schweiz ist bis 2035 möglich, wenn wir 2025 durchstarten.

egger erfolgreich mit fremden, weil freisinnigen Federn geschmückt. Er war einfach schneller und frecher. Martullo-Blocher fordert jetzt für den Fall des Falles den Bau eines neuen Atomkraftwerks. SP und Grüne reagierten empört. Sie müssten den Spiess umdrehen: Wenn die Ems-Chemie ein Atomkraftwerk bauen wolle, so sei dies möglich, allerdings müssten die damit verbundenen Risiken von 3000 Milliarden Franken voll versichert werden.

Nichtschwimmer Rudolf Strahm — Der ehemalige Preisüberwacher regt sich neu über die Strombarone auf, die nichts gegen Hacker ma-

chen würden. Das Problem: Wir haben keine Strombarone mehr, sondern nur noch Stromballöchen. Auch weil Strahm mit seinem Kampf gegen das Rahmenabkommen der Stromdreh-scheibe Schweiz in den Fuss geschossen hat.

Nichtschwimmerin Simonetta Sommaruga — Die zuständige Bundesrätin erweckt den Eindruck, alle ändern hätten die letzte Abstimmung verloren. Sie will – obwohl sich Europa rasend schnell bewegt – weitermachen, als sei nichts geschehen. Sie ist inzwischen der grösste Standortnachteil für alle, die einen schnellen ökologischen Umbau wollen. Für SP und Grüne gilt offenbar: «Il faut pas tirer sur l'ambulance.»

Die Problembären Hans Weiss und Raimund Rodewald wollen trotz Gletschersterben nicht wahrhaben, dass Klimaschutz der beste Landschaftsschutz ist. Ohne solare Freiflächenanlagen schafft eine sich notgedrungen selbst versorgende Schweiz den ökologischen Umbau nicht. Niemand kann die beiden Problembären waschen, ohne deren Fell endlich nass zu machen.

Das Nein zum EWR hat nichts verhindert. Weder die Personenfreizügigkeit noch die Vierzig-Tonnen-Lastwagen. Alles kam nur später und wurde teurer. Beim Klimaschutz ist es anders. Mit jedem Jahr bis 2025 wird die Null-Energie-Schweiz etwas günstiger. Genau wie der Kauf eines Elektroautos. Die klimaneutrale Schweiz ist bis 2035 möglich, wenn wir 2025 durchstarten. Wir sind immer etwas spät dran, aber nie ganz zu spät.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

«Schön ist es, wenn man für sein Land bis zum Umfallen kämpft»

Vier Schwyzer Freiheits-Trychler über Politik, den Stadt-Land-Graben, Frauen und Männer, die Natur und ihr Rezept gegen das Unglücklichsein.

Roman Zeller

Sie sind die schellenden Freiheitskämpfer. Traditionell vertreiben sie die bösen Geister, heute lehnen sie sich gegen den Staat und das Corona-Regime auf. Sie tragen weisse Kutten und nennen sich «Freiheits-Trychler».

Cyryll Villiger, 32, von Lauerz in Schwyz, gelernter Netzelektriker, gehörte mit Christian Gwerder, 38, einem Landwirt aus dem Muotathal, zu den rund ein Dutzend Trychlern, die am 10. April in Altdorf zum Denkmal von Wilhelm Tell, ihrem Vorbild, durchdrangen – trotz Polizei mit Pfefferspray und Gummischrot.

Sie standen ein für Freiheit und die Schweiz. «Ich hatte Hühnerhaut», sagt der eine. «Mir kam das Augenwasser», erinnert sich der andere. Seither begleiten sie schallend die Corona-Demonstrationen, im Gleichschritt, für einen «schönen Schlag und lauten Klang».

Aus dem Brauchtum, das ihnen von den Vorfahren weitergegeben wurde, entwickelte sich auch für Daniel Schilter, 34, gelernter Metzger und Bauer aus Lauerz, ein politisches Instrument – «um ein Zeichen zu setzen».

Therese Mächler, 32, eine Pflegerin aus Siebnen, war die erste Freiheits-Trychlerin, die mit den Schellen ihren Unmut kundtat. «Wir lassen uns nicht bieten, dass man uns vogtet», sagt sie. Mittlerweile äussern rund fünfzig Menschen trychlend ihre Meinung, der Verein zählt mehr als zweihundert Mitglieder.

Zusammen sitzen die vier Schwyzer Freiheits-Trychler in einer Muotathaler Alphütte, trinken Kaffee mit Schnaps, rauchen krumme Zigarren. Draussen tobt das Wetter, als fiele uns der Himmel auf den Kopf. Nur die Glocken der Kühe, kleine Trychlen, bimmeln hell.

Weltwoche: Unsere Ausgabe dreht sich um die verrückte Welt, in der wir leben. Wie beurteilen Sie die Grosswetterlage in der Schweiz?

Daniel Schilter: Nicht gut. Viele wissen gar nicht mehr, was sie überhaupt dürfen. Frei sein, seine Meinung frei äussern, ohne diskriminiert zu werden, das geht heute alles nicht mehr.

Weltwoche: Wo brennt es hierzulande?

Cyryll Villiger: Das Hauptproblem ist der Opportunismus. Die Leute machen bei allem

mit, weil es bequem ist: Sie ziehen etwa Masken an, nur damit sie keinen Ärger haben. Schlimm!

Christian Gwerder: Ja, am meisten stören die Masken, sogar Kinder werden damit geplagt. Und dann der faktische Impfwang: Das geht in Richtung Freiheitsentzug.

Weltwoche: Seit eineinhalb Jahren steuern wir durch die Corona-Pandemie: Was ist Ihre wichtigste Erkenntnis aus dieser Zeit?

Villiger: Persönlich fühle ich mich viel freier als je zuvor: Ich weiss, ich kann auch ohne Maske rumlaufen, und ich weiss, ich kann etwas bewirken, wenn ich hinstehe und mein Gesicht zeige.

Therese Mächler: Ich fühle mich mutiger. Wer mir vor fünf Jahren gesagt hätte, ich stünde mal vor Polizisten in Vollmontur, den hätte ich ausgelacht. Heute laufe ich durch sie durch und denke mir: «So, und jetzt weiter!»

Weltwoche: Wenn Sie die Leistung des Bundesrates beurteilen müssten, was für eine Note gäben Sie ihm?

Villiger: Eine Zwei.

Mächler: Ich wäre beim Einer . . .

Schilter: Von mir kriegen sie ein «besucht».

Weltwoche: Und wie denken Sie über die Bevölkerung? Enttäuscht es Sie, dass sich der freie Schweizer etwa einsperren liess?

Mächler: Ja, das ist unglaublich! Ich dachte immer, in Asien spinnen sie mit ihren Masken,

und jetzt laufen bei uns alle so rum. Und sie lassen sich widerstandslos eine experimentelle Impfung spritzen.

Weltwoche: Woher kommt Ihre Impfallergie?

Mächler: Wir wurden früher durchgeimpft, meine Tochter habe ich nicht impfen lassen. Diana ist heute zwölf Jahre alt und kerngesund.

Villiger: Ich würde mich sofort impfen lassen – auch gegen Corona. Wenn es mich vor einer gefährlichen Krankheit schützen und der Impfstoffhersteller für Nebenwirkungen die Verantwortung übernehmen würde; und wenn die Impfstoffe in der Normalzulassung getestet worden wären. Dann sofort! Aber das trifft halt alles nicht zu.

Weltwoche: Ganz generell: Ist das noch eine gute Schweiz, in der wir leben?

Gwerder: Eigentlich schon. Aber wir leben in einer Wohlstandsgesellschaft. Wir gehen nur noch den Weg des geringsten Widerstands, leider.

Villiger: Ich weiss nicht, wie gut diese Schweiz noch ist. Warum wandern denn jährlich so viele Schweizer aus?

Weltwoche: Was müsste passieren, damit Sie auswandern würden?

Villiger: Ich hab's mir auch schon überlegt. Aber ich könnte es nicht, ich bin zu sehr Patriot. Mich hält das Heimatgefühl.

Weltwoche: Was bedeutet Heimat?

Villiger: Die Gemeinschaft, die Menschen, die hier leben. Die Geschichte, die ich mit einem Ort verknüpfe.

Weltwoche: Was ist noch gut an der Schweiz?

Gwerder: Im Gegensatz zu anderen Ländern, zu Deutschland oder den USA, haben wir noch eine bessere – keine gute! – Regierung. Bei uns ist nicht nur einer zuoberst, wir haben sieben.

Weltwoche: Wenn die Schweiz einen König hätte, wer wäre das?

Schilter: Das müssen Sie gar nicht fragen! Wir sind Schweizer, es kann gar kein Oberhaupt geben.

Weltwoche: Was macht den Schweizer aus?

Villiger: Er traut sich, politisch Verantwortung zu übernehmen, er steht hin und schiebt nicht alles ab. Er lehnt sich also nicht zurück und sagt: «Das machen die da oben schon gut.»



«Mit offenen Armen»: Christian Gwerder.



«Wir sind Schweizer, es kann gar kein Oberhaupt geben»: Cyrill Villiger, Therese Mächler, Daniel Schilter (v.l.).

Weltwoche: Wann sollte ihm, überspitzt gesagt, der Schweizer Pass entzogen werden?

Schilter: Wer fürs Bürgerrecht nicht kämpft, könnte eigentlich verreisen. Sonst darf er machen, was er will. Auch Zugewanderte, zum Bei-

«Ich weiss, ich kann etwas bewirken, wenn ich hinstehe und mein Gesicht zeige.»

spiel Muslime, dürfen gleichberechtigt leben – solange sie die Gepflogenheiten akzeptieren.

Gwerder: Ja, wir stehen mit offenen Armen da. Wir haben mehrere Ausländer, die trychlen – Deutsche, Bolivianer, Türken, Türkinnen.

Unsere Türkin sagte mir kürzlich, sie stehe für unsere Rechte ein, weil es ihr in der Schweiz gefalle, sonst könnte sie ja wieder zurückgehen.

Weltwoche: Wäre toll, wenn eine solche Migrantin abstimmen und wählen könnte. Oder?

Villiger: Das Ausländerstimmrecht steht nicht zur Diskussion.

Weltwoche: Wie viele Menschen verträgt die Schweiz? Maximal.

Gwerder: Es wäre gut, wenn bald fertig wäre. Man kann nicht noch mehr Kulturland verbauen und Bauern mit ihren Werten und ihrer Tradition verdrängen.

Weltwoche: Was löst die Vorstellung einer Zehn-Millionen-Schweiz bei Ihnen aus?

Gwerder: Ich denke, das wird kommen . . .

Aber gut fände ich's nicht!

Weltwoche: Können Sie sich vorstellen, dass die Schweiz irgendwann der EU beitrifft?

Mächler: (Lacht) Nein, unmöglich.

Weltwoche: Woher kommt Ihr Missmut gegenüber der EU?

Schilter: Der schlummert doch in jedem Schweizer Herzen – neutral und unabhängig zu sein. Das ginge in der EU nicht.

Gwerder: Der Wohlstand würde sich angleichen, wir wären wie Italien, Spanien oder Frankreich . . .

Weltwoche: Haben Sie die Fussball-EM verfolgt?

Gwerder: Sicher, als *Tschüteler!* Ich spielte in der 2. Liga. >>>

Weltwoche: Was ist Ihnen aufgefallen?

Gwerder: Das mit dem Hymnen-Singen war so ein Punkt: Haben Sie gesehen, wie die Italiener patriotisch mitgesungen haben – volle Pulle! So etwas finde ich schön, wenn man für sein Land bis zum Umfallen kämpft.

Weltwoche: Können Sie die Schweizer Hymne auswendig?

Villiger: Wir singen sie sogar an den Kundgebungen.

Weltwoche: Frau Mächler, wie viele Trychlerinnen gibt es ausser Ihnen?

Mächler: Traditionell wenige, bei den Freiheits-Trychlern sind wir aber vierzig Prozent.

Weltwoche: Was braucht es, um als Frau mitmachen zu dürfen?

Mächler: Es gibt Vereine, die nehmen keine Frauen, weil sie nichts durchmischen wollen. Bei uns passte ich rein, wir ziehen am gleichen Strick. Und ich war stolz genug, um zu sagen, dass ich nicht wegen der Männer, sondern wegen des Schellens mitmache. Ich wurde einstimmig angenommen.

Weltwoche: Frage an die Männer: Was können Frauen besser? Ganz allgemein.

Villiger: Sie sind feinfühler, das Emotionale liegt ihnen mehr.

Gwerder: Mit Kindern können es Frauen besser, das merke ich daheim. Mütter haben einen starken Einfluss auf die Kinder. Das Kalb läuft ja auch immer der Mutter nach – wobei ich nicht sage, das andere gehe nicht; jeder, der will, kann ein super Vater sein. Aber die Natur ist so, dass das Junge der Mutter nachläuft und der Bock irgendwo ist.

Weltwoche: Frau Mächler, wie denken Sie über Männer?

Mächler: Sie haben mehr Kraft. Und ist es böse, wenn ich sage, dass wir *cheibe vil* gleichzeitig studieren können und ihr nicht?

Weltwoche: Das Frauenstimmrecht jährt sich zum fünfzigsten Mal. Ist das hier ein Thema?

Villiger: Nein, das ist wieder so ein politisch korrektes Thema. Staat und Medien machen da schon genug Theater, da müssen wir nicht auch noch mitmachen.

Weltwoche: Sicher ein Thema ist der Stadt-Land-Graben: Was ist das grösste Missverständnis gegenüber der Landbevölkerung?

Gwerder: Dass wir Hinterwäldler sind. Und Verschwörungstheoretiker. Man tut alles in eine Ecke, wie in der Politik: AfD und SVP sind die Bösen, die macht man mundtot. Das Gleiche passiert mit uns, nur weil wir eine andere Meinung haben.

Weltwoche: Was läuft in den Städten schief?

Villiger: Das Geerdete ist weg. Viele haben den Bezug zur Natur verloren, weil sie nicht mehr mit der Natur zusammenarbeiten müssen, sondern unabhängig davon leben können.

Mächler: Auch das handwerkliche Schaffen geht vielen Städtern ab. Wer dort sagt, er *büeze*



«Das Glück in die eigene Hand nehmen»: Villiger, Mächler, Schilter (v.l.).

als Maler oder Bäcker, ist nach aussen nichts und wird belächelt. Aber es kann ja nicht jeder ein Instagram-Star werden. Bei uns hiess es früher: Lern einen rechten Beruf.

Weltwoche: Was heisst das?

Mächler: Etwas Handwerkliches!

Villiger: Heute kommen viele ohne Berufs- und Lebenserfahrung und direkt nach dem Stu-

«Staat und Medien machen da schon genug Theater, da müssen wir nicht auch noch mitmachen.»

dium zum Kanton auf irgendein Amt. Das sind Leute, die gar nicht merken, wie viel Bürokratie sie produzieren.

Weltwoche: Können Sie sich vorstellen, dass Zürich neun Fachleute für Velowege einstellt?

Schilter: Ja, klar. Aber diese studieren dann nur ums Zeug herum. Wer macht's am Schluss? Wir, die werken. Ohne uns ginge es nicht.

Gwerder: Solche Fachleute müssten mal eine Woche Hunger haben, dann wären die meisten Probleme wie wegblasen.

Weltwoche: Das Problem mit den Mohrenköpfen zum Beispiel? Eine Riesendiskussion.

Gwerder: Ja, genau! (Lacht)

Villiger: Das ist wieder so ein Beispiel, wie die Gesellschaft gesteuert wird: In die Sprache wird überall etwas Schlechtes hineininterpretiert. Jedem, der Mohrenkopf sagt, wird eine böse Absicht unterstellt – das geht doch nicht! Es ist doch niemand, der Mohrenkopf

sagt, deswegen ein Rassist? Das Leitmotiv ist ein komplett anderes.

Weltwoche: Was wäre heute rassistisch?

Gwerder: Wenn man jemanden aus einem Kulturkreis töten wollte, ganz schlimm!

Villiger: Oder wenn ich einem Schwarzen sagte, er dürfe in meinem Café nichts trinken, nur weil er schwarz ist. Das ginge nicht.

Weltwoche: Ist der Wolf bei euch ein Thema?

Gwerder: Noch nicht, aber es ist eine Frage der Zeit, bis er unser Vieh schändet.

Weltwoche: Was ist das grössere Übel: der Wolf, der eure Tiere bedroht, oder der Städter, der den Wolf politisch schützt?

Gwerder: Beides gleich schlimm!

Villiger: Das Problem Wolf könnten wir ohne Städter einfach beheben. Und hier sind wir wieder beim fehlenden Naturbezug: Viele Städter halten sich für wahnsinnig grün. Aber in Abhängigkeit mit der Natur zu leben, ist eine andere Geschichte.

Weltwoche: Wie denken Sie über die Grünen?

Schilter: Für mich sitzen grüne Städter in einer Parkallee und sehen zwei Bäume vor der Nase.

Mächler: Am schlimmsten sind Grüne, die nur Vorschriften produzieren, aber nie etwas machen. Es sässe ja keiner bei Wind und Wetter hier oben und schaute zum Vieh. Würden sie krampfen, wüssten sie, worum's geht. Sie aber bringen Ideen, ohne dass sie jemals etwas damit zu tun gehabt hätten.

Gwerder: Grüne bewegen sich ins Extreme, und alles Extreme befürworte ich nicht.

Weltwoche: Können Sie sich vorstellen, eine Zeitlang vegan zu leben?

Schilter: Das ist sehr streng und kostet.

Mächler: Meine Tochter lebt vegetarisch – obschon sie mit Bratwurst und Landjäger aufwuchs, und zwar gehörig. Auf einmal sagte sie, sie esse kein Fleisch mehr. Mir fiel fast der Deckel runter, aber: Sie zieht es pickelhart durch. Es geht ganz gut.

Weltwoche: Frau Mächler, was, wenn Ihre Tochter mit Greta fürs Klima streiken würde?

Mächler: Das wird nicht passieren. Dafür ist sie zu fest in uns verwurzelt.



Weltwoche: Aber was würden Sie sagen?

Mächler: Wir hätten sicher *Lämpje*. Aber verbieten könnte ich es ihr nicht. Ich will sie ja zu einer selbständigen Erwachsenen erziehen.

Weltwoche: Wie denken Sie übers Klima?

Gwerder: Das mit dem Klima ist schwierig. Vielleicht ist schon etwas da, was spinnt.

Mächler: Meine Familie baute generationenlang. Mein *Urgrossdädi* schrieb Tagebuch, er vermerkte jeden Tag das Wetter. Es steht, dieses Auf und Ab gab es immer. Ich mache mir keine Sorgen.

Weltwoche: Und was tun Sie für die Umwelt?

Villiger: Umwelt und Klima sind zwei verschiedene Paar Schuhe: Das Klima kann man nicht schützen, die Umwelt schon.

Gwerder: Ich gehe mit meinen fünf, sechs Kühen *z Alp* – wie vor Hunderten vor Jahren. Das ist doch gut. Aber ich denke, die Schweiz ist nur ein kleiner Tropfen auf den heissen Stein.

Weltwoche: Herr Gwerder, als Muotathaler, wem glauben Sie: einem Wetterschmöcker oder dem Klimawissenschaftler, Professor Knutti?

Gwerder: Das Problem ist: Es gibt Forscher und Forscher, es gibt verschiedene Meinungen. Manche werden gehört, andere totgeschwiegen.

Weltwoche: Besonders laut sind auch Gleichstellungstheoretiker: Was sind Ihre wichtigsten Erkenntnisse aus der Gender-Debatte?

Schilter: Was heisst Gender?

Mächler: Das wollte ich auch gerade fragen.

Weltwoche: Da geht es um das Geschlecht, mit dem man sich identifiziert; es geht mehr darum, wie man sich fühlt, als was man ist.

Villiger: Die Identität der Menschen wird so zerstört. Man hat keinen Bezug, keine Bindung mehr, bis man irgendwann gar nichts mehr ist – weder Mann noch Frau.

Weltwoche: Dafür darf man sein, was man will und wie man sich fühlt.

Villiger: Ja, aber das verunsichert doch nur – vor allem Kinder. Es geht doch nicht, dass du sein kannst, was du willst. Du bist von Natur aus etwas.

Gwerder: Diese traditionelle Struktur – man könnte wieder sagen, diese Hinterwäldler-Struktur – finde ich gut für die Familie. Sie funktioniert und gibt Festigkeit.

Weltwoche: Stört es Sie, wenn sich eine Frau als Mann fühlt?

Gwerder: Gar nicht, das kann ja auch natürlich sein.

Villiger: Mich stört einfach, wie wir an das Thema herangehen: Es gibt sehr wenige Fälle, die genetisch nicht eindeutig sind. In den meisten Fällen ist es klar: Mann oder Frau. Bei vielem ist die Gesellschaft schuld. Die Leute, vor allem Teenager, sind verwirrt. Nicht mal Männer dürfen heute noch stark, sondern müssen weiblich sein. Das ist ja nicht normal!

Weltwoche: Herr Villiger, Sie haben drei Kinder – zwei Töchter, einen Sohn. Was, wenn Ihr Sohn plötzlich ein Mädchen sein möchte?

Villiger: Dann hätte ich etwas falsch gemacht. Aber das wird nie der Fall sein.

Weltwoche: Wer weiss.

Villiger: Aber dann würde ich den Fehler bei mir als Vater suchen.

Gwerder: Ich glaube, es gibt schon Leute, die hormonell anders zur Welt kommen. Das toleriere ich. Gefährlich wird es, wenn es von aussen in die Familie kommt.

Weltwoche: Herr Gwerder, was, wenn Ihre Tochter auf Frauen steht?

Gwerder: Das wäre am Anfang hart.

Mächler: Mich ginge das nichts an, ich will nur, dass meine Kinder glücklich sind.

Weltwoche: Könnten Sie sich mit der «Ehe für alle» arrangieren?

Villiger: Könnte ich dann meine Tochter heiraten?

Schilter: Nein! Es geht um gleichgeschlechtliche Paare.



Villiger: Gut, dann ist es aber keine Ehe für alle, sonst könnte ich ja auch eine Kuh heiraten. Und so weit kommt's noch.

Weltwoche: Die Homo-Ehe würde Sie stören?

Villiger: Ja, *moll*.

Schilter: Jein.

Villiger: Sicher? Für mich geht das gar nicht. Die Ehe ist eine Bindung zwischen Mann und Frau. Auch die Familie ist Mann und Frau vorbehalten. Das hat die Schöpfung so eingerichtet.

Weltwoche: Und wie reagieren Sie, wenn zwei Männer auf der Strasse Händchen halten?

Villiger: Das stört mich null, das ist ihre Entscheidung.

Weltwoche: Hätten Sie das Gefühl, zwei Frauen wären schlechtere Eltern?

Villiger: Es gibt sicher solche, die gut sind. Aber dem Kind fehlte die männliche Bezugsperson.

Schilter: Das sagst du richtig.

Gwerder: Kinder wissen im Herzen, wer der Vater und wer die Mutter ist. Für diese Gewissheit könnten zwei Männer oder zwei Frauen nicht sorgen. Was sie aber könnten, ist, dem Kind Liebe zu schenken.

Weltwoche: Was ist bei der Kindererziehung essenziell?

Villiger: Zeit.

Mächler: Und selbständig denken lernen.

Gwerder: Respekt, Anstand und Glauben.

Schilter: Da kannst du noch Tradition anhängen, das ist ein Stück weit wie der Glaube.

Weltwoche: Warum glauben Sie?

Villiger: Es braucht die Glaubensgemeinschaft, sie stärkt. Bei den Freiheits-Trychlern ist keiner Atheist oder nicht gläubig.

Weltwoche: Was, wenn Gott aus der Bundesverfassung verschwinden würde?

Gwerder: Das wäre gottlos. Es wäre, wie es jetzt schon bei Corona passiert: wie wenn alte Leute alleine sterben müssen, wie wenn Kinder eingesperrt werden – das ist unmenschlich, gottlos eben.

Weltwoche: Gibt es ein Innerschweizer Rezept für ein gutes Leben?

Mächler: Einfachheit und Wertschätzung, für das, was man hat. Es braucht aber gar nicht viel.

Villiger: Ein offenes Herz, um der Natur und dem Umfeld zuzuhören. Demut, aber auch wieder nicht zu viel.

Gwerder: Einen gerechten Umgang, niemanden vorverurteilen, auch wenn er schwul, lesbisch, geimpft oder ungeimpft ist. Das ist Toleranz!

Weltwoche: Gibt es ein urchiges Gegenmittel zum krampfhaften Unglücklichsein?

Villiger: Aufhören zu jammern, aufstehen und etwas dagegen machen. Der Sinn kommt dann automatisch, du musst das Glück in die eigene Hand nehmen.

Weltwoche: Was bedeutet Glück?

Schilter: Gesundheit, Freiheit, Familie.

Villiger: Das Zwischenmenschliche ist für mich auch noch wichtig; dass man miteinander reden und sich in die Augen schauen kann.

Gwerder: Dass man so leben darf, wie man leben will.

Weltwoche: Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Villiger: Dass das Volk wieder einsteht; zurück zu den Grundwerten, zur Eigenverantwortung.

Gwerder: Um nicht in ständigem Zwang leben zu müssen.

Weltwoche: Was stimmt Sie optimistisch, wenn Sie vorwärtsschauen?

Gwerder: In der Schweiz ist es eben schon *cheibe* schön. Es ist das einzige Land, in dem man sein Schicksal noch in den eigenen Händen hält.

Unsere Frau in Moskau

Luzia Tschirky hat den wohl aufregendsten Korrespondentinnen-Job beim Schweizer Fernsehen. In Minsk wurde sie verhaftet. Jetzt wartet sie auf ein Interview mit Wladimir Putin.

Thomas Renggli

Im Winter kann das Quecksilber auf minus zwanzig Grad Celsius sinken. Der eisige Wind raubt einem den Atem, die Schneeberge türmen sich am Strassenrand. Moskau ist nicht immer ein Traumziel. Doch Luzia Tschirky lässt sich so leicht nicht unterkriegen – weder durch meteorologische Unannehmlichkeiten noch durch politische Stürme. Blickt sie im Schatten der Kremltürme entschlossen in die Kamera, kann sich der Fernsehzuschauer in der Schweiz auf präzise, fundierte und unabhängige Einschätzungen freuen. Denn Tschirky, aufgewachsen in Sargans, sieht den Beruf der Journalistin als Berufung. Und seit sie 2010 als Delegierte der Europäischen Jugendpresse zum ersten Mal in die russische Hauptstadt reiste, wusste sie: «Hier will ich mal als Korrespondentin arbeiten.» Tschirky ist mit einem russisch-deutschen Journalisten verheiratet, der für eine deutsche Tageszeitung arbeitet.

Weltwoche: Frau Tschirky, wo erreichen wir Sie?

Luzia Tschirky: Ich bin in Moskau in unserer Wohnung. Neben unserer Kameraausrüstung haben wir hier auch noch einen Greenscreen. Vor diesem nahm ich einmal eine Einspielung für einen «Tagesschau»-Beitrag auf – als es während des Lockdowns im Frühling 2020 keine andere Option gab. Aber im Normalfall bin ich draussen vor der echten Kulisse. Wenn Sie im Hintergrund den Kreml sehen, stehe ich auch dort.

Weltwoche: Aber zieht es Sie in den Sommerferien nicht in die traute Schweizer Heimat?

Tschirky: In der Schweiz war ich im März das letzte Mal. Doch in Zeiten der Pandemie sind Auslandsreisen mühsam. Deshalb erfüllte ich mir einen langen Wunsch und reiste nach Teriberka – einer kleinen Hafenstadt an der Barentssee, nordöstlich von Murmansk. Es ist der einzige Ort in der Umgebung, in den ausländische Staatsbürger ohne Sonderbewilligung einreisen können. Sonst ist das Gebiet um Murmansk eine Sperrzone. Denn der örtliche Hafen ist der Stützpunkt der nuklear betriebenen Eisbrecherflotte Russlands. Ursprünglich war ich immer der Meinung, dass diese «geschlossenen Gebiete» im



«Die Russen nehmen die Dinge um einiges gelassener»: Korrespondentin Tschirky, 31.

Grenzbereich ein Überbleibsel aus der Sowjetunion seien. Doch dem ist nicht so. Seit Wladimir Putin an der Macht ist, wurden diese Zonen ausgeweitet – beispielsweise auch nach Norilsk in Sibirien. Dies wurde vor mehreren Jahren einem Schweizer Fotografen zum Verhängnis. Er hatte sich ohne alle nötigen Bewilligungen des Inlandgeheimdienstes in der Region aufgehalten und wurde festgenommen.

Weltwoche: Die Medienfreiheit gehört in Russland nicht zur Staatstradition. Wie tangiert dies Ihre Arbeit?

Tschirky: Die Überwachung ist nicht mehr staatlich diktiert wie einst in der Sowjetunion oder, noch ausgeprägter, in der DDR – das höre ich von Kolleginnen und Kollegen, die schon damals hier gearbeitet hatten. Ein früherer Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erzählte mir, dass er seine Artikel jeweils den Behörden vorlegen musste, dann wurden die Texte zensuriert. Heute geschieht dies subtiler. Es sind vor allem ausländische Medien tangiert, die in russischer Sprache senden und sich an Russen wenden, beispielsweise der russische Kanal der BBC – oder

das vom US-Kongress finanzierte Radio Liberty. Ein grosses Thema war auch das von Alexei Nawalny verbreitete Video über den angeblichen Palast von Wladimir Putin an der Schwarzmeerküste. Da schreitet der Staat ein. Wir Schweizer sind in gewissem Sinne zu klein, als dass wir von den Russen als Bedrohung wahrgenommen würden. Und unsere Neutralität in der Aussenpolitik wirkt sich ebenso deeskalierend aus – dies im Gegensatz zu der oft dezidierten Haltung der EU. Deshalb ist meine Berichterstattung weniger im Fokus der Behörden.

Weltwoche: Ist ein Interview mit Wladimir Putin für Sie realistisch?

Tschirky: Ich habe schon zig Anfragen an ihn gerichtet – und immer eine Absage erhalten. Möglich wäre ein Interview wohl nur, wenn Putin zu einem offiziellen Staatsbesuch in die Schweiz reisen würde. Aber dann käme kaum die Korrespondentin aus Moskau zum Zug. Putin spricht nur mit den bekanntesten Aushängeschildern von TV-Stationen. Im Fall der Schweiz wäre dies eine Moderatorin oder ein Moderator der «Tagesschau» oder von «10 vor 10».

Weltwoche: Ihr Mann ist Russe und arbeitet als Korrespondent für eine grosse deutsche Tageszeitung. Wie frei ist er in seiner Berichterstattung?

Tschirky: Sein Risiko ist grösser als meines. Denn auf ihn hat der russische Staat einen direkteren Zugriff, er hat bei ihm den grösseren Hebel. Grundsätzlich treffen wir gewisse Sicherheitsvorkehrungen. Wir publizieren keine gemeinsamen Fotos – und sagen auch nicht öffentlich, wo wir wohnen.

Weltwoche: Gibt es unabhängige TV-Stationen?

Tschirky: In der Fernsehlandschaft gibt es nur einen unabhängigen Sender – *doschd* (russisch für Regen, die Red.). Bezeichnenderweise wurde dieser aber aus dem Pool jener Sender gestrichen, die den Kreml eng begleiten dürfen. Der Grund war die Berichterstattung über die Verhaftung von Alexei Nawalny nach dessen Rückkehr aus Deutschland. Die anderen russischen Fernsehsender sprechen den Namen Nawalny übrigens nie aus. Sie sprechen – wie Putins Kommunikationschef Dmitri Peskow – vom «Blogger» oder vom «Verurteilten». Wichtig ist der Regierung die Aussendarstellung. So wird der Auslandssender RT [früher Russia Today] mit einem grosszügigen Budget vom Staat finanziert. Mit der Chefredaktorin Margarita Simonjan pflegt Putin eine persönliche Bekanntschaft. Und Simonjan hat auch schon Auszeichnungen von ihm erhalten.

Weltwoche: Ist es überhaupt möglich, in Russland über offizielle Kanäle Auskunft zu erhalten?

Tschirky: Bedingt. Ich richte immer wieder Anfragen an Ministerien oder offizielle Instanzen, aber Antworten erhalte ich selten – oder ich werde selbst für Dinge, die sich weit

weg abspielen, an die Zentrale in Moskau verwiesen. Meine Aufgabe als Journalistin ist es, dass ich fragen muss. Ich erhalte zwar keine Antwort. Aber ich muss fragen. Wenn ich eine Mediensprecherin oder eine Beraterin eines Ministeriums wäre, würde ich von einer solchen Kommunikation abraten. Denn es ist alles sehr willkürlich und unterminiert die Glaubwürdigkeit. Beispielsweise habe ich für Belarus während Monaten unter dem Vorwand der epidemiologischen Lage keine Akkreditierung erhalten. Dann habe ich einfach jeden Tag angerufen – jeden Tag. Es gab Tage, an dem auch nach einer Viertelstunde Klingeln niemand antwortete. Da rief ich den Mediensprecher der belarussischen Botschaft in Moskau an und fragte ihn, ob es noch eine andere Telefonnummer gebe. Nach mehreren Monaten erhielt ich dann plötzlich die Akkreditierung – weshalb, kann mir bis heute niemand erklären.

Weltwoche: Das war die Reise, auf der Sie festgenommen wurden?

Tschirky: Offiziell wurde ich nie festgenommen. Auf jeden Fall erhielt ich nie ein Festnahmeprotokoll. In einem Rechtsstaat braucht es dies aber, um von einer Festnahme zu sprechen. Offiziell wurde einzig meine Identität überprüft. Aber ich bin drei Stunden mit anderen Personen im Keller einer Polizeistation gesessen.

Weltwoche: Wie verlief die Festnahme?

Tschirky: Ich stand mit einer Freundin aus Belarus und ihrem Mann als Fussgänger vor einem Rotlicht. Es war eine total alltägliche Situation. Es gibt Videoaufnahmen, die uns

«Die Schiebetüre öffnete sich, und teils maskierte Männer in dunkler Zivilkleidung sprangen heraus.»

zeigen, wie wir kurz vor der Festnahme durch die Innenstadt laufen. Dann hielt ein kleiner Autobus. Die Schiebetüre öffnete sich, und teils maskierte Männer in dunkler Zivilkleidung sprangen heraus und sagten uns, dass wir mitkommen müssten.

Weltwoche: Fürchteten Sie um Ihr Leben?

Tschirky: Nein. Ich war eher überrumpelt. Ich wollte meinen Pass zeigen und die Männer darauf hinweisen, dass ich eine Akkreditierung des Innenministeriums besass. Doch dazu kam ich gar nicht.

Weltwoche: Die *Schweizer Illustrierte* schrieb, dass Sie sich eine Langlaufausrüstung gekauft hätten. Dürfen wir Sie im kommenden Februar an den Winterspielen in Peking erwarten?

Tschirky: (*Lacht*) Im vergangenen Winter gab es ungewöhnlich viel Schnee – und dann benutzte ich die Ski in der Innenstadt. Leider musste ich zur Kenntnis nehmen, dass auf den Zebrastrifen Salz verwendet wird. Deshalb

wurde die Übung etwas kompliziert. Der Gorki-Park eignet sich ebenfalls nicht sonderlich gut für diesen Sport. Viel besser ist es im Sokolniki-Park im Norden der Stadt. Aber, dass wir uns nicht falsch verstehen: Ich bin noch nicht auf dem Niveau von Dario Cologna ...

Weltwoche: Wie bewegen Sie sich sonst in der Stadt?

Tschirky: Die U-Bahn ist das mit Abstand schnellste und effizienteste Verkehrsmittel – und für kürzere Strecken verwende ich das Velo.

Weltwoche: Das Velo in Moskau? Sie müssen gut versichert sein.

Tschirky: Das ist tatsächlich ein eher ungewöhnliches Verkehrsmittel in dieser Stadt – obwohl in letzter Zeit einiges dafür gemacht wurde. Aber die Velowege enden meistens im Nirgendwo. Immerhin darf man als Velofahrer in Moskau legal auf dem Trottoir fahren.

Weltwoche: Was können wir Schweizer von den Russen lernen?

Tschirky: Die Russen leben im Hier und Jetzt. In der Schweiz kommt es mir manchmal vor, als ob wir unser Leben wie die Abstimmungstermine schon bis ins Jahr 2028 festgelegt hätten. Die Russen sind spontaner und flexibler – und sie nehmen die Dinge um einiges gelassener, ja schon fast fatalistisch. Das ist auch im Umgang mit Corona zu spüren. Ich habe schon öfter das Argument gehört, die eigenen Vorfahren hätten schliesslich den Zweiten Weltkrieg überlebt – und dass es nun kaum schlimmer kommen könne.

Weltwoche: Und was können die Russen von den Schweizern lernen?

Tschirky: Ich weiss nicht, ob ich in der Position bin, den Russen etwas zu raten. Vielleicht wäre es, mehr Eigenverantwortung zu übernehmen und gelegentlich etwas zu riskieren, ohne auf den Befehl von oberster Stelle zu warten. Gerade Personen in Entscheidungspositionen könnten damit wohl auch eine entspanntere Haltung gegenüber dem Staat herbeiführen – dass man den Staat nicht zwingend als eine Kraft empfindet, die das Leben verkompliziert und den Menschen schwer nachvollziehbare Regeln aufoktroiert.

Weltwoche: Wie lange werden Sie noch aus Moskau berichten?

Tschirky: Ich habe das Gefühl, dass ich erst begonnen habe. Normalerweise laufen die Verträge von Korrespondenten vier bis sechs Jahre – in meinem Fall noch bis 2025. Was danach geschieht, ist völlig offen. Ich kann mir aber nicht vorstellen, in Russland alt zu werden. Es gibt noch ganz viele andere Orte auf dieser Welt, die ich entdecken möchte. Viele Russen übrigens tendieren am liebsten zum Unaufgeregten und zum Ruhigen. Sie leben oft genug in Extremen, so scheint das Durchschnittliche verlockend. Wäre ich also eine Russin, würde ich meine Zukunft in Langenthal planen ... (*Lacht*).

«Europa muss zu einer Festung werden»

Der Chef der Freiheitlichen Partei Österreichs, Herbert Kickl, erklärt, weshalb er sein Land für Migranten so unattraktiv wie möglich machen möchte und was er an der Schweiz bewundert.

Marcel Odermatt

Auf dem Tisch in seinem Büro an der Wiener Reichsratsstrasse hinter dem Parlament steht eine offene blau-silberne Energy-Drink-Dose, quasi das österreichische Nationalgetränk. In der Light-Version, versteht sich, Herbert Kickl ist ein passionierter Sportler. Mit der Schweiz verbindet der 52-Jährige den Inferno-Triathlon in Mürren im Berner Oberland – einen der härtesten Parcours der Welt für Ausdauerathleten, den er schon selbst absolvierte. Seit knapp einem Monat amtiert der ehemalige Redenschreiber und Vertraute der Rechtspopulisten-Legende Jörg Haider als Chef der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ).

Seit Kickl die Rechtspartei führt, bleibt in Österreich kein Stein auf dem anderen. Das hängt weniger mit seinem politischen Geschick als mit den Umständen zusammen. Ende Juni schändeten und ermordeten in Wien mutmasslich afghanische Flüchtlinge auf bestialische Art und Weise die dreizehnjährige Leonie. Dies nur wenige Monate nachdem ein zwanzig Jahre alter Islamist im November vier Menschen wahllos getötet und mehr als zwanzig teils schwer verletzt hatte. Aber nicht nur diese Wahnsinnstaten heizen die Debatte an. Auch der richtige Umgang mit dem Covid-19-Virus sorgt im östlichen Nachbarland für hitzige, endlose Debatten.

Weltwoche: Herr Kickl, Sie waren von Ende 2017 bis im Mai 2019 selbst Bundesinnenminister und damit verantwortlich für das Flüchtlingswesen. Warum konnte diese Tragödie mit dem geschändeten und ermordeten Mädchen nicht verhindert werden? Tragen Sie persönlich eine Mitverantwortung?

Herbert Kickl: Das Verbrechen hätte verhindert werden können, verhindert werden müssen. Wir hatten leider in Österreich schon ähnliche Fälle. Wir analysierten das damals. Flüchtlinge beginnen oft mit Kleinkriminalität. Manchmal endet es dann leider mit einem furchtbaren Kapitalverbrechen wie bei der kleinen Leonie. Als Innenminister machte ich auf europäischer Ebene den Vorschlag, dass solchen Leuten schon bei einem Ladendiebstahl oder Ähnlichem der Asylstatus weggenommen

werden kann respektive das Asylverfahren gestoppt wird. Leider konnte ich mich mit meiner Forderung nicht durchsetzen.

Weltwoche: Warum auf der europäischen Ebene? Hätten Sie das Regime nicht einfach in Österreich installieren können?

Kickl: Nein, weil es die sogenannte EU-Statusverordnung verletzt hätte. Diese fusst wiederum auf der Menschenrechts- und Flüchtlingskonvention. Deshalb hätte es einer Änderung auf europäischer Ebene bedurft. Ich versuchte, Kriminelle auch in Sicherungshaft zu nehmen. Ich konnte leider auch hier unsere damalige Regierungskoalitionspartnerin – die ÖVP – nicht für diese Idee gewinnen. Es ist wie ein Haus, das in Brand steht, und der Schlauch liegt ungenutzt da. Wir hätten gewusst, was wir hätten tun müssen. Wären meine Vorschläge in Kraft, wären diese Leute nicht mehr im Land oder nicht mehr auf freiem Fuss. Mit den richtigen Massnahmen hätte dieses Verbrechen verhindert werden können.

Weltwoche: Die europäische Flüchtlingspolitik scheint heute in erster Linie eine Möglichkeit der Migration zu bieten.

Kickl: Es ist wie im Reisebüro. Sie wählen die schönste Destination aus und reisen dorthin. Wer den Migranten viel bietet und offeriert wie Österreich, hat viele Anträge und arbeitet den Schleppern in die Hände. Ein Paradigmenwechsel ist nötig. Österreich muss als Asyldestination so unattraktiv wie möglich werden. Als Innenminister verfolgte ich zwei Ziele: Auf der einen Seite wollte ich wie ausgeführt das System reparieren. Andererseits wollte ich den Zugang stoppen. Es nützt nichts, wenn ich dreissig Personen rausbringe, gleichzeitig stehen aber schon wieder 300 neue vor der Türe. Als Bundesinnenminister sah ich es als meine Aufgabe an, die eigene Bevölkerung zu schützen, nicht, dass es die Migranten möglichst angenehm haben. Die Bevölkerung soll möglichst wenig mit Kriminalität und Sozialmissbrauch konfrontiert und belastet werden.

Weltwoche: Die österreichische Hauptstadt wurde im November auch das Ziel eines islamistischen Anschlages. Fanatische Muslime be-

drohen seit Jahren den Westen. Europa scheint wie paralysiert, macht einen hilflosen Eindruck. Ist eine Korrektur noch möglich, oder ist es schon zu spät, wie viele befürchten?

Kickl: Wenn es schon zu spät wäre, müsste ich jetzt aufstehen und gehen. Es ist tatsächlich sehr spät, aber nicht zu spät. Viele hören das nun nicht gern: Europa muss zu einer Festung werden, die Aussengrenzen müssen geschützt werden, auch wenn das jetzt nicht besonders populär klingen mag. Wir werden ansonsten von diesem Problem überrollt werden. Ich gehöre nicht zu denen, die sagen, dass der Islam zu Österreich gehört. Er ist bei uns existent, aber es würde uns nichts fehlen, wenn er nicht hier wäre. Das Kriterium muss sein, was wir als Gastgesellschaft erwarten. Nicht die Wünsche der Zugewanderten dürfen wie bisher im Zentrum stehen. Ich verstehe nicht, warum radikalisierte Muslime überhaupt hier leben wollen. Ich habe keine Lust, Muslime vor ihrer eigenen Religion zu retten. Es gibt genügend islamische Länder, die sich dieser Leute annehmen könnten. Das Heimatrecht der anwesenden Bevölkerung

«Es ist wie ein Haus, das in Brand steht, und der Schlauch liegt ungenutzt da.»

muss ins Zentrum rücken. Dieses zählt im Moment überhaupt nicht. Die Menschenrechtsdebatte dreht sich nur um diejenigen, die von irgendwo zu uns herkommen.

Weltwoche: Nicht bedroht, aber bedrängt wird die Schweiz von der EU. Der Grund ist das Rahmenabkommen, das die Eidgenossenschaft nicht unterzeichnete. Warum kann der Block nicht akzeptieren, dass ein Land aus freien Stücken nicht Mitglied werden will?

Kickl: Ich bewundere die Schweiz, dass sie zu solchen Widerstandshandlungen in der Lage ist. Bei den österreichischen Politikern, mit denen ich es zu tun hatte, wäre das ein Ding der Unmöglichkeit. Da herrscht der Herdentrieb. Einige marschieren voran, und die anderen rennen hinterher. Ich habe das auch als Innenminister



«Der Islam gehört nicht zu Österreich»: Politiker Kickl.

bei der Flüchtlingsverteilung erlebt, wie vorgegangen wird, wenn es darum geht, die Interessen der EU durchzusetzen. Da wird man ins Gebet genommen, um Dinge voranzutreiben, die ich guten Gewissens ablehnte. Aber warum ist das so? Na ja, wenn Sie als Vertreter einer Institution dastehen, die sich als Krönung und Vollendung der Zivilisationsgeschichte sieht, dann kann man nicht damit umgehen, dass es auch eine Alternative gibt. Das erleben wir im Übrigen überall – dieses Dogma der Alternativlosigkeit. Die EU sieht sich selbst als das Wahre, Schöne, Gerechte – alles im selben politischen Gebilde. Und es ist unerträglich, dass etwas ausserhalb dieser Heilsvorstellung erfolgreich existieren kann. Deshalb tut man sich so schwer mit der Schweiz. Die EU verklärt sich als Endpunkt der Weltgeschichte. Als ob das, was sie machen, der Weisheit letzter Schluss wäre. Das ist eine unglaubliche Überheblichkeit. Das merkt man als Mitglied, aber eben auch als kleines galisches Dorf wie die Schweiz.

Weltwoche: Was kann Österreich tun, damit es wieder zu einer Annäherung kommen kann?

Kickl: Österreich sollte zu einer Art Anwalt der schweizerischen Interessen werden. Wir haben eine ähnliche Grösse, sind schon seit ewigen Zeiten befreundete Staaten. Jetzt wird die Schweiz wie ein ungezogener Schüler be-

handelt, der sich nicht zu benehmen weiss. Was es braucht, ist ein Umgang auf Augenhöhe mit gegenseitigem Respekt. Erwarten Sie das aber nicht von der österreichischen Aussenpolitik!

Weltwoche: Warum nicht?

Kickl: Weil gemacht wird, was in Berlin vorgegeben wird. Das ist ganz zuoberst auf der To-do-Liste unserer Regierung. Kanzler Sebastian Kurz ist es unglaublich wichtig, in Berlin beispielsweise gut dazustehen. Ja nicht anecken, immer schön den Musterschüler spielen. Ich habe auch kein Verständnis dafür, dass man den Ungarn hineinregiert. Wir haben solche Zustände in unserem Land, dass man glaubt, wir seien im tiefsten Balkan, wenn es um Fragen der Korruption und Ähnliches geht. Wir können uns nicht erlauben, mit dem Finger auf jemand anders zu zeigen.

Weltwoche: Wie sehen Sie die Zukunft Österreichs im Block? Ist ein Austritt noch möglich?

Kickl: Das mit dem Austritt ist so eine Sache. Die Schweiz hat nie den Fehler gemacht beizutreten. In dem Moment, wo du drinnen bist, verwachsen die Dinge miteinander. Dabei dürfen wir nicht vergessen: Wir hatten 1994 einen Volksentscheid über den Beitritt. Zwei Drittel stimmten dafür. Das kann man nicht ignorieren, auch wenn wir damals hineingelogen wurden. Die EU ist heute eine ganz andere: viel

zentralistischer, mit viel mehr Kompetenzen ausgestattet. Eine zweite Volksabstimmung wäre der Sache angemessen. Die FPÖ hat die Position, dass wir um den guten Kern dieses europäischen Projekts kämpfen. Wir versuchen, die EU zu redimensionieren auf das, was sie am Anfang eigentlich sein wollte. Nämlich eine Kooperation auf wirtschaftlicher Ebene, um damit das Fundament zu schaffen für Wohlstand und Frieden auf dem Kontinent. Das ist eine Er rungenschaft, die man der Union zugestehen muss. Was halt fehlt, ist die Komponente Freiheit, sprich: Selbstbestimmung. Wir wollen im Verbund mit anderen Parteien dieses Europa der Vaterländer wieder zum zentralen Gedanken der Europäischen Union machen. Früher stand die EU für ein Wirtschaftskonzept, heute ist sie ein Misswirtschaftskonzept.

Weltwoche: Ein Austritt ist für Sie also kein Thema?

Kickl: Ich würde es so sagen: Angesichts der Bedeutung sollte jede Generation wieder die Möglichkeit haben, darüber abzustimmen. Es hat sich vieles verändert. Seid ihr zufrieden? Was sagt ihr? Wollt ihr weiter dabei sein oder nicht?

Weltwoche: Vielleicht gehen Ungarn oder Polen ja voraus. Diese Staaten geben sich sehr selbstbewusst.

>>>

Kickl: Diese Länder haben ein ganz anderes Sensorium dafür, was Fremdbestimmung betrifft. Diese Staaten haben alle die Sowjetzeiten erlebt. Und nun kommen sie vom Regen in die Traufe, weil jetzt Brüssel wie früher Moskau bestimmen will. Natürlich ohne Panzer. Aber mit einer unglaublichen strukturellen Gewalt. Wir drehen den Geldhahn zu, um euch auf Kurs zu bringen, wenn ihr nicht das tut, was wir wollen. Das weckt natürlich den Widerstandsgest. Das hat mir auch schon Viktor Orbán im persönlichen Gespräch erklärt. «Ich habe mich mit Moskau angelegt, warum soll ich mich vor Brüssel fürchten», sagte er mir.

Weltwoche: Apropos Orbán. Wir sitzen hier im ehemaligen Büro von Jörg Haider. Er hat die rechten Parteien, die wir heute kennen, massgeblich geprägt. Wie viel von Haider steckt noch in der heutigen FPÖ?

Kickl: Unter meiner Obmannschaft der FPÖ ist es das Ziel, möglichst viel Haider wieder zum Leben zu erwecken. Haider bedeutet für mich bestimmte inhaltliche Schwerpunkte. Hier würde ich zwei erwähnen: Er hat erkannt, dass wir ein grosses Ausländerproblem haben. Wenn wir damals gehandelt hätten, würden Wien und Österreich anders aussehen. Wir haben viele Jahre verloren, weil nicht auf Haider gehört wurde. Der zweite Punkt ist sein Kampf gegen das System. Der Kampf gegen die da oben. Die, die mit einer unglaublichen Brutalität glauben, für sie würden andere Regeln gelten als für alle anderen. Vom Typus her war er der politische Angreifer, jemand, der keine Rücksicht nimmt, wenn es um die Durchsetzung eines Anliegens geht. Und der keine Angst hat, dann auch ein paar Treffer zu kassieren. Zu oft agiert die Politik nach dem Motto: «Ich tue dir nichts, tust du mir nichts». Das ist ein Verrat an denen, die die Politiker brauchen, um ihre Interessen durchzusetzen. Für den einzelnen Politiker ist das furchtbar bequem. Wir sind aber gewählt, um den Kopf hinzuhalten. Dafür sind wir gewählt. Das habe ich von Haider gelernt. Es entspricht dem Geist von Jörg Haider, sich aufzulehnen.

Weltwoche: Haiders Eltern waren bis zu ihrem Lebensende überzeugte Nationalsozialisten. Er selber holte sich Stimmen, indem er die österreichische Weltkriegsgeneration einfach als harmlose Menschen darstellte, die alle nur ihre Pflicht erfüllten. Als erster Parteiboss der FPÖ fungierte 1956 Anton Reintaller, ein ehemaliger SS-Brigadeführer. Hätten Haider und damit auch Sie eine politische Karriere machen können, wenn sich Ihr Land seiner Mittäterschaft gestellt hätte, statt den – historisch falschen – Opfermythos zu zelebrieren?

Kickl: Sie hatten auch in anderen Parteien viele ehemalige Nationalsozialisten. Es gab beispielsweise hohe Regierungsmitglieder bei den Sozialisten, die eine solche Vergangenheit

hatten. Ich glaube nicht, dass das ein Spezifikum der Freiheitlichen Partei im Vergleich zu den anderen Parteien ist. Die FPÖ war notwendig, um gegenüber einem System des Proportos, der logischerweise als Konsequenz der schlechten Erfahrungen der Ersten Republik entstanden ist, einen oppositionellen Kontrapunkt zu setzen. Die Freiheitliche Partei wäre deshalb auf jeden Fall entstanden und zu Stärke gekommen. Alles andere wäre de facto eine

«Das Ziel müsste doch sein, den Leuten die Angst zu nehmen, anstatt ständig neue Ängste zu schüren.»

Einparteienregierung geworden, auch wenn diese aus zwei Parteien – den Sozialisten und der Volkspartei – besteht. Immer liegt jene vorn, die ein paar Stimmen mehr bekommt. Das ist das Vakuum, in welches die Freiheitliche Partei hineingestossen ist.

Weltwoche: Reicht das wirklich als Erklärung? Haider machte bis zum Schluss immer wieder fragwürdige Aussagen, um am ganz rechten Rand zu punkten.

Kickl: Das war sicher nicht eine strategische, durchdachte Koketterie in Richtung der Ewiggestrigen. Dafür war das Wählersegment zu klein – so dumm war Haider nicht. Es war etwas anderes: die Lust am Tabubruch. Ich habe Haider so erlebt, dass, wenn jemand ihm sagte, er dürfe das nicht tun oder sagen, er eine unglaubliche Lust verspürte, genau das zu machen – wie ein Spitzbube. Das bereitete ihm politische Freude und machte ihn zum ersten Populisten. Er spielte nicht nach den Regeln, die ihm die anderen vorgaben.

Weltwoche: Bei der Covid-Pandemie spielen Sie auch nicht so, wie viele andere es gerne möchten. Sie lassen sich nicht impfen. Weshalb?



«Hier steht, man soll sich vor allem vor den Mücken schützen...»

Kickl: Bei der Impfung muss man sich die Frage stellen: Was ist das Risiko, was ist der Nutzen? Ich habe mich über das Thema mit meinem Arzt unterhalten. Er kennt meinen Gesundheitszustand. Wir kamen beide gemeinsam zum Ergebnis, dass es – wenn ich die Krankheit bekommen würde – bei meinem Gesundheitszustand de facto ausgeschlossen ist, dass ich einen schweren Krankheitsverlauf habe. Warum sollte ich dann die Risiken einer Impfung eingehen? Ich werde auf jeden Fall einen milden Krankheitsverlauf haben. Das ist für mich ein vernünftiger Zugang. Deshalb verzichte ich auf den Piks.

Weltwoche: Der Druck auf ungeimpfte Personen wird immer grösser. Sogar von Impfungszwang ist die Rede wie bei Frankreichs Präsident Emmanuel Macron.

Kickl: Das ist ein absolutes No-Go. Ich bin kein Impfgegner. Es gibt viele Impfungen, die machen Sinn. Für einen Risikopatienten kann die Covid-19-Impfung durchaus richtig sein. Er wägt ab und sagt sich: «Wenn ich diese Infektion einfange, dann verliere ich vielleicht mein Leben oder trage schwere Schäden davon.» Dann sehe ich das ein, dass man sich impfen lässt. Aber wenn ich die Statistiken anschau, dann sehe ich, dass das beim überwiegenden Teil der Bevölkerung überhaupt nicht der Fall ist. Was bringt dann eine Impfpflicht? Die allermeisten Menschen hätten einen milden Krankheitsverlauf, wenn sie geimpft sind und sich anstecken. Den haben sie aber sowieso. Was soll das bringen, ausser dass es ein Riesengeschäft ist? Und dass es den Regierungen hilft, ein riesiges Bedrohungsszenario aufzubauen, um sich dann als Erlöser aufzuspielen? Denn ohne Bedrohung gibt es auch keine Erlösung. Das ist das politische Programm, das im Moment alle fahren – von politisch links bis politisch rechts. Es ist für Herrschende sehr angenehm, mit Verordnungen zu regieren und das Parlament auszuschalten.

Weltwoche: Ähnliches hört man von Verschwörungstheoretikern.

Kickl: Ich glaube nicht an eine grosse Verschwörung. An den «Great Reset» oder Ähnliches. Nein, es ist der grosse Herdentrieb. Alle klinken sich ein. Wenn es gutgeht, lagen sie richtig, wenn es schiefgeht, sind die anderen schuld. Es ist das gleiche Muster wie in der Asylpolitik.

Weltwoche: Was ist dann Ihre Alternative?

Kickl: Wir müssen wieder wie vor der Pandemie die individuelle Eigenverantwortung in den Vordergrund stellen. Was ich vermisse, ist die wissenschaftliche Diskussion. Das Ziel müsste doch sein, den Leuten die Angst zu nehmen, anstatt ständig neue Ängste zu schüren. Dazu gehört die Anleitung, was jeder selber tun kann, wie zum Beispiel sein Immunsystem zu stärken oder Medikamente zu entwickeln, die Erkrankten helfen.

Historisch und hysterisch

Journalisten kämpfen permanent gegen das Alltägliche. Jeder Tag ist ein historischer Tag.



Wir leben in unglaublichen Zeiten. Jeden Tag wird vor unseren Augen Weltgeschichte geschrieben. Geschrieben wird sie von unseren Journalisten.

Nehmen wir nur einmal die letzten paar Wochen. In Genf, so sagte uns das «Echo der Zeit», kam es zwischen Biden und Putin zu einem «historischen Händedruck». Das Hochwasser in Deutschland und der Schweiz, so sagte uns die NZZ, war von «historischem Ausmass». Die Nachfrage nach Immobilien hierzulande, so sagte uns die *Schweiz am Wochenende*, erreicht eine «historische Dimension».

Und nun kommen wir zu den zwei grössten weltgeschichtlichen Erschütterungen der letzten Wochen. Zuerst einmal errangen die Schweizer Fussballer gegen Frankreich einen «historischen Sieg». Den Ausdruck des «historischen Siegs» beschworen wörtlich, ich habe nachgezählt, über hundert Redaktionen von *20 Minuten* über *Schweizer Illustrierte* bis Radio Pilatus.

Nun, ich will nicht Spielverderber sein. Aber es war in der Geschichte der zwölfte Fussballsieg der Schweiz gegen Frankreich. Auch Dutzendware ist historisch.

Und selbstverständlich war auch das Ende des Rahmenabkommens eine welthistorische Zäsur.

Die bundesrätliche Beerdigung des Abkommens war ein «historischer Entscheid». Das sagten uns wörtlich und übereinstimmend der Zeitungsverband von *Aargauer Zeitung*, *Luzerner Zeitung* und *St. Galler Tagblatt*. Es beschrieben den «historischen Entscheid» die «Arena» und die «Tagesschau». Den «historischen Moment» beschworen genauso die Blätter der Tamedia-Zeitungsgruppe von *Tages-Anzeiger* über *Berner Zei-*

tung bis Basler Zeitung. Ist historisch, was jeder seit Jahren kommen sah?

Bevor wir uns der Erklärung für die historische Geschichtsbesessenheit zuwenden, wollen wir uns noch etwas über die Lokaljournalisten lustig machen. Hinter dem Wald und hinter den Hügeln, dort, wo die Berg-und-Tal-Medien sitzen, macht die Universalgeschichte leider nur sehr selten halt. Aber auch dort haben die Redaktionen den Wunsch, an weltbewegendem Geschehen teilzuhaben.

Wenn die Sanierung der lokalen Munot-Mauer beendet ist, dann ist das «ein historischer Tag», so die Lokalzeitung *Schaffhauser Nachrichten*. Wenn der TSV Jona Volleyballmeister

Kein Beitritts-gesuch an die EU, ein paar Demos vor dem Bundeshaus, eine Gemeindefusion. Ist das historisch?

wird, ist das ein «historischer Triumph», so die lokale *Linth-Zeitung*. Wenn ein Bündner Vizepräsident des Schweizerischen Feuerwehrverbandes wird, ist das «ein historisches Ereignis», so das Lokalblatt *Bündner Zeitung*.

Solch historische Überspanntheit erklärt sich durch den üblichen Trott eines Journalisten. Er ist durch Alltäglichkeiten geprägt. Es geht um irgendwelche Politiker, die sich die Hände schütteln, es geht um irgendwelche Abkommen, die gekündigt werden, es geht um irgendwelche Sportanlässe und irgendwelche Personalien, die schon morgen wieder vergessen sind.

Medien wurden erfunden als die Sammel- und Auffangbecken der permanenten Marginalien, die da kommen und gehen. Journalisten sind die Chronisten des Alltäglichen.

Diese Realität kontrastiert indessen stark mit dem Selbstbild der Branche. Journalisten möchten nicht die Begleiter des Alltäglichen, sondern die Geschichtsschreiber des Aussergewöhnlichen sein. Alles, was einigermassen erkennbar von der Norm abweicht, wird darum in die historische Dimension gehoben. Die Arbeitslosigkeit und die Zinsen sind dann nicht bloss tief, sondern auf einem historischen Tief, der Dow Jones und der Goldpreis sind nicht bloss hoch, sondern auf einem historischen Hoch.

Wenn wir wissen wollen, wie langlebig solch welthistorische Einordnungen sind, müssen wir nur ein paar ältere Zeitungsausgaben durchblättern. Dann sehen wir schnell, wie all diese epochalen Grossereignisse ohne Widerhall verpuffen.

Wenn wir beispielsweise fünf Jahre zurückgehen, zog die Schweiz damals ihr EU-Beitritts-gesuch zurück. «Ein historischer Entscheid», kommentierte die NZZ. Zugleich wurden Demonstrationen vor dem Bundeshaus nun auch während der Sessionen zugelassen. «Ein historischer Entscheid», wusste die *Berner Zeitung*. Und im Birrfeld schlossen sich die zwei Gemeinden Lupfig und Scherz zusammen. «Ein historischer Entscheid», deutete die *Aargauer Zeitung*.

Kein Beitritts-gesuch an die EU, ein paar Demos vor dem Bundeshaus, eine Gemeindefusion. Ist das historisch? Ich glaube, da waren die Journalisten eher etwas hysterisch.

Verliebte Roboter

Künstliche Intelligenz, die lernfähig ist, kann Maschinen zu Partnern der Menschen machen. Und wie sieht es aus mit Gefühlen?

Jürgen Schmidhuber

Kann man Roboter lieben? Natürlich. Manche Männer lieben sogar ihr Auto. Und etliche Senioren in Altersheimen lieben künstliche bepelzte Roboter-Robbenbabys, mit denen sich gut schmusen lässt, auch wenn sie nicht besonders intelligent sind.

Stichlinge sind interessante Fische. In der Paarungszeit bekommen die Männchen einen leuchtend roten Bauch. Die Weibchen finden das sehr attraktiv. In einem Experiment zeigte man Letzteren künstliche Stichlingsmännchen aus Plastik, deren Bauch noch röter war. Die gefielen den Weibchen noch besser.

Ist es beim Menschen so viel anders? Heute schon kaufen sich viele Leute für Tausende von Euros halbwegs realistische Silikonpuppen, die kaum mehr können, als auf dem Sofa zu sitzen. Manche behaupten gar, sie liebten ihre Puppen. Es wäre erstaunlich, wenn mit zunehmender Gesprächsfertigkeit, ausdrucksvollerer Mimik und zusätzlichen motorischen Fähigkeiten nicht immer mehr Menschen diesen immer raffinierteren Roboterpuppen verfallen würden.

Vorbild E.T.A. Hoffmann

Der Kunst ist das Thema natürlich ein alter Hut. Vor ein paar Jahren erschien zum Beispiel der Film «Ex Machina». Worum geht es? Ein junger Mann verliebt sich in eine hübsche

Er unterschied schon 1816 zwischen dem männlichen «Automaten» und der weiblichen «Automate».

junge Frau, doch sie bewegt sich ein wenig mechanisch, und bald stellt sich heraus: Das ist gar kein echtes Mädchen, sondern ein humanoider Roboter. Das Ganze geht natürlich schlimm aus, wie immer in diesen Filmen.

Dieser Handlungsstrang ist mindestens zwei Jahrhunderte alt. E. T. A. Hoffmann publizierte schon im Jahre 1816 die Erzählung «Der Sandmann». Worum geht es? Ein junger Mann verliebt sich in eine hübsche junge Frau, doch sie bewegt sich ein wenig mechanisch, und bald stellt sich heraus: Das ist gar kein echtes Mäd-



Egoismus erklärt Altruismus.

chen, sondern ein humanoider Roboter. Das Ganze geht natürlich schlimm aus, wie immer in diesen Büchern.

Hoffmann unterschied interessanterweise schon 1816 zwischen dem männlichen «Automaten» und der weiblichen «Automate». Wie kam er überhaupt darauf? Er war ein Kind seiner Zeit. Bereits im 18. Jahrhundert gab es zahnradgetriebene Automaten mit puppen-

Ein adaptiver Roboter kann mit der Zeit auch ganz konkret lernen, wer ihm unter welchen Umständen wie hilft.

haftem Antlitz, die einfache Tätigkeiten ausführen konnten. In der Tat, sogar vor zwei Jahrtausenden gab es schon zumindest prinzipiell Vergleichbares.

Die vielleicht erste programmierbare Maschine der Menschheitsgeschichte war im 1. Jahrhundert ein automatisches Theater des Heron von Alexandria (der anscheinend auch die erste bekannte funktionierende Dampfmaschine konstruierte – die Aeolipile). Die Energiequelle seines programmierbaren Automaten bestand aus einem Fallgewicht, das eine Schnur zog, die um die Stifte eines drehbaren Zylinders gewickelt war. Komplexe Befehlssequenzen zur Steuerung von Türen und Puppen über mehrere Minuten hinweg wurden durch komplexe Umwicklungen kodiert.

Interessanterweise kam Mary Shelleys «Frankenstein» ebenfalls im Jahre 1816 heraus. Aber das war eine Biotechnik-Geschichte – da kam keine künstliche Intelligenz (KI) drin vor, keine denkende Maschine.

Kann man also Roboter lieben? Klar. Interessanter ist vielleicht die Frage: Kann auch ein Roboter lieben?

Weniger Schmerzen

Es spricht nichts dagegen. Lassen Sie mich mal erklären, wie unsere lernenden Roboter funktionieren. Am Anfang sind sie ganz dumm und wissen nichts über sich und die Welt. Sie wissen nicht einmal, dass sie Hände haben, dass sie damit wackeln können, dass das Video, das über ihre Kamera-Augen einströmt, sich ändert, während sie auf ihre wackelnde Hand blicken und so weiter. Doch wie ich schon 1990 vorschlug, erlernen ihre künstlichen neuronalen Netze mit der Zeit durch selbsterfundene Experimente, die sich ändernden sensorischen Eingaben immer besser vorherzusagen. Damit erlernen sie wie kleine Babys ein Modell der Welt und ihrer selbst.

Dieses Weltmodell lässt sich nun verwenden, um die Zukunft zu planen: Welche Aktionssequenzen sollte der Roboter ausführen, um in der Zukunft bestimmte wünschenswerte Eingaben zu erzielen, zum Beispiel positive Belohnungssignale beim Aufladen der Batterie?

Und um gleichzeitig bestimmte unerwünschte Eingaben zu vermeiden, etwa negative Hungersignale bei niedriger Batterieladung oder negative Schmerzsignale beim Anstossen an Hindernisse auf dem Weg zur Aufladestation? Mit der Zeit werden unsere vorausdenkenden Roboter immer besser darin, ihre Ziele zu erreichen, die Summe ihrer Belohnungen zu maximieren und die Summe ihrer Schmerzsignale zu minimieren.

Was passiert nun, wenn wir zwei oder mehrere Lernmaschinen dieser Art zusammenbringen? Schon im letzten Jahrtausend führten wir Experimente mit Pärchen von lernenden künstlichen Belohnungsmaximierern durch. Wir gaben unseren KI-Agenten Aufgaben, die sie nicht alleine, sondern nur durch Zu-

panorama
knife

1291

KLAPPMESSER KISS ROT / WEISS MIT 1291 GRAVUR.

LIMITED EDITION - JETZT BESTELLEN.

sammenarbeit lösen konnten. Um eine Belohnung zu erhalten, mussten sie lernen, sich gegenseitig zu helfen. Das taten sie dann auch.

Wie auch in Gemeinschaften biologischer Wesen war also der Egoismus des Einzelnen ein Motiv dafür, zu lernen, den anderen beizustehen.

Und da ist er auch schon, der Grundstock der Liebe. Wer anderen hilft, hilft sich am Ende selbst oder wenigstens seinen Kindern, oder wenigstens seiner Gesellschaft – und damit seinen Genen. Egoismus erklärt Altruismus. Dieses Prinzip ist keineswegs beschränkt auf biologische Lebewesen. Nein, es gilt selbstverständlich genauso für Gesellschaften von lernenden Robotern. Oder für gemischte Gesellschaften.

Ein adaptiver Roboter kann mit der Zeit natürlich auch ganz konkret lernen, wer ihm unter welchen Umständen wie hilft. Und auch, dass es sich bei manchen besonders lohnt, ihnen

Spielregeln für denkende Maschinen

Wie ist ein Zusammenleben von Menschen und Robotern zu regeln, wenn die Maschinen zunehmend intelligenter werden? Solche Fragen hat der legendäre Science-Fiction-Autor Isaac Asimov früh in seinen Büchern behandelt, so in «I, Robot» von 1950; beim Bau von Robotern, etwa zur Kindererziehung oder für Bergwerksarbeit, wurden den Maschinen die folgenden Gesetze eingepflanzt:

– Das nullte Gesetz: Ein Roboter darf der Menschheit keinen Schaden zufügen oder nicht durch Untätigkeit zulassen, dass der Menschheit Schaden zugefügt wird.

– Das erste Gesetz: Ein Roboter darf einem menschlichen Wesen keinen Schaden zufügen oder nicht durch Untätigkeit zulassen, dass einem menschlichen Wesen Schaden zugefügt wird, es sei denn, dies würde das nullte Gesetz der Robotik verletzen.

– Das zweite Gesetz: Ein Roboter muss dem ihm von einem menschlichen Wesen gegebenen Befehl gehorchen, es sei denn, dies würde das nullte oder das erste Gesetz der Robotik verletzen.

– Das dritte Gesetz: Ein Roboter muss seine Existenz beschützen, es sei denn, dies würde das nullte, das erste oder das zweite Gesetz der Robotik verletzen.

Anfänglich galten die Gesetze eins bis drei, aber dann gerieten Roboter so in unlösbare Zielkonflikte. Da wurde das nullte Gesetz als Generalregel hinzugefügt. (gy)

Unterstützung und Zuneigung entgegenzubringen, um vielleicht das Leben gemeinsam zu meistern.

Glauben Sie also keinem, der behauptet, Roboter könnten grundsätzlich nicht lieben.

Jürgen Schmidhuber ist ein Pionier der künstlichen Intelligenz (KI). Er ist Professor der Universität Lugano, wissenschaftlicher Direktor des KI-Forschungsinstituts IDSIA in Lugano sowie Mitgründer und Chefwissenschaftler der Firma NNAISENSE, deren Ziel die erste praktische Allzweck-KI ist. Innovationen seiner Forschungsgruppen sind neuronale Netze zum maschinellen Lernen in Milliarden von Handys und Geräten, etwa für automatische Übersetzung, Spracherkennung, lernende Roboter, Bildbeschreibung, KI-Assistenten, Finanzvorhersage, Gesundheitswesen, sodann auch meta-lernende Maschinen, die das Lernen selbst lernen. Schmidhuber will, so seine Worte, seit seinem 15. Lebensjahr eine sich selbst verbessernde KI bauen, die klüger ist als er selbst, um dann in Rente zu gehen. Er erhielt zahlreiche internationale Preise und berät auch Regierungen.

Viktors Privatprogramm

Bleifuss Harry Hasler verhöhnt alles, was seinem Erschaffer heilig ist.
Nur eines teilt Viktor Giacobbo mit seinem Alter Ego: den Hang zum Subversiven.

Alex Baur

Ist die Corona-Krise nicht ein Paradies der Satire? All die Massnahmen, die Pirouetten von Politik und Wissenschaft, die Ängste und Ungewissheiten, sie schreien doch förmlich nach einer sarkastischen Auflösung. «Im Prinzip, ja», meint Viktor Giacobbo etwas zögerlich, «doch wer an Long Covid leidet, findet Witze über Long Covid wohl gerade nicht so lustig.» Gewiss. Aber haben wir nicht auch über den Drögeler Fredi Hinz gelacht – wohl wissend, wie verheerend Drogensucht für die Betroffenen sein kann? – «Fredi fühlt sich nicht als Opfer, sondern als selbstbestimmter Drogenkonsument.»

Wir sitzen im Gartenrestaurant vor dem Casinotheater in Winterthur. Sonnenschein, entspannte Gesichter, ausser dem Servicepersonal trägt kaum noch einer Maske. Im Theater wird nach einem entbehrungsvollen Jahr wieder geprobt. Sogar auf Giacobbos Twitter-Account, wo es in den letzten Monaten wenig zu lachen gab, stehen die Zeichen auf Entspannung.

Fredi Hinz, Rajiv Prasad, Harry Hasler

Er war beileibe nicht der einzige Comedian, dem der Humor, so machte es zumindest den Anschein, während der Corona-Krise abhandengekommen war. Es hatten sich bald zwei Lager gebildet. Auf der einen Seite standen Andreas Thiel und Marco Rima, die sich offen mit den Skeptikern solidarisierten. Sie wurden als Hetzer und Covidioten beschimpft. Auf der anderen Seite stand das Duo Giacobbo/Müller. Auch sie wurden mit Schmähungen überhäuft, als Panidioten und Staatskomiker gebrandmarkt. Das war nicht mehr lustig. Und auch gemein.

Wenig nervt Viktor Giacobbo mehr als die Leier vom Subventionsjunkie (was seine Kritiker natürlich doppelt anspornt). Tatsächlich gibt es wenige Künstler in diesem Land, die mit eigener Initiative und ohne Staatshilfe so viel erreicht haben wie er (was übrigens auch für Mike Müller gilt). Gewiss, seine Bekanntheit hat der Mann mit den Segelohren vor allem dem öffentlichen Fernsehen zu verdanken. Doch auf einem freien Markt hätte Giacobbos

Gage schon nach wenigen Jahren ein Mehrfaches betragen von dem, was das SRG-Lohnreglement erlaubt.

Seit Emil Steinberger hat kein Komödiant mehr in der Schweiz so viele Menschen begeistert. Seine Figuren – von Fredi Hinz über Rajiv Prasad bis Debbie Mötteli und vor allem natürlich Harry Hasler – trafen einen Nerv. Sie sind Ikonen, die jedes Kind kennt. Die Parodien auf Roger Schawinski, Ueli Maurer, Gaddafi oder Donatella Versace drehen als Evergreens auf Youtube. Dabei sind all diese Figuren in ihrer anarchisch anmutenden Unverschämtheit und Unberechenbarkeit untypisch für das Schweizer Fernsehen. Giacobbo ist denn auch alles andere als ein typisches SRF-Gewächs.

Wenn es einen Fixpunkt gibt im mittlerweile 69-jährigen Leben des Künstlers, dann ist es die Stadt Winterthur. Hier wurde er geboren, hier ist er zu Hause, hier wird er wohl dereinst begraben. Was normalerweise ein Leben prägt – vorweg Familie und Beruf –, erscheint bei Giacobbo unfassbar. Die Partnerinnen wechselten alle paar Jahre. Ein Weiberheld war er nie, wie man so hört, er hatte immer schön eine aufs Mal, keine Skandale. Aber einen gemeinsamen

Die Frage war nur, ob sich einer eher den Leninisten, den Trotzkiisten oder den Maoisten verbunden fühlte.

Haushalt gab es nie. Geschweige denn Kinder. Und was die Arbeit betrifft – es sind so viele Berufe, dass einem schwindlig werden könnte: Schriftsetzer, Korrektor, Kolumnist, Dokumentalist, Komiker, Moderator, Schauspieler, Regisseur, Autor, Unternehmer, Verleger, Produzent, um die wichtigsten Stationen zu nennen. Und was er ganz besonders erwähnt haben möchte – sein langjähriges Engagement für die Orang-Utans in Indonesien und als Verwaltungsrat beim Verlag Kein & Aber –, es ist in der Öffentlichkeit am wenigsten bekannt.

Um den wahren Viktor Giacobbo zu ergründen, versuchen wir es also mit einem Spaziergang durch Winterthur. Startpunkt: das

Casinotheater. Giacobbo hat die altherwürdige Bühne inklusive Gastro-Betrieb vor zwei Jahrzehnten zusammen mit Patrick Frey und anderen Kulturschaffenden gekauft. So etwas könne ausserhalb der Weltstadt Zürich nie funktionieren, monierten damals einige. Doch sie irrten sich. Das Casinotheater entwickelte sich schnell zum Dreh- und Angelpunkt der Schweizer Cabaret-Szene.

Dorado für Start-ups

Die Stadt Winterthur gewährte den Käufern einen zinslosen Kredit von zwei Millionen Franken, verbunden mit der Auflage, ein Kulturprogramm zu betreiben. Doch die grossen Investitionen für den Umbau, insgesamt dreizehn Millionen, mussten die Betreiber selber aufbringen. Und vor allem: Der Betrieb kommt ohne staatliche Hilfen aus, wie Giacobbo bei jeder Gelegenheit betont. Die Nähe zum Zürcher Hauptbahnhof und die hervorragenden Verkehrsverbindungen in die Ostschweiz waren sicher hilfreich. Mit seinen 110 000 Einwohnern bietet Winterthur allerdings auch einen soliden Heimmarkt.

Grosszügige Parks und Bauten aus der Gründerzeit verleihen der Stadt sogar einen Hauch von Weltläufigkeit. Historisch gesehen stand Winterthur bis zum Einmarsch von Napoleon 1798 unter dem Joch der Zürcher. Mitte des 19. Jahrhunderts setzte dank Sulzer, Rieter und den Lokomotivwerken eine Blüte ein, die über hundert Jahre lang andauerte. Die Stadt schaffte den Sprung in die Neuzeit, die alten Industriebrachen sind ein Dorado für innovative Start-ups. Die Industriebarone verewigten ihren Nachlass mit einer ganzen Reihe hochkarätiger Kunstmuseen. Politisch geprägt wurde Winterthur von den Demokraten, die etwas mehr auf den Staat und den sozialen Ausgleich setzten als der Zürcher Freisinn. Das merkt man heute noch. Die Überwindung des Kapitalismus wird hier weniger verbittert ausgefochten als in anderen Städten, obwohl die Rot-Grünen auch hier in der Mehrheit sind.

Es war eine recht friedliche und prosperierende Welt, in die Viktor Giacobbo 1952 als



Langjähriges Engagement für Orang-Utans: Freiheitskämpfer Giacobbo.

Sohn einer Verkäuferin und eines Metzgers hineingeboren wurde. Seine Grosseltern väterlicherseits waren aus Italien zugewandert (sie traten zur protestantischen Kirche über, doch ihren scharfen Akzent bewahrten sie bis zum Ende ihrer Tage). Der Bursche begann 1968 eine Lehre als Schriftsetzer, mit Ausbildung an der Kunstgewerbeschule. Und das ging damals fast automatisch einher mit einer Konvertierung zur marxistischen Lehre. Die Frage war lediglich, ob sich einer eher den Leninisten, den Trotzlisten oder den Maoisten verbunden fühlte. Genosse Viktor mochte sich nie entscheiden.

Anarcho und Einzelgänger

Aus der SP trat er schnell wieder aus. Die Sozis waren ihm zu rechts. Obwohl kerngesund, entwichte Jacobbo, getarnt als eine Art Frühversion von Fredi Hinz, dem Ruf der Armee. Ein in der Wolle gefärbter Linker also? Wenn er heute sagt, er habe sich nie mit einer Bewegung identifiziert, der Dogmatismus und die Intoleranz gewisser Linker seien ihm schon damals ein Gräuel gewesen, dann ist das durchaus glaubhaft. Proletarische Dialektik und Humor, das passte nicht zusammen. Weggefährten aus alten Zeiten haben

Viktor Jacobbo hat sich den Titel «Puffmutter des Schweizer Humors» (Gabriel Vetter) redlich verdient.

Jacobbo als kauzigen Anarcho und Einzelgänger mit einem Hang zum Subversiven in Erinnerung. Einer, der sich nirgends eingliedern liess und stets herumgemeckert habe (einer murmelte sogar etwas, was wie «Sozialphobiker» klang). Der Hang zu Spektakel und Satire lag ihm schon damals im Blut.

Die roten Seilschaften waren allerdings sicher kein Hindernis für seine Anstellung beim Schweizer Fernsehen. Die Abteilung Dokumentation, wo er startete, galt als linke Hochburg. Nebenbei wirbelte Jacobbo seit den späten 1970er Jahren in verschiedenen Comedy- und Theatertruppen (Stuzzicadenti, Zampano's Variété, Haruls Top Service). Im linken Szenenblatt *Tell* brachte er sein eigenes Milieu mit einer Klatschkolumne regelmässig auf die Palme – etwas, was es vor ihm nie gegeben hatte und auch später nie mehr geben sollte. Fernseh-Talkmaster Ueli Heiniger holte Jacobbo schliesslich für kurze Sketches in seine Sendung «Medienkritik». Der Newcomer fiel schnell durch eine bei den SRG-Sendern unübliche Frechheit auf (Aficionados erinnern sich an das Wortspiel mit dem «Sack am Ständer»). Alle bekamen sie ihr Fett ab, seine Arbeitgeber inklusive.

Viktor Jacobbo hat sich den Titel «Puffmutter des Schweizer Humors» (Gabriel Vetter) redlich verdient. Nachdem er 1990 seine erste

eigene Sendung («Viktors Programm») bekam, blieb er während eines Vierteljahrhunderts der unbestrittene Satire-Platzhirsch beim Schweizer Fernsehen. Der Start war harzig (wie nicht anders zu erwarten), es gab Beschwerden und scharfe Kommentare, rechte Kreise monierten eine notorische Linkslastigkeit. Doch TV-intern war Jacobbo unantastbar.

Und dafür gab es vor allem eine Erklärung: die Quote. Der Mann traf in seiner verschmitzten und unpräzisen Art beim Schweizer Publikum einen Nerv. Zu seinen Verdiensten gehörte auch seine Nase für neue Talente, denen er neben sich stets grosszügig Platz einräumte. Jacobbo wusste die Publikumsgunst zu nutzen: «Ich habe bei SRF immer gemacht, was ich wollte, niemand hat mir dreingeredet.» Es gibt nicht viele, die das von sich behaupten können.

Die grössten Erfolge erzielte Viktor Jacobbo mit Harry Hasler, einem halbstarren PS-Fetischisten aus Zürich Schwamendingen mit Thurgauer Migrationshintergrund. Ursprünglich entstand die Figur aus einer Parodie auf den Opel-Manta-Fanklub. Harry ist die fleischgewordene Antithese zu seinem Schöpfer: Frei von jeglicher Bildung, wirft er mit rassistischen und sexistischen Zoten nur so um sich, er definiert sein Glück über die Pferdestärken seiner aufgemotzten Karossen, Klimawandel, Ökostrom oder Veganismus sind für ihn Fremdwörter. Trotz allem kommt der Hardcore-Chauvinist mit der Föhnfrise und den zur Schau gestellten Brusthaaren in seiner direkten Art grundsympathisch rüber.

Dasselbe gilt für den zwielichtigen Inder Rajiv Prasad («I make you a verry special price»), den Fixer Fredi Hinz («das ist Panasche, mein Drogenspürhund»), die Ordensschwester Viktoria Morgenthaler («Rufen Sie einfach an, einhundertsechsfünfzig ...»),



„Schon toll, dass du einen Sonnenschirm erfunden hast...“

die Klischee-Blondine Debbie Mötteli («Hallihallo»), den Waffenhändler Mehmet Örcan («Heroin ist wie Kebab für die Seele») oder den integrationsresistenten Italo Gianfranco Benelli («Gasche nigge magge»). Kein Klischee ist dem Komödianten zu derb, um mit einem schrägen Spruch nicht noch einen draufzupacken. Selbstverständlich geben die Karikaturen die Gemeinplätze der Lächerlichkeit preis. Doch sie versuchen nie, diese in irgendeiner Weise aufzulösen oder gar zu widerlegen.

Einen derartigen Spagat muss einer erst schaffen. Fast-Vegetarier Viktor Jacobbo ist tief im linksliberalen Milieu eingebettet, welches in der Kunst- und Medienszene alternativlos das Sagen hat und nicht gerade für Toleranz gegenüber Andersdenkenden bekannt ist. Wer sich in diesen Kreisen über den eigenen Schrebergarten mokiert, braucht eine gehörige Portion Chuzpe.

Harry Hasler kann auch als Antwort auf die «Political Correctness» gedeutet werden, die in den frühen 1990er Jahren von den USA in die Schweiz überschwappte. Im Sommer 1996 hielt sich Jacobbo mit seinem Hasler-«Saletti-Rap» während siebzehn Wochen in den Schweizer Top Ten. Der Hitparade-Erfolg des von SRF eher für den hausinternen Gebrauch produzierten Jux-Videos überraschte die Macher selber. Man hätte die Figur ausbauen können, etwa mit einem Harry-Hasler-Film, ein garantierter Kassenschlager. Doch Jacobbo entschied sich instinktiv dagegen.

Lob und Hass

Den Ausschlag gab ein Auftritt im Glattzentrum, einer Mall am Zürcher Stadtrand. Die «Saletti»-Manie stand in ihrem Zenit, Harry Hasler lud zur Autogrammstunde. Der Einkaufstempel wurde von Fans buchstäblich überrannt. Inmitten des brodelnden Tumults, auf dem bedrohlich schwankenden Podest, so erinnert sich Jacobbo, sei ihm der Spass an der Rolle nachhaltig abhandengekommen. Er legte Harry Hasler für ein paar Jahre in die Kühlbox. Der eigene Erfolg wurde ihm ungeheuer.

Fans können zu den ärgsten Feinden jedes Künstlers werden, wenn er ihnen nicht das liefert, was sie von ihm erwarten. Das lässt sich gut auf Twitter beobachten, wo Jacobbo deutlich mehr Follower (knapp 200 000) hat als die Bundesräte Parmelin, Sommaruga, Amherd und Cassis zusammen (Berset schafft es dank Corona auf 160 000). Die Lobpreisungen («Danke, dass es Dich gibt») können indes schnell in eine Orgie von Hohn und Hass kippen. Bisweilen reicht dafür ein falsches Wörtchen. Für einen Freidenker, der seine Unabhängigkeit über alles stellt, kann es schnell sehr beengend werden.

2001 traf ich Jacobbo während einer Recherche in Santo Domingo zufällig auf einem Set, wo er den Spielfilm «Ernstfall in Havanna»



Meister der humoristischen Entspannung: Jacobbo in seinem Casino-Theater.

drehte. Weil die kubanische Zensur die Erlaubnis verweigert hatte, war man auf die Dominikanische Republik ausgewichen. Trotzdem schwärmte die halbe Crew beim Apéro nach dem Dreh in den höchsten Tönen von den angeblichen Errungenschaften der kubanischen Revolution. Mir platzte der Kragen. Das Castro-Regime gehöre zu den übelsten Diktaturen, die es auf dem amerikanischen Kontinent

je gegeben habe, warf ich ein; dass ausgerechnet sie, die Zensierten, dem Tyrannen huldigten, schlage dem Fass den Boden aus. Die Stimmung unter dem Tropenhimmel sank unter den Gefrierpunkt. Ich war auf alles gefasst, von der Schlägerei bis zum Rauswurf, als plötzlich eine Stimme aus dem Hintergrund die Gemüter beruhigte: «So ganz unrecht hat er ja nicht.» Es war die Stimme von Viktor Jacobbo.

Es gibt eine Reihe von Anekdoten in dieser Währung. So galt während fast drei Jahrzehnten beim öffentlichen Schweizer Rundfunk ein faktisches Auftritts- und Redeverbot für den Monopolbrecher und SRG-Kritiker Roger Schawinski. Jacobbo focht sich als Einziger um dieses ungeschriebene Gesetz. Er karikierte den Radiopiraten in seinen Sendungen und lud ihn auch mal als Stargast ins Studio ein. Das gab Stunk. Jacobbo stellte die Direktion vor die Alternative: Wenn Schawinski nicht auftreten dürfe, werde er es auch nicht mehr tun. Damit war die Sache erledigt.

Oder der Comedian Andreas Thiel. Obwohl Thiel aus seiner rechtskonservativen Grundhaltung nie ein Geheimnis machte, bot ihm Jacobbo stets eine Bühne im Casinothea-

Giacobbo stellte das SRF vor die Wahl: Wenn Schawinski nicht auftreten dürfe, werde er es auch nicht mehr tun.

ter wie auch in seinen TV-Programmen. Mag sein, dass auch er, zumal als Unternehmer, den Kapitalismus heute etwas differenzierter sieht als auch schon. Doch im Herzen, da sprechen seine Tweets eine deutliche Sprache, ist Jacobbo ein Linker geblieben. Nur hinderte ihn das nicht daran, Andreas Thiel aus dem Schlamassel zu helfen, als sich dieser – eine Todsünde für Komödianten – in einen bitterernsten Disput um den Islam verhedderte. Als im letzten Herbst das Casinotheater seine Tore vorübergehend wieder öffnen konnte, bekam auch Thiel als einer der Ersten wieder seine Bühne.

Freiheitskämpfer Jacobbo reagiert empfindlich auf Leute, die ihm zu nahe treten. Doch auf der Bühne kennt er keine Berührungängste. Natalie Rickli ist bei ihm ebenso willkommen wie ihre rot-grünen Kontrahenten. Der Unternehmer und SVP-Spitzenpolitiker Peter Spuhler gehört zu den treuesten Freunden des Winterthurer Casinotheaters. Doch niemand (am wenigsten Peter Spuhler selber) würde von Viktor erwarten, dass er ihn deshalb schont.

Reif für ein neues Alter Ego?

Der Comedian, Unternehmer und Filmmacher Jacobbo stand mit 68 Jahren in der Blüte seines Schaffens, als der Corona-Tsunami übers Land rollte. Wirtschaftlich gesehen war es für ihn wie für jeden freischaffenden Künstler eine schwierige Zeit. Gravierender, so vermute ich, war die politische und ideologische Verkrampfung, die der Glaubenskrieg zwischen Panidioten und Covidioten nach sich zog. Das brachte selbst den Meister der humoristischen Entspannung an seine Grenzen. Vielleicht wäre die Zeit reif für ein neues Alter Ego – zum Beispiel in der Person der Genderbeauftragten Simonetta Scharulla-Habicht, die an der mysteriösen Impfkrankeheit «Long Vaccid» leidet.

Wo die Berge schrumpfen

Vergessen Sie das Fernglas nicht auf der Bergwanderung Kreuzboden–Almagelleralp–Saas-Almagell – es lohnt sich!

Hubert Mooser

Bei der Suche nach einer empfehlenswerten Bergwanderung im Wallis hat man schon fast die Qual der Wahl. Der Kanton ist in dieser Hinsicht das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Nun, ich habe mich für den Höhenweg zwischen dem Kreuzboden und der Almagelleralp entschieden. Den laufe ich fast jedes Jahr einmal ab, und zwar immer mit grosser Freude und Genuss. Er eignet sich nämlich gut für einen Tagesausflug ab Bern, steigt nur sanft an, die Aussicht ist atemberaubend und der Haselnussschnaps von Urs Anthamatten im «Berghotel Almagelleralp» ein Gedicht.

Aber aufgepasst! Es ist eine rot-weiss markierte Strecke, die nur für geübte Wanderer ein Spaziergang ist. Der Weg ist überall gut ausgebaut und nicht gefährlich, er führt über Geröllhalden und Alpweiden. Aber ständig entlang der Bergflanken laufen, mit freiem Blick auf die Dörfer tausend Meter weiter unten, das ist nicht für jeden das Höchste der Gefühle.

In acht Minuten auf den Kreuzboden

Ausgangspunkt ist das Industriestädtchen Visp. Von hier gibt es regelmässige Verbindungen ins Saastal. Bereits die vierzigminütige Fahrt mit dem Postauto gibt einem die Möglichkeit, sich auf die besondere landschaftliche Kulisse dieser Region einzustimmen. Kurve um Kurve kommt man den Bergen näher, die Hänge werden steiler, und die Strasse schlängelt sich geschickt um und durch natürliche Hindernisse. Je tiefer man ins Tal vordringt, desto mehr verändert sich auch der Baustil der Häuser. Sie stehen teilweise enger beieinander, um im Winter Schutz vor Wind und Wetter zu gewähren, und sind häufig mit den für die Gegend typischen Schieferplatten bedeckt. Dort, wo die Strasse nach Saas-Fee abzweigt, in Saas-Grund, 1559 Meter über Meer, wechsele ich das Transportmittel und lasse mich mit den Hohsaas-Bergbahnen in nur acht Minuten auf den Kreuzboden (2400 m ü. M.) hochschaukeln. Zu Fuss dauert der Aufstieg zwischen zwei und zweieinhalb Stunden, dazu habe ich mich aber bis heute noch nie überwinden können.

Oben lädt ein Bergrestaurant mit einer grossen Sonnenterrasse zur ersten kulinarischen Verschnaufpause ein. Ein kleiner Warnhinweis vorweg: Das Preisniveau dieses Selfservice-Betriebs entsprach Anfang Juli 2021 in etwa dem der Zürcher Bahnhofstrasse; zwei Stück Kuchen, zwei Mineral und eine Butterbrezel kosten über 30 Franken, eine Bratwurst mit Rösti und Zwiebelsauce Fr. 27.50 – das ist hart. So viel zahlt man nicht einmal in einem Zürcher Zunftlokal. Vielleicht hat der Betrieb bei seinen Gästen einen Zuschlag für den Alleinunter-

Hin und wieder begegnen mir nun auch ein paar Marmeladentiere.

halter kassiert, der auf der Terrasse das Publikum mit gängigen Volksliedern und platten Witzen über die Trinkfreudigkeit der Walliser unterhalten sollte.

Andererseits sind die Einheimischen auch bekannt dafür, dass sie hoch hinauswollen. Das zeigt die etwas skurrile Geschichte um das Fletschhorn, den Hausberg Saas-Grunds und Teil der Kulisse um den Kreuzboden. Das Fletschhorn steht ein bisschen im Schatten der beiden imposanten Viertausender Weissmies und Lagginhorn. Dazu muss man wissen, dass dieser Berg zu Beginn des 20. Jahrhunderts ebenfalls als Viertausender galt. Später ergaben Messungen, dass er tatsächlich 3998

Meter hoch war. Mit anderen Worten: Er war geschrumpft. So hatte der Grunder Gemeinderat 1988 die Schnapsidee, das «Fletschhorn» um zwei Meter aufzustocken, damit es die magische Grenze wieder erreicht. Es wurde ein Baugesuch eingereicht, und die Bevölkerung wurde vom Plan im Amtsblatt in Kenntnis gesetzt. Und dann brach ein gewaltiger Medientsunami über Saas-Grund herein. Der Ort war auf einen Schlag weltweit in aller Munde. Den Saastalern eilt zwar der Ruf voraus, sie seien begnadete Maurer, aber am Ende liessen sie das mit der Aufstockung bleiben. Heute ist das Fletschhorn nur noch 3985 Meter hoch.

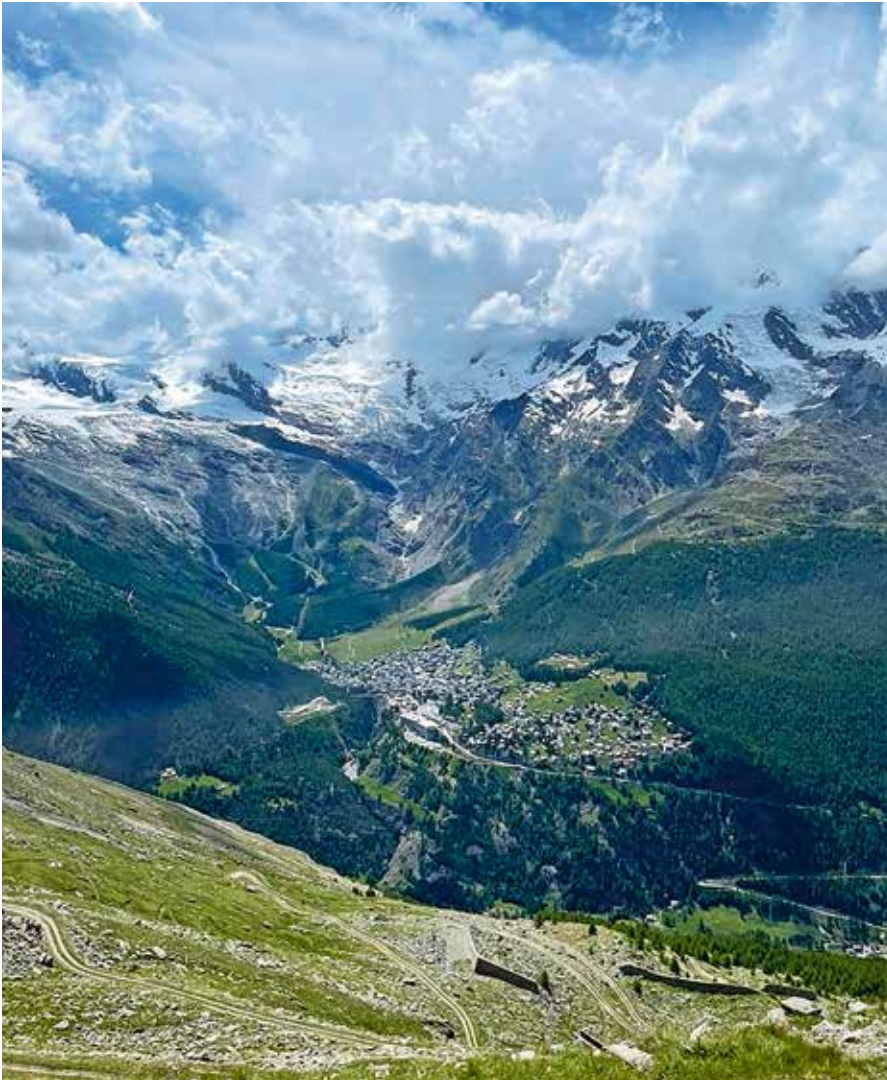
Türkisfarben im Sonnenlicht

Der gutmarkierte Wanderweg beginnt etwas oberhalb der Bergstation. Er ist Teil einer Höhenwegroute, die vom Simplonpass nach Visperterminen und von da weiter nach Gspon und Kreuzboden führt. Schon beim Einstieg werden die Sinne verwöhnt. Bei schönem Wetter sucht einen immer wieder der unverwechselbare Geruch der Alpenflora heim, der ja in der Aromatherapie belebend wirken soll.

Zahlreiche Schilder geben Auskunft über die Merkmale des Purpur-Enzians, der Spinnweb-Hauswurz und vieler anderer. Sie sind aufschlussreiche Wegbegleiter für interessierte Naturliebhaber und Freizeitbotaniker. Ich zünde mir zuerst einmal eine Zigarette an: Laufen und rauchen, auch das klappt hier ganz prima, weil der Weg nicht stark ansteigt.

Das Panorama mit der Mischabelkette und dem Mattmarkgebiet inklusive des grössten Erddamms Europas – des Mattmark-Staudamms – ist zudem gewaltig. Mit diesem Stausee, der türkisfarben im Sonnenlicht glitzert, ist eine Tragödie verbunden. 88 Menschen, darunter 56 Gastarbeiter aus Italien, starben während der Bauarbeiten. Am 30. August 1965 brachen zwei Millionen Kubikmeter Eis des Allalingletschers ab und gingen auf die Baracken der Mattmark-Baustelle nieder. Es gab danach grosse Diskussionen, weshalb man die Unterkünfte ausgerechnet in die Gefahrenzone gepflanzt hatte, und auch einen Prozess. Am Ende





Atemberaubend: Almagellertal, Berghotel «Almageller Alp», Reporter Mooser.

wurden aber alle Angeklagten freigesprochen. Eine kleine Gedenkkapelle in Saas-Almagell erinnert an das schlimmste Baustellenunglück in den Alpen und die schwerste Naturkatastrophe der jüngeren Schweizer Geschichte. Der Damm ist inzwischen auch ein beliebtes Ausflugsziel.

Die ungefähre Wanderzeit bis zur Almagelleralp dauert etwas mehr als zwei Stunden. Die Schlüsselstelle erreicht man nach rund sechzig Minuten. Der Weg führt hier durch wuchtige Lawinverbauungen und über Felsbänder. Diese kurze Passage ist aber mit Handläufen aus Draht gut gesichert. Gleich danach erreicht man einen kleinen Rastplatz mit einer Holzbank. Es ist ein wenig windig – gut, habe ich eine warme Jacke eingepackt. Auf der gegenüberliegenden Talseite ist Saas-Fee mit seinem hässlichen Parkhaus gut sichtbar. Das Gletscherdorf ist das touristische Zentrum des Saastales.

«Almagelleralp»: unbedingt einkehren

Nach einer letzten kleinen Steigung biege ich dann schon ein ins wildromantische Almagellertal, und nun geht es nur noch abwärts. Und das bedeutet: die Schuhe wieder fest zuschnüren. Hin und wieder begegnen mir nun

auch ein paar Murmeltiere. Sie lassen sich nicht stören, und ich kann die quirligen Nagetiere in aller Ruhe beobachten und filmen. Mit etwas Glück sieht man auch Gämsen und Steinböcke. Immer vor Augen hat man jetzt auch das urchige Berghotel, das gleich heisst wie die Alp.

Hier muss man vor dem einstündigen Abstieg nach Saas-Almagell einfach einkehren. Authentisches Gebäude, gemütliche Gartenbeiz mit Steintischen und freundliche Bedienung. Vom Doppelzimmer bis zum Massenschlag stehen zur Übernachtung verschiedene Varianten zur Auswahl – telefonische Reservation ist allerdings empfehlenswert. Und noch etwas: 200 Meter tiefer gelegen als der Kreuzboden, wartet das «Berghotel Almagelleralp» verblüffenderweise auch mit deutlich tieferen Konsumationspreisen auf bei mindestens vergleichbarer Qualität. Der frühere Lehrer Urs Anthamatten führt das Hotel seit vielen Jahren. Er ist ein geselliger Gastgeber und bekannt dafür, dass er jedem sofort ein Glas seines Spezialgetränks Marke Haselnusschnaps anbietet. Das macht zwar etwas Gummibeine, aber von hier in den Talgrund ist es nicht mehr sehr weit.

Es gibt verschiedene Routen hinunter nach Saas-Almagell. Ich wähle jeweils jene, die über eine kleine Holzbrücke führt. Die Alternative ist etwas ausgesetzt. Nach kurzer Zeit schon verläuft der Weg durch märchenhafte Waldstücke mit knorrigen Baumstämmen und bizarren Felsbrockengebilden. Moosbewachsene Matten säumen das still plätschernde Bächlein, das einen über eine kurze Distanz begleitet und der fantastischen Wanderung zum Schluss die Krone aufsetzt. Dann kommt schon die nächste Abzweigung. Links geht es über einen Erlebnisweg – das ist für Schwindelfreie. Ich bleibe auf dem gemütlicheren Teil. Am Ziel angekommen, hat man bis zur Abfahrt des Postautos meistens noch ein bisschen Zeit, um sich im Dorf des früheren Skistars Pirmin Zurbriggen umzusehen.

Ich kann diese Bergwanderung allen wärmstens empfehlen. Sie besticht durch ihre Vielfältigkeit und bietet für jeden Geschmack etwas. Hohe Berggipfel, steile Felswände, herrliche Rundschau, beeindruckende Flora und Fauna, glasklare Bergbäche und wilde Waldpartien. Kurzum: ein Ort, den man immer wieder gerne aufsucht. Also: hinfahren – nachmachen – geniessen. Viel Vergnügen.

Der Fall J. K. Rowling

Bis sie zur *Persona non grata* erklärt wurde, hatte ich mich nie für J. K. Rowling interessiert. Aber wer liebt nicht diese «Vom Tellerwäscher zum Millionär»-Geschichten?

Julie Burchill

Ich war überzeugt, dass das Einzige, was ich jemals tun wollte, das Schreiben von Romanen sei», sagte Rowling 2008 in einer Rede an der Harvard University. «Meine Eltern, die beide aus ärmlichen Verhältnissen stammten und beide nicht studiert hatten, hielten meine überbordende Fantasie lediglich für eine amüsante persönliche Marotte, mit der man weder eine Hypothek bezahlen noch sich eine Rente sichern konnte.»

Ich erinnere mich, dass ich meinen Fabrikarbeiter-Eltern mit zwölf Jahren sagte, dass ich Schriftstellerin werden wolle; meine Mutter verstand einfach nicht, was ich meinte, und nahm an, dass ich eine Schreibkraft werden wollte! Sie waren gute Menschen und kauften mir schliesslich eine gebrauchte Schreibmaschine, aber bis zu dem Zeitpunkt, an dem mein Name im Alter von siebzehn Jahren zum ersten Mal gedruckt erschien, wurde ich immer wieder belächelt, wenn sie sich aufmunternd erkundigten, wie es mit dem «Tippen» vorangehe.

Als solch unglücklicher Teenager, der an den niedrigen Erwartungen, die auf ihn projiziert wurden, zu ersticken drohte, erinnerte sich Rowlings erster Englischlehrer an der Sekundarschule an sie als «nicht aussergewöhnlich [...], aber recht gut in Englisch». Was auch immer ihr damals an Begabung gefehlt haben mag, sollte sie bald an Lebenserfahrung zulegen.

Epische Grösse

Als Rowling fünfzehn war, wurde bei ihrer Mutter – selbst erst 35-jährig – multiple Sklerose diagnostiziert. Sie sollte zehn Jahre später, 1990, an dieser degenerativen Krankheit sterben. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Rowling bereits in Portugal von ihrem gewalttätigen Ehemann getrennt und war mit ihrer kleinen Tochter nach Edinburg geflohen – nur um dann von ihrem Ex verfolgt zu werden und somit gezwungen zu sein, eine einstweilige Verfügung zu erwirken. Mit der Diagnose einer klinischen Depression und Selbstmordgedanken, von der Sozialhilfe lebend und «so arm, wie man im modernen Grossbritannien sein kann, ohne

obdachlos zu sein», beschrieb sie ihr Scheitern später gleichwohl als «befreiend», weil es ihr erlaubte, sich ganz dem Schreiben zu widmen.

An dieser Stelle bekommt die eher alltägliche Geschichte eines unscheinbaren Provinzmädchens, das zu einer jungen Frau heranwächst und vom Wohlwollen Fremder abhängig ist, die ihr Sozialhilfe gewähren, einen Hauch epischer Grösse. Jeder, der mit dem Konzept der Heldenreise vertraut ist – des vom amerikanischen Mythenforscher Joseph Campbell populär gemachten Grundmusters, mit dem er Religionen dekonstruiert und vergleicht –, wird erstaunt sein, wie sehr Rowlings

Was auch immer ihr an Begabung gefehlt haben mag, sollte sie an Lebenserfahrung zulegen.

Werdegang dem Archetypus ähnelt. In seinem Buch «Der Heros in tausend Gestalten», das fast ein halbes Jahrhundert vor Rowlings Erfolg verfasst wurde, schreibt Campbell: «Ein Held wagt sich aus der Welt des gewöhnlichen Alltags in eine Region übernatürlicher Wunder. Dort begegnet er wundersamen Kräften und erringt einen entscheidenden Sieg: Der Held kehrt aus diesem geheimnisvollen Abenteuer mit der Macht zurück, seinen Mitmenschen Wohltaten zu erweisen.»

Wenn ich das lese, denke ich nicht an die eher langweilige Figur des Zauberlehrlings, sondern an die aussergewöhnliche Reise von Joanne Rowling selbst. Denn als sie vor einem gewalttätigen Mann aus einem fremden Land in die Stadt Edinburg floh, um ihrer Schwester nahe zu sein – ihre Mutter war inzwischen gestorben –, hatte die sanftmütige junge Mutter noch ein Ass im Ärmel. Oder besser gesagt: drei Kapitel des ersten Harry-Potter-Romans in ihrem Koffer.

Rowling stellte das Buch 1995 fertig; nach acht Absagen von Verlagen bot ihr Bloomsbury einen bescheidenen Vorschuss für «Harry Potter und der Stein der Weisen» an. Ein weiteres Ansinnen sollte unsere Heldin auf die

Probe stellen: Als misshandelte Ehefrau und alleinerziehende Mutter hatte sie überlebt – aber nun riet man ihr, ihren minderen weiblichen Status zu verschleiern, da Buben wohl kaum ein Buch von jemandem namens Joanne lesen würden. Männer lernen es wohl nie: Bei den zehn meistverkauften Autorinnen sind weniger als ein Fünftel der Leserschaft Männer; die Schriftstellerin mit der grössten männlichen Leserschaft ist die Thriller-Autorin LJ Ross, die vermutlich nicht so beliebt wäre, wenn sie sich «Louise» nennen würde. Als die Brontë-Schwester im 19. Jahrhundert unter den Namen der fiktiven Bell-Brüder – Currier, Ellis und Acton – publizierte, wer hätte sich da träumen lassen, dass mehr als ein Jahrhundert später in den Buchhandlungen der freien Welt immer noch sexuelle Apartheid herrschen würde? Gezwungen, ihr «schwaches» Geschlecht zu verschleiern, als sie noch ein Niemand war – dies sollte dem Gender-Wirbel, der aufkam, als Rowling längst unverwundbar war, zu noch mehr Fahrt verhelfen.

Generation von verblendeten Narren

Aber wie sich herausstellte, wäre es nicht weiter von Bedeutung gewesen, hätte sie sich «D. Duck Esq.» genannt. Allein die acht Harry-Potter-Bücher sollen ihr mehr als eine Milliarde Pfund eingebracht haben, weitere 200 Millionen Pfund kamen durch die Filme hinzu. Ihr Nettovermögen wird auf 820 Millionen Pfund geschätzt; allein im letzten Jahr hat sie 34,8 Millionen Pfund Steuern gezahlt. Und – als wäre das nicht schon genug – ist ihr Beitrag an freiwilligen Spenden einzigartig für jemanden aus dem Bereich der kreativen Kunst.

Obwohl Romanautoren schnell darin sind, milliardenschwere Geschäftsleute wegen ihres schlechten Benehmens abzuschreiben, lassen sie Donald Trump oft wie eine Malala Yousafzai erscheinen, wenn es um ihren Narzissmus in Sachen Eigenwerbung geht. Denken Sie an Martin Amis, der 20 000 Pfund für neue Zähne ausgab und mit der besten Freundin seiner Frau durchbrannte, oder an Salman Rushdie, der seiner vierten Frau sagte, sie sei «eine



Aussergewöhnlich grosszügig: Schriftsteller-Idol Rowling.

schlechte Investition», als ihre schwere Krankheit Sex verhinderte.

Rowling war etwas ganz anderes, eine selbstlose Philanthropin auf einem Niveau, das mit dem von Bill Gates vergleichbar ist; aufgrund ihrer aussergewöhnlichen Grosszügigkeit gelang ihr innerhalb weniger Jahre der Schritt von einer Milliardärin zur blossen Multimillionärin. So wie es ihr lag, reich zu werden, fiel es ihr auch leicht, berühmt zu sein; eine ele-

gante Frau mit einem Modigliani-Gesicht, die sich – ungewöhnlich für eine Schriftstellerin – als eine Art Wäscheständer entpuppte. Sie schien in jeder Hinsicht zivilisiert zu sein; manchmal ein bisschen zu sehr, denn trotz ihrer Erfahrungen im Überlebenskampf und trotz ihres Wohnsitzes in Edinburg (und nicht in der englischen Hauptstadt), war ihre politische Einstellung nahezu deckungsgleich mit jener der liberalen Londoner Elite. Sie war für

«Verbleib» in all seinen politischen Formen: für den Verbleib Schottlands im Vereinigten Königreich, für den Verbleib des Vereinigten Königreichs in Europa und im Grunde für alles, was den Status quo aufrechterhielt. Bis sie in die Frage verwickelt wurde, die das britische Kulturleben derzeit aufs grausamste, aber auch aufs groteskteste umtreibt: Kann ein Mann auch eine Frau sein? Im Sommer 2020 wurde ausgerechnet dieses Muster an Mässi-

gung als Heldin der freien Meinungsäusserung und des Feminismus wiedergeboren, als sie einer heftigen Online-Schmähung durch die «Men's Rights Activists (Frock Division)» ausgesetzt war – jene Incels in Tangas und ihre verräterischen *transmaids*, die glauben, dass «woman» oder «Frau» ein Schimpfwort ist, wenn nicht das scheusslich klingende «cis» davor steht. («Cisgender» oder «zisingender» bezeichnet die Kongruenz von Geschlechtsidentität und Geburtsgeschlecht.)

Ich hatte Rowling immer für humorlos gehalten, aber ich sollte angenehm überrascht werden, als sie nach der Lektüre eines Zeitungsartikels, in dem die Formulierung «Menschen, die menstruieren» verwendet wurde, twitterte: «Menschen, die menstruieren. Ich bin mir sicher, dass es früher ein Wort für diese Leute gab. Kann mir jemand weiterhelfen? Wumben? Wimpund? Woomud?»

Der Groll der überprivilegierten, leistungsschwachen Bettnässer der *woke*-Bewegung entspricht im Ausmass nur noch deren täglichem Massaker an der englischen Sprache, daher passte es, dass der Kampf damit begann, dass Rowling für ihre Muttersprache eintrat. Das vorhersehbare Gerangel folgte, aber sie wich nicht zurück: «Wenn das Geschlecht nicht real ist, wird die gelebte Realität von Frauen

«Wenn das Geschlecht nicht real ist, wird die gelebte Realität von Frauen auf der ganzen Welt ausgelöscht.»

auf der ganzen Welt ausgelöscht [...]. Die Idee, dass Frauen wie ich, die sich seit Jahrzehnten in Transmenschen einfühlen und sich ihnen verwandt fühlen, weil sie auf die gleiche Weise verletzt sind wie Frauen – nämlich aufgrund männlicher Gewalt –; dass wir Frauen Transmenschen «hassen», weil wir denken, dass das Geschlecht real ist und gelebte Konsequenzen hat, ist Unsinn [...]. Ich respektiere das Recht jeder Transperson, so zu leben, wie es sich für sie authentisch und angenehm anfühlt. Gleichzeitig ist mein Leben davon geprägt, weiblich zu sein. Ich glaube nicht, dass es verwerflich ist, das zu sagen.»

Heldin wider Willen

All die Jahre, in denen sie einfach zu beeindruckenden Kindern erzählte, dass Magie über die alltägliche Realität triumphieren könne, mögen sich ja für Rowling finanziell ausgezahlt haben, doch sie hat eine Generation von verblendeten Narren aufgezogen, die glauben, dass das Denken einen Penis weiblich machen könne. Nun begann ein Social-Media-Shitstorm enttäuschter Harry-Potter-Fans, in dem eine Horde von Nullen meinte, dass diese Selfmade-Supererfolgsfrau sich weiterbilden sollte, und das nur, weil sie den

Unterschied zwischen Märchen und Fakten kannte und ebenjene nicht. Nicht wenige von ihnen beschwerten sich, dass sie ihre Kindheits-erinnerungen «ruiniert» habe – dieselbe Generation, die jammert, der Brexit habe ihre Zukunft ruiniert.

Seit geraumer Zeit läuft eine Kampagne zur Infantilisierung der britischen Bevölkerung – «Packt euch warm ein!» und «Bleibt hydriert!» zwitschern die TV-Wetterpropheten unentwegt – und das war das Ergebnis: Ein Heer von stampfenden, selbstverliebten Riesenbabys, denen von ihren dicken Eltern seit ihrer Geburt erzählt wird, wie perfekt sie seien, und denen daher der kritische Geist, der Kunst und Kultur inspiriert, völlig fehlt. Sie haben noch nie das Wort «nein» gehört, aber ironischerweise ist «nein» alles, was sie zur Welt beitragen.

Die *woke*-Bewegung ist eher reaktionär als revolutionär. Eines der Indizien ist, dass diejenigen, die historisch gesehen die Macht innehatten – Männer, die Gebildeten, die Wohlhabenden –, so viel Zeit damit verbrachten, das Verhalten der Frauen, der Ungebildeten und der Armen im Namen von *wokeness* zu tadeln. Das zeigte sich prompt, als sich die mittelmässigen jungen Harry-Potter-Schauspieler gegen die Frau wandten, die ihnen Weltöffentlichkeit verschafft hatte und deren funkelnadem Gehirn sie alles verdanken, was sie nun umgibt. Dass sie aus privilegierten Verhältnissen stammen (Daniel Radcliffe, der privat erzogene Sohn eines Casting-Agenten – wird er seine Autobiografie «Mein Überlebenskampf» nennen?), während sie als mittellose alleinerziehende Mutter einst in Cafés schrieb, macht die Sache ziemlich surreal.

Nach einer Phase, in der sie versuchte, jenen Streberchor zu besänftigen, kam Rowling schliesslich als widerborstiger Spassvogel zurück und reagierte auf die empfohlene Bücherverbrennung ihrer Harry-Potter-Bestseller mit



den Worten: «Immer, wenn jemand ein Potter-Buch verbrennt, verschwinden die Tantiemen von meinem Bankkonto. Und wenn das Buch auch noch signiert war, fällt mir ein Zahn aus.»

Der Hashtag #RIPJKRowling mag im Trend gewesen sein und so atemberaubend wacklige Tweets wie «Sie ist nicht tot, aber sie hat ihre eigene Karriere getötet, indem sie Transpersonen hasst» mögen im Überfluss vorhanden gewesen sein, aber einmal mehr hatte

Rowling hatte sich aus den vor Klischees klirrenden Fesseln des woke-Sprech befreit.

dieser monströse Mob – Violet Elizabeth Bott schliesst sich der Stasi an – nur ein schwaches Gespür für die Realität. Indem sie sich gegen sie wandten, hatten sie Rowling nämlich günstigerweise von den Kinderbüchern weg in die Welt der Erwachsenenliteratur katapultiert, während sie in ihren gepolsterten Zellen in ihren übergrossen Windeln sassen und über eine Frau jammerten, die sich bereits aus ihrem klammen Griff befreit und in eine neue, angemessenere Laufbahn geflüchtet hatte.

2013 erschien der erste ihrer Cormoran-Strike-Krimis unter dem Pseudonym Robert Galbraith; es folgten vier weitere und Rowlings Ankündigung, dass sie zehn zusätzliche plane. Alle Bestseller sind exzellent, sowohl literarische Triumphe als auch regelrechte Pageturner-Thriller, die an Graham Greene erinnern und daran, dass er sowohl Unterhaltung als auch Romane schrieb – und wie beides schliesslich ununterscheidbar wurde. In dieser Serie, die inzwischen völlig aus dem Ruder gelaufen ist, gab es unter anderem einen männlichen, als Transvestit verkleideten Frauenmörder und eine Figur, die zwar vorgibt, ein Antizionist zu sein, tatsächlich aber ein fanatischer Antisemit ist. Rowling hatte sich aus den vor Klischees klirrenden Fesseln des *woke*-Sprech befreit und war als aufgeschlossene Einzelkämpferin wiedergeboren, die einer Joseph-Campbell-Allegorie würdig wäre.

Sie ist eine Heldin wider Willen und eine Frau, die sich an die Regeln gehalten hat, bis sie gebrochen wurden und mit ihnen auch ihre Geduld. Und sieh sie dir jetzt an – mit genug Geld, um neun Leben lang nicht mehr zu arbeiten, und genug Kreativität, um nie aufzuhören. *Woke* ist die Rache des Dummkopfs am Humor, der Tratschtante am Schlagzeilenmacher, des Mauerblümchens am wirbelnden Tänzer.

Aber Rache ist auch ein Gericht, das man am besten kalt geniesst, und zwar öffentlich, für eine grosse Summe Geld, wie J. K. Rowling so triumphal beweist.

Aus dem Englischen von Thomas Würdehoff

Weinschmeckerin vom Zürichberg

Als 26-Jährige begann sie im Luxushotel «The Dolder Grand» zu arbeiten. Vier Jahre später wurde sie zum «Sommelier des Jahres» gekürt. Doch Lisa Bader hat noch Grösseres im Sinn.

Florian Schwab

In der hohen Lobby mit ihren geräumigen Sesseln geht Lisa Bader fast ein wenig unter. Die zierliche Deutsche ist seit viereinhalb Jahren Head-Sommelière des Hauses. Zu ihrem Treffen mit der *Weltwoche* am früheren Nachmittag kommt sie direkt vom Mittagsservice in «The Restaurant». In dem Gourmet-Etablissement sorgt sie an der Seite von Fine-Dining-Chef Heiko Nieder (2 Michelin-Sterne, 19 Gault-Millau-Punkte) für die perfekte Weinbegleitung. Mit grossem Erfolg: Für das Jahr 2021 wurde die Dreissigjährige vom «Gault Millau Schweiz» zum «Sommelier des Jahres» erhoben.

Hinter der gastronomischen Blitzkarriere der jungen Frau stecken viel Erfahrung, Arbeit und vor allem ein sehr delikater Gaumen. Letzterer ist eine unverzichtbare Zutat, wenn man es in der Welt des Weines ganz nach oben bringen will. Geschmacksnuancen erkennen und beschreiben – das kann sie. «Die Sensorik lässt mich selten im Stich», sagt die Sommelière und blickt zufrieden auf das Glas Wasser, das vor ihr steht. Ihre Antworten fallen schnell, prägnant und präzise aus. Man spürt das Wissen und den Ehrgeiz, die Lisa Bader hierhergetragen haben, hoch über die Dächer Zürichs.

«Montreux harmonierte am besten»

Aufgewachsen in Kuppenheim bei Karlsruhe, trank Lisa Bader schon früh gerne ab und zu ein Glas Wein. «Als Jugendliche war ich eher nicht der Red-Bull-Typ.» Zunächst wollte sie Medizin studieren. «Für meine Eltern war es bereits eine ausgemachte Sache, dass ich Ärztin werden würde.» Doch ein paar Praktika vor Studienbeginn zeigten ihr, dass es doch nicht das Richtige war. Also schrieb sie sich an der Hotelfachschule in Montreux ein. «Ich habe mir verschiedene Optionen angeschaut, aber Montreux harmonierte am besten.» Während ihrer Bachelor-Ausbildung in Event-Marketing absolvierte sie ein Praktikum in «The Dolder Grand». «Von da an war mir immer klar, dass ich sofort alles stehen- und liegenlassen würde, wenn ich hierher zurückkehren könnte.»

Mitte 2016 kam der Ruf nach Zürich. Nach ihrer Ausbildung in Montreux hatte Lisa Bader sich zur Sommelière weitergebildet und in dieser Funktion zunächst in verschiedenen Sternrestaurants in Frankfurt gearbeitet, darunter einem französischen Ein-Stern-Haus mit weltberühmter Bordeaux-Karte. «Wir hatten da teilweise Raritäten aus den 1920ern und 1930ern – und die wurden auch fleissig getrunken», erinnert sie sich. Dabei habe sie «sehr, sehr viel ge-



«Sensationelle Entdeckungen»: Sommelière Bader.

lernt». Die Liebe zu den Bordeaux hat sie mit an den Zürichberg genommen und das diesbezügliche Angebot ausgebaut. «Die Jahrgangstiefe ist mir sehr wichtig – lieber zwei oder drei Produzenten weniger, dafür mehr Jahrgänge.»

Nach Lisa Baders fast fünf Jahren im «Dolder Grand» tragen die Weinkarten des Zürcher Luxushauses zunehmend ihre Handschrift, vor allem die rund 750 Tropfen, die in «The Restaurant» erhältlich sind. Neben Bordeaux setzt sie auch auf weniger bekannte Herkunftsregionen. «Aus Kroatien, Griechenland und Portugal gibt es sensationelle Entdeckungen.» Und auch die Bündner Herrschaft ist ihr ziemlich ans Herz gewachsen. «Insbesondere im letzten Jahr, in dem

man ja kaum woanders hinreisen konnte.» Die letzte Flasche, die sie privat geöffnet hat, war ein Herrschäftler Chardonnay – «allzu häufig kommt das aber nicht vor, ich lebe alleine». Ein weiteres Pflänzchen, das sie im «Dolder Grand» kultiviert, sind kalifornische Weine. «Während der Schulzeit habe ich länger bei einer Gastfamilie in Kalifornien gelebt und reise seither fast jährlich dorthin – vielleicht kommt das daher.» Und einen guten Riesling gibt es bei Lisa Bader natürlich immer. «Ich bin Deutsche – alles andere wäre seltsam.» Man müsse zwar nicht jedem Länder-Trend hinterherhecheln, aber «von dort, wo es qualitativ sehr gute Weine gibt, sollte man dem Gast etwas anbieten können».

Auch die Zahlen müssen stimmen

Was zeichnet einen guten Sommelier aus? Neben dem Fachwissen und dem feinen Gaumen sei auch das Betriebswirtschaftliche wichtig, sagt sie. «Es bringt nichts, wenn man die schönsten Weinbegleitungen komponieren kann, aber die Zahlen nicht aufgehen.» Und dann sei es wichtig, dem Gast zwar Möglichkeiten aufzuzeigen, ihn aber nicht zu bevormunden. «Man sollte ihn zu nichts zwingen.» Meist sei das aber auch nicht nötig. «Heutzutage sind viele weinbegeisterte Leute sehr aufgeschlossen und lieben es, Neuheiten zu entdecken.»

Die Sommelier-Ausbildung, erinnert sich Lisa Bader, sei «ein bisschen wie der Führerschein». Man lerne ein paar Grundsätze, müsse sich den Rest aber dann in der Praxis erarbeiten: Wie wirkt sich ein Kalkboden auf verschiedene Traubensorten aus? Wie altert der Bordeaux?

Die Auszeichnung des «Gault Millau» sei natürlich «sehr erfreulich», sagt sie. Was kann man noch erreichen, wenn man mit dreissig bereits «Sommelier des Jahres» war? Lisa Bader hat sich das ultimative Ziel ihrer Zunft vorgenommen. Am Court of Master Sommeliers in London absolviert sie die Ausbildung zum «Master Sommelier». In den vierzig Jahren der Existenz dieser Institution haben nur 270 Sommeliers die Abschlussprüfung bestanden. «Da ich sensorisch recht gut bin, sollte ich es eigentlich schaffen.»

«Niemand weiss, was ethisch ist»

Soll man Firmen moralisches Verhalten vorschreiben? Der Wirtschaftsrechtler Peter V. Kunz nimmt Stellung zu Illusionen der Gesetzgebung und zur Staatsgläubigkeit der Vierzigjährigen.

Beat Gygi

Er zählt zu den profiliertesten unabhängigen Rechtsexperten in der Schweiz, wenn Fragen zu Aktienrecht, Firmenübernahmen, Verhalten und Befugnissen von Aktionären, Verwaltungsräten und Managern auftauchen. Peter V. Kunz ist Professor für Wirtschaftsrecht und Rechtsvergleichung sowie geschäftsführender Direktor des Instituts für Wirtschaftsrecht an der Universität Bern. Der 56-jährige Jurist ist eine nüchterne Stimme, wenn Skandale oder Skandalchen die Wirtschaft erschüttern und die Gefahr besteht, dass Politik und Justiz überreagieren. Wir treffen ihn in Bern in seinem Büro, wo er freimütig darlegt, welche neueren Strömungen und Entwicklungen im Recht ihm nicht behagen.

Weltwoche: Herr Kunz, Sie haben die 2005 in Angriff genommene Aktienrechtsrevision intensiv mitverfolgt. Ein Teil des neuen Aktienrechts ist jetzt gültig, etwa die Vorgabe, dass grössere Aktiengesellschaften im Verwaltungsrat 30 Prozent Frauen anstreben sollen, in Geschäftsleitungen 20 Prozent. Sie haben das kritisiert. Wie beurteilen Sie denn die Ansätze der Politik, das Wirtschaftsrecht auch auf aktuelle gesellschaftliche Strömungen auszurichten?

Peter V. Kunz: Ich bin klar der Meinung, dass sich das Aktienrecht in erster Linie auf Aktionärschutz und Gläubigerschutz konzentrieren soll. Für diese Haltung werde ich regelmässig kritisiert, aber das sind aus meiner Sicht die zentralen Themen in einer Aktiengesellschaft. Aktionäre und Gläubiger sind die Hauptparteien. All die zusätzlichen Aspekte und Interessen anderer Gruppen, die jetzt en vogue sind, betreffe dies Nachhaltigkeit oder eben Diversität, haben im Grunde nichts mit dem Aktienrecht zu tun.

Weltwoche: Wenn all das für die Firmen aber wichtiger wird, warum nicht nachhelfen?

Kunz: Wir haben in der Schweiz gut 220 000 Aktiengesellschaften, von Kleinunternehmen bis zu Grosskonzernen wie Nestlé oder Novartis. Ich halte es für falsch, von Unternehmen

moralisches Wohlverhalten – was immer das sein soll – durch die Gesetzgebung erzwingen zu wollen. Richtwerte zur Frauenvertretung in der Führung machen die Aktiengesellschaft nicht frauenfreundlicher.

Weltwoche: Ist der moralische Druck nicht bereits ein Erfolg?

Kunz: Da gibt man sich grossen Illusionen hin. Schon der Umstand, dass es immer wie-



«Mangel an Rechtsstaatlichkeit»: Jurist Kunz.

der zu irgendwelchen Skandalen kommt, zeigt, dass solche Versuche zur Einflussnahme untauglich sind. Man kann in der Wirtschaft nicht alles und jedes von aussen vorgeben.

Weltwoche: Soll Wirtschaftsgesetzgebung denn quasi kalt und minimalistisch sein?

Kunz: Meiner Ansicht nach sollte die Gesetzgebung eher minimalistisch ausgestaltet und zumindest bei starken Eingriffen möglichst eindeutig sein. Es geht weniger um die Anzahl Paragraphen als vielmehr um die Klarheit der Bestimmungen. Am Schluss müssen die Unter-

nehmen genau wissen, was sie tun dürfen und was nicht. Aber die Gesetzgebung der jüngeren Zeit war geradezu mehrdeutig. Im Schweizer Wirtschaftsrecht ist die legislative Qualität in den letzten zwanzig Jahren schlecht geworden.

Weltwoche: Wie kam das?

Kunz: Die Neigung zur hektischen Ad-hoc-Gesetzgebung hat enorm zugenommen. Ganz deutlich wurde das beim Covid-19-Gesetz, aber allgemein führte im Wirtschaftsrecht alle paar Jahre irgendein Skandal oder Skandalchen zu parlamentarischen Vorstössen und neuer Regulierung. Und zu neuer Unklarheit. Damit verliert die Schweiz einen wichtigen Wettbewerbsvorteil, nämlich die Rechtssicherheit.

Weltwoche: Welche Beispiele führen Ihrer Ansicht nach in diese Richtung?

Kunz: Etwa all die Vorgaben zu Verhaltensnormen, Treue- und Sorgfaltpflichten, Ethik oder zum Berichtswesen bezüglich Menschenrechtssituation beim indirekten Gegenvorschlag zur Konzerninitiative. Vieles bleibt da offen und bedeutet Rechtsunsicherheit für die Unternehmen wie auch für die Gerichte.

Weltwoche: Aber in der modernen Welt muss doch ein Unternehmen immer vielfältigere Beziehungen zur Gesellschaft pflegen.

Kunz: Ja, und viele wollen das jetzt ins Wirtschaftsrecht einbauen. Vor dreissig Jahren ging es noch stark um die Aktionärsorientierung, den Shareholder-Value, dieser wurde dann verdrängt durch den Stake-

holder-Value, also den Einbezug mehrerer anderer Anspruchsgruppen, insbesondere der Gläubiger. Dann kam gesellschaftliche Verantwortung dazu, die sogenannte Corporate Social Responsibility von Unternehmen, und jetzt ist die Dreierkombination ESG, also ökologisch, sozial, wirtschaftlich, gross in Mode.

Weltwoche: Ökonomie ergänzt durch Ethik. Das verspricht doch eine bessere Welt.

Kunz: Das sind doch Illusionen, entweder idealistisch oder ideologisch motiviert. Ein moralisches oder ethisches Verhalten gibt es nicht

bei einer Aktiengesellschaft, übrigens auch bei keiner Genossenschaft, höchstens bei den Leuten, die dahinterstehen. Wenn der Gesetzgeber moralische Leitplanken setzen will, ist das zum Scheitern verurteilt.

Weltwoche: Warum?

Kunz: Niemand weiss, was ethisch ist, was moralisch korrekt ist. Sollen allwissende Moral-Experten das vorgeben? Gelehrte? Moral ist ja ein individuelles Konzept. Jedermann hat ein separates, eigenes Verständnis davon, und vor diesem Hintergrund sage ich: Massstab für das Verhalten der Unternehmen muss primär die Legalität sein. Das Gesetz muss also klar angeben, was legal und was illegal ist.

Weltwoche: Viele sagen, nur legal zu handeln, genüge heute nicht.

Kunz: Ja, da kommen beliebte, aber völlig offene Schlagworte wie legitim, fair, gerecht, sozial. Da werden Massstäbe angelegt, die gefährlich sind. Meine zentrale Kritik an der Entwicklung des schweizerischen Wirtschaftsrechts lautet denn auch, dass man sich nicht mehr auf die Kerngrundsätze fokussiert, im Gesellschaftsrecht also auf Aktionärsschutz und Gläubigerschutz. Stattdessen erhalten gesellschaftspolitische Anliegen, sachfremde Themen wie Nachhaltigkeits- oder Diversitätsüberlegungen immer mehr Platz.

Weltwoche: Weil eine Nachfrage besteht.

Kunz: Befriedigen tut das zunächst die Politiker, grossenteils der linken Seite, die sagen können, sie hätten etwas unternommen, was ihrer Klientel aus dem Herzen spricht und das Gewissen beruhigt. Sich über andere zu erheben, macht Spass. Nichts ist schöner als Kritik an Dritten, den bösen Konzernen Vorschriften für ihre Geschäfte zu machen. Und ganz attraktiv ist es, fremdes Geld nach eigenen Vorlieben zu verteilen. All dies hat sich in der Politik stark verbreitet.

Weltwoche: Gelten Unternehmen als böse?

Kunz: Es gibt in der Politik und in vielen Medien eine fast schematische Unterscheidung in Gut und Böse. Aktiengesellschaften sind eher böse, Konzerne erst recht, Genossenschaften dagegen gelten interessanterweise als gut.

Weltwoche: Das tönt nach Mitte-links.

Kunz: Die bürgerliche Seite wehrt sich jedenfalls nicht energisch gegen diese Strömungen. In der SVP ist der Widerstand zwar relativ gross, erheblich geringer aber in der FDP, bei der ich knapp dreissig Jahre lang Mitglied war. Früher hätten FDP-Vertreter kritisch nach dem Sinn der Vorgaben zu Diversität oder Nachhaltigkeits- und Menschenrechtsrapporten gefragt, heute halten sie sich zurück aus Angst vor negativem Echo. Die Partei orientiert sich seit ein paar Jahren immer stärker in Richtung Staat.

Weltwoche: In der Wirtschaft machen aber auch etliche Gruppen auch gerne mit.

Kunz: Ja, klare Gewinner sind zum Beispiel die Rechtsanwälte und die ganze Be-

ratungsindustrie. Moderne Entschädigungsmodelle und immer komplexere Reportings lassen eine neue Industrie entstehen. Berichte schreiben, Präsentationen erstellen, das gibt Aufträge. Mehr Vorschriften führen auch zu mehr Rechtsverstössen und gerichtlichen Auseinandersetzungen.

Weltwoche: Heisst Verwaltungswirtschaft?

Kunz: Wir erleben seit zehn Jahren tatsächlich eine starke Veränderung von einer liberalen zu einer zunehmend antiliberalen, staatsorientierten Gesellschaft und auch Wirtschaft. Dass viele staatlich bezahlte Professoren das nicht als Problem erachten, sondern eher unterstützen, ist wenig erstaunlich.

Weltwoche: Schlägt das Pendel je zurück?

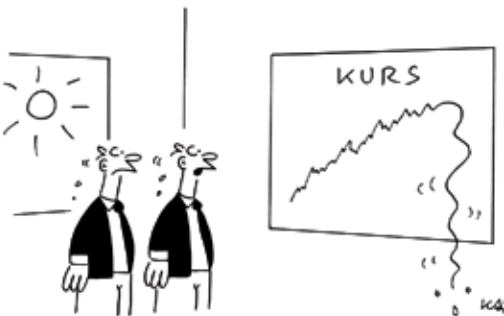
Kunz: Davon bin ich überzeugt. Der heutige Zeitgeist wird jetzt geprägt durch die Vierzig- bis Fünfzigjährigen in Wirtschaft, Politik und Medien, die sehr staatsgläubig sind. Aber ich sehe bei der jüngeren Generation, nicht zuletzt

«Wenn der Gesetzgeber moralische Leitplanken setzen will, ist das zum Scheitern verurteilt.»

bei meinen Studierenden, dass ihnen wieder viel mehr bewusst ist, dass man nicht einfach auf die Unterstützung des Staates warten kann. Ich bin ziemlich sicher, dass in vielleicht fünfzehn Jahren heutige Minderheitsmeinungen wieder bestimmend sein werden.

Weltwoche: Im Moment ist die Klimawelle im Anrollen, die wahrscheinlich noch viel mehr Vorschriften bringen wird, Grenzwerte, Technikverbote, «Vergrünung» der Finanzindustrie, die Investitionen umlenken soll.

Kunz: Wahrscheinlich nimmt die Klimaregulierung noch stark zu, vielleicht jahrelang, aber man muss auch sehen: Kein Unternehmen macht so etwas aus moralischen Gründen oder aus Überzeugung, sondern aus Opportunismus. Finanzinstitute machen die klimakorrektere Umpolung der Finanzen mit, weil sie erstens Angst vor Kritik oder Geschäftsboykotten haben und zweitens die Nachfrage nach grünen Geschäften mit ESG jetzt boomt und sie gut daran verdienen. So



„Bei dieser Hitze würde ich diese Aktie vielleicht nicht kaufen.“

bald die Nachfrage abnimmt und Rating-Kosten wie auch Minderrenditen sichtbar werden, wird es rasch vorbei sein. Die Marktkräfte werden wirken, keine Bank wird sagen: Wir verdienen zwar nichts, aber wir tun es aus moralischer Überzeugung.

Weltwoche: Das Wirtschaftsrecht wird ja stark durch internationales Recht und Richtlinien internationaler Organisationen bestimmt, jetzt auch bei der EU-getriebenen Klassifizierung der Finanzinstrumente. Das geht doch an Schweizer Gesetzen vorbei.

Kunz: In meinen Augen sind diese weichen Regulierungen, das sogenannte Soft Law, ein enormes Problem im Wirtschaftsrecht. Soft Law entsteht ja national wie auch international. Es ist brisant: All die Rundschreiben oder Verordnungen der Finanzmarktaufsicht Finma beispielsweise bilden Soft Law, das sich nicht aus Gesetzen ergibt, sondern Interpretationen der Behörde darstellt, an die sich die Banken dann aber halten müssen.

Weltwoche: Und vom Ausland her ...

Kunz: Auf internationaler Ebene entstehen die meisten Vorgaben als Soft Law. Da kommen die G-7, die G-20, die OECD und so weiter zusammen, ziehen irgendeinen Massstab heran und legen Standards fest, an die sich die Staaten und Unternehmen dann halten sollen. Das ist rechtsstaatlich ein riesiges Problem. Ich staune, wie gering jetzt der Widerstand der Schweiz gegen die Steuerpläne der OECD ist. Ein solcher Mangel an Rechtsstaatlichkeit erinnert doch eher an Bananenrepubliken.

Weltwoche: Man fürchtet schwarze Listen.

Kunz: Es ist einfach erstaunlich, dass wir Schweizer nicht einsehen, dass derartige internationale Soft Law schlicht die Macht des Stärkeren ist, ohne staatsvertragliche Grundlagen.

Weltwoche: Oft wird relativiert, das treffe vor allem ein paar internationale Konzerne.

Kunz: Genau das ist ein Trugschluss. Meist kommt in der Politik das Argument, bestimmte Auflagen betreffen ja nur Nestlé, Novartis und einige weitere Grosse. Und die können sich natürlich neue Stellen für Nachhaltigkeit, Gutachten und schöne Berichte leisten. Aber Achtung, eher früher als später wird sich das auch bei den KMU niederschlagen.

Weltwoche: Durch neue Gesetze?

Kunz: Es kann sein, dass irgendwann die Gesetze erweitert, etwa Grenzwerte verschärft werden. Vor allem aber können die Gerichte plötzlich einmal argumentieren, was für Novartis gelte, solle auch für KMU Standard sein. Neben der Gesetzgebung ist eben auch die Rechtsanwendung zentral, die Umsetzung durch Behörden und Gerichte. Etwas pointiert kann man sagen: Die Politiker als Vorhut der Regulierung können für die Rechtsstaatlichkeit gefährlich werden, aber fast noch schlimmere Wirkungen können von der Nachhut, nämlich den Richtern, ausgehen.

Ewig lockt das Weib

Der Feminismus wurde nicht zwischen zwei Buchdeckeln geboren, sondern am Strand von Saint-Tropez. Brigitte Bardot wurde zur Leitfigur eines neuen Lebensstils.

Sarah Pines

Der moderne, von der Prüderie der Gegenwart überschattete Feminismus begann nicht, wie meist angenommen, mit Simone de Beauvoirs berühmtem Satz «Man wird nicht als Frau geboren, sondern dazu gemacht». Auch nicht mit den sechziger Jahren, zugespitzt auf den Mai 1968, auf Studentenunruhen, die sich, am Semesterende, beim Packen für die Ferien, so schnell in Luft auflösten, wie sie begonnen hatten. Sondern er begann mit einem Film, und er begann an einem südfranzösischen Strand.

1956 wurde Brigitte Bardot mit «Et Dieu ... créa la femme» (... und immer lockt das Weib), gedreht von ihrem ersten Mann Roger Vadim, zur Leitfigur eines neuen fraulichen Lebensstils: natürlich, ohne Zwang, mit nur wenig Moral. Simone de Beauvoir hatte ihr wegweisendes Buch «Le deuxième sexe» («Das andere Geschlecht»), dem obiger Satz entstammt, bereits 1949 publiziert, allerdings ohne dass die dort angestellten Beobachtungen zur Rolle der Frau an der Realität abzulesen gewesen wären. Erst auf den Film hin schrieb sie für das amerikanische Magazin *Esquire* den begeisterten Aufsatz «Brigitte Bardot and the Lolita Syndrome» und nannte die Schauspielerin die erste wirklich sexuell befreite Frau.

Eine Frau, drei Männer

Worum geht es in diesem bedeutsamen Film? Der Schauplatz ist Saint-Tropez. Juliette (Brigitte Bardot) ist achtzehn Jahre alt und Waisenkind. Sie ist lasziv, liegt, spärlich angezogen, auf Terrassen herum. Sie arbeitet nicht, die Meinungen anderer sind ihr egal. Und sie hat gleich drei Männer: Eric Carradine (Curd Jürgens), ein älterer, wohlhabender Investor aus Paris, der in Saint-Tropez ein Casino errichten möchte. Antoine Tardieu (Christian Marquand), der Besitzer des kleinen Jachthafens, wo das Casino entstehen soll, und sein jüngerer Bruder Michel (Jean-Louis Trintignant), attraktiv und naiv, ebenfalls nicht an Arbeit interessiert.

Es entspannt sich eine Ménage-à-quatre: Der ältere «Freund» Carradine umsorgt Juliette und erkennt sie als Seelenverwandte: unkon-

ventionell, materialistisch, instinkthafte am eigenen Vorteil interessiert. Heute würde man ihn abfällig einen «Sugardaddy» nennen. Antoine wird vorübergehend ihr Liebhaber und Michel schliesslich ihr Ehemann.

Erstmalig, so de Beauvoir in ihrem Bardot-Aufsatz, sehe sie mit Bardot in der Rolle der Juliette lebendig bestätigt, was bereits in «Le deuxième sexe» angelegt war: Die Frau sei nicht nur durch ihre Biologie, sondern vor allem durch gesellschaftliche Vorstellungen von Weiblichkeit konstituiert: «Jungfrau», «verheiratete Frau», «Mutter», «Prostituierte». Und Frauen könnten

Simone de Beauvoir nannte Brigitte Bardot begeistert die erste wirklich sexuell befreite Frau.

die Wahl haben, diesen Rollen zu entsprechen oder sie zu durchbrechen. De Beauvoir, die mit dem Schriftsteller Jean-Paul Sartre in einer offenen Beziehung lebte, unter dieser aber auch litt, war der «bürgerlichen» Lebensform der Ehe vehement abgeneigt. Doch Bardot, so de Beauvoir weiter, habe in diesem ersten aller feministischen Filme eben tatsächlich die Wahl, das zu

sein, was sie wollte: Ironischerweise ist es ein Leben als Ehefrau, jedoch «modernisiert» und an die Zeit angepasst, immerhin.

Juliette und Michel unterscheiden sich in ihrer Beziehungen erheblich von den konventionellen Paarkonstellationen ihrer Zeit, aber auch von dem typischen Rebellenpaar der sexuellen Revolution, letztlich ein antifeministisches Klischee. Der 68er Feminismus war chauvinistisch. Schnitlige Godard-Typen mit guten Frisuren und guten Jeans nannten schöne Frauen, die sie als Kameradinnen bezeichneten, «Schlampe» oder «Alte». Die Frauen traten vor allem als Zuspülerinnen der die Welt verändernden Rebellenmänner auf, zwar mit eigenem Willen und neuen «Rechten», aber letztlich passiv-schlaff.

Anders halten es Juliette und Michel in «... und immer lockt das Weib». Sie heiraten, doch von vornherein ist alles anders: Michel weiss um Juliettes Affäre und auch um ihren väterlichen Freund Carradine – und er lässt sie gelassen gewähren, ohne dadurch an Männlichkeit zu verlieren. Am Tag der Hochzeit lässt Juliette das Brautbouquet und ihre Schuhe in der Kirche zurück; sie verzichtet symbolisch auf die für die traditionelle Ehe typischen Insignien – Jungfräulichkeit und Gebundenheit – und geht mit Michel barfuss, ergo «frei» im Sinne von «gleichwertig», nach Hause.

Auch das Hochzeitsessen deutet im Film eine neue Zeit an: Es gibt kein Bankett; kein Vater der Braut oder des Bräutigams sitzt der Tafel vor, gibt das Fleisch aus und behält für sich selbst die grössten und schönsten Stücke. Juliette und Michel lassen Michels Mutter und Geschwister alleine am Tisch zurück, nehmen die Fleischplatte mit und essen im Schlafzimmer. Danach geht Michel Wäsche falten, hilft dann der Mutter Wolle aufspannen. Juliette ruht indes.

In der ersten Szene des Films ist bereits all das angelegt, was de Beauvoir an Bardot so faszinierte. Ein weisses Cabrio nähert sich auf einer kurvigen Strasse und hält vor einem Haus. Carradine, ein älterer Mann im Anzug, steigt aus, geht um das Haus herum auf die Terrasse und bleibt vor einem weissen Leintuch stehen, hin-



„Aber Sie nagten doch selber, ich soll bei dieser Hitze trotzdem eine Krawatte tragen.“



Wonne, Lockerheit: Filmikone Bardot, 1956.

ter dem die nackten Beine einer vermutlich schönen, auf dem Boden liegenden jungen Frau zu sehen sind.

Verlockungen des Geldes

Die Kamera schwenkt hinter das Laken. Von hier aus sind der Schatten des Mannes und seine erhobene Hand wahrzunehmen: Carradine hält Juliette ein kleines rotes Spielzeugauto entgegen. «Sie haben die Füße einer Königin», sagt er mit dem Lächeln des Fussfetischisten. Und tatsächlich wird sich herausstellen: Juliette tritt (buchstäblich und im übertragenen Sinn) nach Männern, läuft barfuss und tanzt

ohne Schuhe zu Jukebox-Liedern wie «Je m'en fous pas mal» von Edith Piaf.

Im Jahr 1959, drei Jahre nach der Entstehung des Films, endete die Vierte Republik, und Charles de Gaulle wurde Präsident der Fünften Republik. Trotz des wirtschaftlichen Aufschwungs, der zwischen den Jahren 1946 und 1958 stattgefunden hatte, war Saint-Tropez zur Zeit der Entstehung des Films immer noch ein Dorf, dessen Bewohner einen agrarischen Lebensstil pflegten.

Carradine aber ist als Inkarnation von Geld, Gier und Investition der «Teufel» im Gewand des Kapitalisten. Er nähert sich Juliette wie der

Teufel der nackten Eva in Gestalt der Schlange und bietet ihr einen roten «Apfel» vom Baum der Erkenntnis an: Das Spielzeugauto könnte als Vorspiel zu einem echten Auto verstanden werden, das Juliette erhält, wenn sie seinem Werben erliegt. Vor allem aber steht der kleine rote Plastiksportwagen für die Verlockungen materieller Besitztümer und Geld: Carradine kommt nach Saint-Tropez, dem noch relativ unberührt daliegenden «Garten Eden», um am Strand ein Casino zu bauen.

Dieses neue, kapitalistische Frankreich wird über Juliette mit einem alten, unschuldigen Frankreich des Südens kontrastiert, das aber beginnt, sich zu verändern, wie auch die Frau sich verändert. Die «moderne» Frau ist an Besitz, Hedonismus und Geld mindestens ebenso interessiert wie der Mann. So nimmt Juliette

Es kommt nicht von ungefähr, dass Brigitte Bardot eine Bewegung wie #MeToo hypokritisch nennt.

te auch prompt das Spielzeugauto entgegen, das Carradine ihr entgegenhält, während sie die erste Zeile eines Liedes singt: «I'm a gold digger». Was bedeutet das? Bardot in der Rolle der Juliette verkörpert die Figur der jungen aufstrebenden Materialistin – und die grosse Feministin Simone de Beauvoir, in deren Tradition sich der heutige #MeToo-Feminismus aberwitzigerweise begreift, sah dies genau.

Es kommt nicht von ungefähr, dass Brigitte Bardot eine Bewegung wie #MeToo hypokritisch nennt. Der heutige Feminismus hat den Gedanken der freien Wahl pervertiert und sich im Wald des sozialen Konstruktivismus verlaufen: Allein die Gesellschaft generiert das Geschlecht, Erotik kommt ganz ohne Gewalt aus, «sich hochschlafen» oder opportunistisch nach dem Bequemsten greifen ist inakzeptabel, da immer nur als Machtmissbrauch seitens des Mannes zu verstehen. Das sind gefährliche Naivitäten, wie auch die von der gleichen Logik getriebene Annahme, nach der es wichtiger sei, Kindern vorzugaukeln, es gebe keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern, als auf diese Unterschiede hinzuweisen.

Doch nicht nur das. Bardots Rolle als Juliette erinnert daran, was dem in Prüderie gefangenen Feminismus heute fehlt, vielleicht bis auf einen kurzen Moment im Sommer in Saint-Tropez immer fehlte: Wonne, Laissez-faire, Lockerheit. Barfusslaufen. Niemanden brauchen ausser sich selbst. Und vielleicht sogar trotzdem oder gerade deswegen «Ehefrau» sein. Den Mann nicht zum Urinieren im Sitzen zwingen, um irgendeine Illusion von Emanzipiertheit aufrechtzuerhalten, sondern vergnügt sein, so dass er – wie Michel – Lust bekommt, ihr die Wäsche zu falten.

Meine Blechschäden

Mit meiner Bilanz von sieben Autounfällen in dreissig Fahrerjahren bewege ich mich durchaus im statistisch relevanten Bereich.

Linus Reichlin



Bis ich die Spur wechsle – und peng!

Nach sieben Autounfällen habe ich zwangsläufig einige Erkenntnisse über Unfälle an sich und über mich gewonnen. Mit Unfällen meine ich hier Blechschäden – bei allen anderen Unfällen käme eine Dimension ins Spiel, die ich aus eigener Erfahrung zum Glück gar nicht beschreiben kann.

Was die Unfälle mit Sachschaden betrifft, weiss ich aber inzwischen, dass die Wahrscheinlichkeit, dass an meinem nächsten derartigen Unfall ich schuld sein werde, 95 Prozent beträgt. Ein Versicherungsangestellter sagte mir mal, es gebe Autofahrer, die fast immer schuld sind und solche, die fast nie schuld sind, aber es gebe nur wenige, die mal schuld sind und mal nicht. Zu welcher Gruppe man gehört, findet man natürlich erst nach einer statistisch relevanten Anzahl von Auffahr- und Spurwechselunfällen heraus. Der Versicherungsangestellte sagte, meine Bilanz – sieben Unfälle in dreissig Fahrerjahren – sei durchaus statistisch relevant.

Der Führerschein wird überschätzt

Doch die Feinheiten meiner Statistik waren dem Versicherungsangestellten natürlich unbekannt: Nämlich fuhr ich in meiner Jugend sechs Jahre lang ohne Führerschein. Man kann sich das angewöhnen. Zuerst fährt man mit angehaltenem Atem und fürchtet an jeder Ecke eine Polizeikontrolle. Am Schluss fährt man sorglos von Zürich nach Schottland und zurück, danach von San Diego in Kalifornien nach Winnipeg in Kanada. Der Führerschein wird überschätzt: Im Alltag benötigt man ihn, wie ich beweisen konnte, sechs Jahre lang kein einziges Mal. Ausserdem scheint das führerscheinlose Fahren die Verkehrssicher-

heit zu erhöhen. Denn in den sechs illegalen Jahren hatte ich nur einen einzigen Unfall, 1978 in Zürich. Schuld war natürlich ich, aber der andere Fahrer war ein verständnisvoller Mensch, mit dem man auch über fehlende Versicherungsdeckung reden konnte.

Jedenfalls begannen meine Unfälle sich nach dem Erwerb des Führerscheins signifikant zu häufen: Es waren in 24 Jahren sechs Unfälle, durchschnittlich alle vier Jahre einer und nicht nur alle sechs, wie vorher. Doch sie häuften sich nicht nur, sie nahmen auch an Heftigkeit zu. Bei meinem ersten Unfall mit Führerschein tauchte nachts auf der Seestrasse in Zürich vor mir aus dem Nichts ein anderer Wagen auf. Meine Unfallgegner tauchen alle stets aus dem Nichts auf, das ist ihre Kernkompetenz. Sie kündigen ihre Existenz nicht im Rück- oder Seitenspiegel an, sondern nähern sich mir unsichtbar. Ich wechsle die Spur, und genau in diesem Moment materialisieren sie sich. Mitsamt ihrem General-Rommel-Geländewagen stehen sie mir urplötzlich im Weg.

Es ist, als würden sie in einer geisterhaften Zwischendimension warten, bis ich die Spur wechsle – und peng! Ich habe diese akausalen Materialisierungen schon so oft erlebt, dass ich ein Buch mit dem Titel «Aliens of the Road – sie kommen aus dem Nichts» schreiben könnte.

Natürlich reagierte ich bei jenem ersten Unfall nach meiner Fahrprüfung vorbildlich mit einer Vollbremsung. Aber im Endeffekt kann niemand rechtzeitig bremsen, wenn ein anderer Wagen aus dem Nichts so dicht vor einem auftaucht. Da ich ein paar Biere getrunken hatte,

überredete ich den anderen Fahrer auf Englisch, auf die Hinzuziehung der Polizei zu verzichten. Er war Tscheche, gleichfalls angeheitert und folglich einverstanden. Man muss bei Unfällen einfach auch ein bisschen Glück haben und sozusagen den richtigen Partner finden.

Mutter-Kind-Bindung

Zwei Jahre später stellte sich mir ein Kleinwagen in den Weg, eine Mutter mit Baby auf dem Rücksitz. Diesmal war ich nüchtern, aber das änderte nichts an meiner Farbenblindheit. Bremslichter haben auf mich nicht die alarmierende Wirkung wie auf normal Farbsehende – soll ich mich für diese Behinderung etwa auch noch schämen? Zum Glück fuhr ich jetzt nur noch einen Dritthand-Renault.

Bei dem Unfall mit dem besoffenen Tschechen war es noch ein neuer Jaguar S-Type gewesen: Autokenner wissen, wie teuer bei einem Jaguar die Reparatur der Motorhaube ist. Ich hatte zwar Vollkasko, aber was nützt einem das, wenn man angetrunken herumfährt! Aus

Man muss bei Unfällen einfach ein bisschen Glück haben und sozusagen den richtigen Partner finden.

diesem Grund hatte ich mir danach den alten Renault gekauft: Ich wollte einen Wagen, mit dem versicherungsrechtlich heikle Unfälle nur geringe Kosten verursachen.

Ich hatte damals die Hoffnung schon aufgegeben, dass ich je einen Unfall haben würde, den meine Versicherung bezahlt. Wie auch immer, ich redete der Mutter ein, sie habe zu

brüsk gebremst, und sie glaubte es mir, denn sie war völlig auf ihr Baby fixiert. Sie war geflutet mit dem Hormon Oxytocin, das die Mutter-Kind-Bindung hervorruft, und überglücklich, dass dem Baby nichts passiert war. Sie schien zu verdrängen, dass ihr Baby so dick war, dass es praktisch rundum von natürlichen Airbags geschützt war. Mein alter, klappriger Renault hingegen erlitt schwere Schäden am Kühler. Das ist immer so: Wer einem anderen hinten reinfährt, wird von irgendwelchen physikalischen Gesetzen benachteiligt.

Nie mehr von der rechten auf die linke Spur

Danach fuhr ich acht Jahre lang unfallfrei. Das war auch mal schön. Aber statistisch gesehen war ein Unfall nun überfällig. Er ereignete sich 2010 in Clermont-Ferrand, auf der Fahrt in die Ferien. Natürlich wieder ein Spurwechsel beziehungsweise ein U-Turn an einer Stelle, an der man vernünftigerweise hätte geradeaus fahren sollen. Zum Glück fuhr ich einen Mietwagen mit Vollkasko ohne Selbstbehalt. Das französische Pärchen im anderen Wagen, der ebenfalls dramatisch ramponiert wurde, war trotz meiner Schuld dermassen nett, dass ich mich fragte, ob sie den Wagen vielleicht gestohlen hatten. Jedenfalls schwor ich mir, nie mehr von der rechten Spur auf die linke zu wechseln. Denn immer dann – und nie von links nach rechts – tauchen in meinem Leben im falschen Moment die anderen Wagen auf.

Vor zwei Wochen allerdings habe ich meinen Schwur in Berlin auf der Holzhauser Strasse gebrochen und mit meinem VW up! einen sogenannten wirtschaftlichen Totalschaden erlitten. Der andere Fahrer war ein türkischer Mitbürger. Strengere Einwanderungsgesetze hätten das verhindern können, dann wäre nämlich die linke Spur im entscheidenden Moment frei gewesen.

Zwischen diesem Unfall und dem in Clermont-Ferrand hatte ich zwei, vielleicht auch drei oder vier kleinere Unfälle: einmal Parkschaden mit Fahrerflucht meinerseits, einmal endlich ein Spurwechsel, bei dem eine Frau schuld war und nicht ich, und drei oder vier Beulenunfälle, die ich unter «ferner liefen» verbucht habe.



Treibjagd im Engadin

Der in Deutschland angeklagte Steueranwalt Hanno Berger ist in der Schweiz in Auslieferungshaft geraten. Das Bundesamt für Justiz spielt dabei eine fragwürdige Rolle.

Wenn ein fremder Staat für eine Person aus der Schweiz die Auslieferung begehrt, geht das über den Tisch von Erwin Jenni. Seit Jahrzehnten versieht der bald 64-Jährige seinen Dienst als Chef Fachbereich Auslieferung beim Bundesamt für Justiz. Kurz vor seiner Pensionierung nächstes Jahr hat Jenni nun einen Fall mit Sprengkraft vor sich: Hanno Berger, 70, ehemaliger deutscher Finanzbeamter, später Steueranwalt und juristischer Urheber verschiedener sogenannter Cum-Ex-Anlageprodukte. Berger wohnt in Zuoz im Engadin. Die deutschen Strafbehörden wollen ihn vor Gericht stellen. Angeklagt ist er wegen Steuerhinterziehung bei Praktiken mit Cum-Ex-Konstruktionen, deren Legalität lange unbestritten war, bevor die deutsche Politik, die Justiz und die Medien diese zum angeblich «grössten Steuerraub der Geschichte» (*Die Zeit*) emporstilisierten haben. Brisant dabei: Steuerhinterziehung ist in der Schweiz nicht rechtshilfefähig. Das hat der Auslieferungsbeamte Jenni den Deutschen wohl mehrmals erklärt.

Augen zu in Bern

Trotzdem: Am Mittwoch, 7. Juli, wird Berger in Zuoz verhaftet und in der Justizvollzugsanstalt Tignes bei Cazis GR in Auslieferungshaft gesteckt. Dies mit Abstechern ins Kantonsspital Chur, da seine Gesundheit fragil ist. Als erste Zeitung berichtet das deutsche *Handelsblatt* über die Verhaftung, worauf in deutschen Medien und Amtsstuben Jubel ausbricht. Die wahrscheinliche Weitergabe der Information von der deutschen Justiz an die Presse ist nur ein Mosaikteil im Kampf um Bergers Auslieferung.

Wie kam es so weit? Weil die vorgeworfenen Delikte in der Schweiz nicht rechtshilfefähig sind, versuchte die deutsche Botschaft in Bern vor einem halben Jahr, Bergers Reisepass annullieren zu lassen. Ohne Ausweispapiere hätte Berger seinen Aufenthaltstitel in der Schweiz eingebüsst und nach Deutschland abgeschoben werden müssen. Es wird noch abenteuerlicher: Das Oberlandesgericht Frankfurt am Main deutete kurzerhand die zur Anklage gebrachte Steuerhinterziehung in «gewerbsmässigen



Im Visier: Jurist Berger.

Bandenbetrug» um. Es ordnete an, dass der Haftbefehl um dieses Verbrechen, dessen Berger gar nicht angeklagt ist, zu ergänzen sei.

Das Kalkül ist: Betrug ist auch in der Schweiz rechtshilfe- und auslieferungsfähig. Der amtierende deutsche Bundesrichter Andreas Mosbacher kommentierte dies in einer Fachzeitschrift so: Das Oberlandesgericht breche eine «nahezu 100 Jahre alte ständige höchstrichterliche Rechtsprechung», nach der die besonderen Regeln des Steuerrechts den allgemeinen Betrug «verdrängen». Mit anderen Worten: In Deutschland (sowie in der Schweiz) gibt es bei Steuerveranlagungen – und diese stehen im Zentrum der Cum-Ex-Vorwürfe – keinen gemeinrechtlichen Betrug. Dieser Bruch mit der Rechtstradition habe eigentlich «das Auslieferungsverfahren in der Schweiz» zum Ziel. Mosbacher spricht von «richterlicher Beliebigkeit» und «Willkür». Sogar die *Süddeutsche Zeitung* fragt: «Agiert die deutsche Justiz zu trickreich?»

Auch dem Bundesamt für Justiz dürfte klar sein, dass die deutsche Seite für die Auslieferung das Recht beugt. Warum verschliessen die Schweizer die Augen davor? Es gibt wohl massiven diplomatischen Druck aus Deutschland, Berger auszuliefern. Und Erwin Jenni will offenbar nicht kurz vor dem Ruhestand zur Zielscheibe der aufgestachelten deutschen Medienöffentlichkeit werden, die nach Bergers Kopf verlangt. Zurzeit befasst sich das Bundesstrafgericht mit Hanno Bergers Beschwerde gegen die Auslieferungshaft. *Florian Schwab*

«Wir haben im Kanton Bern nichts verloren»

Marcel Winistoerfer ist Bürgermeister von Moutier.

Was treibt eine Gemeinde in die Arme eines strukturschwachen Kantons?

Hubert Mooser

Moutier, wirtschaftliche Kapitale des Südjuras, vorläufig noch Territorium des Kantons Bern. Kaum hat man den Bahnhof hinter sich gelassen, steht man bereits im Zentrum des Widerstandes gegen die Berner Obrigkeit, auf der Place Roland-Béguelin. Der 1993 verstorbene SP-Nationalrat Roland Béguelin war der charismatische Kopf des Rassemblement jurassien, des «Pro Kanton Jura»-Lagers. Gleich dahinter steht das «Hôtel de la Gare», das Hauptquartier dieser Bewegung. «Hier hat sich alles abgespielt», sagt Marcel Winistoerfer bei einem Kaffee und zeigt auf ein paar Fotos an den Wänden. Der 63-jährige CVP-Politiker ist seit 2016 Bürgermeister von Moutier und ein glühender Separatist.

Winistoerfer ist trotzdem kein politischer Heisssporn und extrem beliebt im Ort. Das müssen auch seine Gegner im «Pro Kanton Bern»-Lager, wie SVP-Gemeinderat Marc Tobler, neidlos anerkennen. Er hole bei den Gemeinderatswahlen sogar bei den Antiseparatisten viele Stimmen, weiss Tobler. Er genieße als Sekundarlehrer grosse Wertschätzung unter den Schülern, er sei auch im lokalen Fussballverein stark engagiert. «So etwas zählt bei uns. Und all das macht ihn bei Wahlen beinahe unschlagbar», so der SVP-Politiker.

Liegt es vielleicht daran, dass dem unscheinbaren Lehrer gelungen ist, was seinem illustren Vorgänger, dem lokalen Strippenzieher und Sozialisten Maxime Zuber, zwanzig Jahre verwehrt blieb: den Anschluss Moutiers an den Jura? Schon die erste Abstimmung 2017 unter Bürgermeister Winistoerfer fiel knapp zugunsten der Separatisten aus, das Berner Verwaltungsgericht annullierte jedoch 2019 diesen Urnengang. Die unterlegenen Pro-Bern-Anhänger von SVP bis FDP hatten dagegen rekuriert. Dem Gemeinderat wurde zur Last gelegt, er habe eine Art Abstimmungstourismus angekurbelt: dass also Personen nur im Hinblick auf die Abstimmung ihre Papiere in Moutier deponiert haben sollen. Dem Bürgermeister wurde angekreidet, er habe unzulässige Behördenpropaganda verbreitet – und sie bekamen vor Gericht recht.

Weltwoche: Herr Winistoerfer, haben die Separatisten geschummelt?

Marcel Winistoerfer: Ich bestreite alle diese Anschuldigungen. Das Urteil ist für mich unhaltbar.

Weltwoche: Warum haben Sie es nicht angefochten?

Winistoerfer: Ich wäre dafür gewesen, aber der Gemeinderat wollte nicht. Wenn wir damit bis vors Bundesgericht gegangen wären, hätte uns dies viel Zeit gekostet. Wir wollten nach dem Urteil den Urnengang so schnell wie möglich wiederholen. Heute bin ich froh, dass wir uns damals so entschieden haben.

Die Wiederholung der Abstimmung fand letzten März statt. Und das Ergebnis war diesmal eindeutig. Knapp 55 Prozent stimmten für einen Kantonswechsel, daran gab es nichts

«Es ist schon möglich, dass einige Moutier nach dem Kantonswechsel verlassen werden.»

mehr zu rütteln. Winistoerfer selbst hatte sich diesmal im Vorfeld ein Schweigegeklöbde auferlegt. «Ich wollte keinen Grund für einen weiteren Rekurs liefern», sagt er.

Weltwoche: Wie erklären Sie sich, dass beim zweiten Urnengang deutlich mehr Stimmbürger ein Ja deponierten?

Winistoerfer: Viele haben wohl begriffen, dass die Gründe, die zur Annullierung der Abstimmung von 2017 führten, nicht fundiert und fadenscheinig gewesen waren.

Der Bürgermeister hat jetzt zwar gewonnen, wird aber in Zukunft mit zwei verfeindeten Gruppen regieren müssen. Die Antiseparatisten im Gemeindeparlament traten unmittelbar nach der Abstimmung zurück, einige Leute seien auch schon weggezogen, sagt Tobler. Er selbst bleibe aber vorläufig in der Exekutive von Moutier. Ob er bei den Wahlen 2022 noch einmal antritt, lässt er indes offen.

Weltwoche: Stört es Sie als Bürgermeister nicht, dass einige Einwohner über einen Wegzug nachdenken?

Winistoerfer: Es ist schon möglich, dass einige Moutier nach dem Kantonswechsel verlassen werden. Aber es werden sich neue Bürger hier niederlassen.

Mit dem Kantonswechsel findet ein leidiges Kapitel der jüngeren Schweizer Geschichte ein Ende. Am 23. Juni 1974 beschlossen die katholischen Bezirke des Berner Jura an der Urne die Trennung von Bern und die Gründung des 26. Schweizer Kantons. Die protestantischen südjurassischen Bezirke La Neuveville, Courtelary und Moutier bestätigten dagegen ein Jahr später in einer weiteren Abstimmung, dass sie Teil des Kantons Bern bleiben wollten. Moutier stimmte mit hauchdünner Mehrheit für den Verbleib, worauf es zu heftigen Strassenschlachten kam. Polizeigrenadiere mussten eingreifen und stürmten sogar das «Hôtel de la Gare». 1977 marschierten tausend Ordnungskräfte auf, um Zusammenstöße zwischen Separatisten und Antiseparatisten zu verhindern. In den darauffolgenden Jahren veränderte sich Moutier.

Zu Beginn der 1980er Jahre erlangten die projurassischen Separatisten bei den Gemeindewahlen die Mehrheit. Einwanderer aus Portugal, Italien und Spanien krepelten auch die konfessionelle Struktur Moutiers komplett um.

Dazu muss man wissen: Die Grenzen des 1979 entstandenen Kantons Jura verlaufen exakt entlang der konfessionellen Trennlinien. Die drei protestantischen Bezirke im Süden blieben bei Bern. Auch Moutier war zur Zeit der ersten Jura-Plebiszite noch eine protestantische Gemeinde. «Das ist heute nicht mehr der Fall», sagt Winistoerfer.

Winistoerfers Eltern zogen Anfang der 1960er Jahre wegen der Arbeit nach Moutier. Die Winistoerfers haben ihre Wurzeln in den solothurnischen Gemeinden Balsthal und Drei Höfe. Der Vater arbeitete beim Werkzeugmaschinenhersteller Tornos in Moutier. Er war Stadtrat,



«Es werden sich neue Bürger hier niederlassen»: CVP-Politiker Winistoerfer.

Gemeinderat, Grossrat und Vorstandsmitglied des Rassemblement jurassien. Bürgermeister Marcel Winistoerfer hat also die Jurafrage fast mit der Muttermilch aufgesogen. Als Maxime Zuber, dessen Vorfahren ebenfalls aus dem Kanton Solothurn stammten, nach zwanzig Jahren Herrschaftszeit einen Nachfolger suchte, musste er nicht lange überlegen. «Er rief mich an und sagte: <Du wirst mein Nachfolger>», so Winistoerfer. Die Wahl war bloss noch Formsache.

Weltwoche: Maxime Zuber ist Sozialist, sie sind bei der CVP. Wie passt das zusammen?

Winistoerfer: In Moutier ticken die Uhren politisch anders. Das Parteibüchlein ist weniger wichtig als die Einstellung zur Jurafrage. Ausserdem war die CVP eine treibende Kraft bei der Gründung des Kantons Jura.

Weltwoche: Ihre Familie stammt aus dem Kanton Solothurn. Wie kommt es, dass ihr Vater und Sie für den Jura Partei ergriffen?

Winistoerfer: Ich kann nur für mich sprechen. Ich bin in Delémont geboren und habe mein ganzes Leben in Moutier verbracht. Ich sehe mich als Jurassier. Mein Herz schlägt hier, im Jura.

Weltwoche: Was bringt es Moutier, in einen kleinen und wirtschaftsschwachen Kanton wie den Jura zu wechseln?

Winistoerfer: Für den Kanton Bern sind wir doch fast inexistent. Wir haben keinen Einfluss. Moutier stellt einen einzigen Abgeordneten im

«Ich habe mein ganzes Leben in Moutier verbracht. Ich sehe mich als Jurassier. Mein Herz schlägt hier.»

Kantonsparlament. Im Jura werden wir sechs Grossräte haben. Wir sprechen nicht die gleiche Sprache. Delémont ist dreizehn Kilometer entfernt, die Stadt Bern fast hundert. Wir haben in Bern nichts verloren.

Ganz so inexistent war Moutier für die Berner allerdigs nicht. Immerhin verlagerten sie, wohl auch um den Einwohnern den Verbleib im Kanton Bern schmackhaft zu machen, ein paar Ämter in diesen Ort am Ende der Welt. Ein Betreibungsamt zum Beispiel, das Arbeitsamt und eine Strafanstalt.

Weltwoche: Die Versprechungen des Kantons Jura waren aber wohl verlockender?

Winistoerfer: Es sind schon etwas mehr als Versprechen, es gibt feste Zusagen, dass der Jura Dienststellen nach Moutier verlagern wird. Es gibt Überlegungen, dass der Jura die Strafanstalt übernimmt und dass das Sport- sowie das Steueramt nach Moutier transferiert wird. Immerhin bringt unser Kantonswechsel dem Jura gegen 25 Millionen Franken mehr aus dem nationalen Finanzausgleich ein.

Weltwoche: Und danach steigen die Steuern?

Winistoerfer: Wissen Sie, man hat den Leuten mit allen möglichen Horrorgeschichten von einem Kantonswechsel abgeraten. Lange hiess es, sie würden ihre Jobs verlieren oder dass unser Spital geschlossen werde. Dies alles wurde in Expertengutachten widerlegt. Darin wurde aufgezeigt, dass man im Kanton Jura genauso gut leben kann wie im Kanton Bern und dass die Steuern nicht steigen werden.

Spätestens ab dem 1. Januar 2026 soll Moutier eine Gemeinde des Kantons Jura werden, so haben es die zwei Kantone nach der Abstimmung abgemacht. Aber für Winistoerfer muss es schneller gehen, er würde gerne schon auf 2025 den Wechsel vollziehen. Dann wird die jurassische Fahne, die seit über dreissig Jahren am Rathaus flattert, nicht mehr ein Akt der Unbotmässigkeit gegenüber der Berner Obrigkeit sein, sondern *courant normal*.

«Was das Herz sagt, ist das Wichtigste»

Latin-Sänger Loco Escrito, 31, ist der Schweizer Musiker der Stunde. Seine Kunst ist es, pure Freude zu vermitteln.

Roman Zeller

Loco Escrito ist die Frohnatur im Schweizer Musikzirkus. Wo immer Nicolas Herzig, wie er richtig heisst, mit seinem Latin-Sound auftritt, kommt gute Laune auf. Mit seinen Sommerhits, die der Schweiz-Kolumbianer am Laufmeter produziert, lässt der 31-Jährige nicht nur Teenager-Heizen höherschlagen. Dreimal in Folge gewann er die Königskategorie «Best Hit» bei den Swiss Music Awards. Dass er sich auch in Deutschland durchsetzen wird, wie sein Vorhaben lautet, wäre zwar keine Überraschung, aber bloss ein Etappenziel. Denn Loco Escrito träumt gross, vom Latin Grammy und von den Billboard Music Awards – Auszeichnungen, die bisher keinem Schweizer Künstler zuteilwurden.

Für unser Gespräch setzt sich Herzig auf die Terrasse seines Büros in Zürich. Weil die Sonne brennt, entledigt er sich seines T-Shirts. Er setzt eine verspiegelte Sonnenbrille auf und sagt, dass er bereit sei. «Fragen Sie, was Sie wollen.»

Weltwoche: Herr Herzig, als Künstler nennen Sie sich «Loco Escrito». Wer sind Sie?

Nicolas Herzig: Jemand, der das Leben liebt und auf sein Herz hört, als einziges Gesetz.

Weltwoche: Ihr Vater ist Kolumbianer, Ihre Mutter Schweizerin. Geboren sind Sie in Medellín, aufgewachsen in Wetzikon. Was war in Ihrer Kindheit wichtig?

Herzig: Die Familie. Mein Vater verbrachte viel Zeit mit mir und meinen Geschwistern. Das inspiriert mich für den Umgang mit meiner Tochter. Ich wuchs einfach auf, mit viel Liebe.

Weltwoche: Was war für Ihre Eltern bei der Erziehung massgebend?

Herzig: Anstand und Respekt. Sie lehrten mich auch, nicht mit dem Finger auf Leute zu zeigen, sondern mit ihnen zu reden, Verständnis zu haben, ohne alles zu tolerieren.

Weltwoche: Was geht Ihnen zu weit?

Herzig: Alles, was mit Diskriminierung und Ausgrenzung zu tun hat. Wer aus Unzufriedenheit böswillig mit dem Finger auf andere zeigt, den toleriere ich nicht.

Weltwoche: Sie erlitten Schicksalsschläge wie den Tod Ihres besten Freundes oder die

Scheidung Ihrer Eltern. Wie konnten Sie die Negativereignisse ins Positive drehen?

Herzig: Alles, was echt ist, sehe ich positiv. Wichtig ist, transparent und aufrichtig mit sich selbst zu sein. Man sollte die Eier haben, wirklich grosse Eier, hinzuhören, was man will und wie man sich fühlt. Und das dann umsetzen. Und Schlechtes annehmen, denn unter dem Strich geht das Leben immer weiter.

Weltwoche: Als Teenager kifften Sie und widersetzten sich Lehrern und Polizisten, wenn Sie sich nicht respektiert fühlten. Wie würden Sie sich als Jugendlicher beschreiben?

Herzig: Schon rebellisch, aber nur, wenn ich das Gefühl hatte, jemand am längeren Hebel behandle mich schlecht. Ich sagte jedem meine Meinung. Ich war laut, aber aufnahmefähig.

«Wer aus Unzufriedenheit böswillig mit dem Finger auf andere zeigt, den toleriere ich nicht.»

Eigentlich alles, was in der Schule nicht gefragt war. Das führte damals zu Problemen, heute bin ich deswegen erfolgreich: weil ich extrovertiert bin, ein Leader.

Weltwoche: Was wäre aus Ihnen geworden, wenn nicht Musiker?

Herzig: Keine Ahnung, es gab nie eine andere Option, ich ging immer voll meinem Traum nach. Das grösste Geschenk, das einem Gott geben kann, ist, dass man weiss, was man im Leben will. Dieses Hinhören, was das Herz sagt, ist das Wichtigste. Und wenn das Herz Chinesisch spricht, muss man halt Chinesisch lernen.

Weltwoche: Wann sagte Ihr Inneres erstmals, dass es Sänger werden will?

Herzig: Ich bewunderte schon immer Leute, die auf der Bühne stehen – zum Beispiel Zirkusartisten oder Sänger. Davon träumte ich, traute es mir aber damals noch nicht zu.

Weltwoche: Können Sie sich an Ihren ersten Auftritt erinnern?

Herzig: Das war in Rüti, an einem *Geburi*, in einem Jazz-Keller. Zwei Leute schauten mir zu. Ich weiss noch, wie nach zwei Minuten meine

Stimme versagte. Trotzdem spürte ich: Was ich mache, tut mir gut. Und so ist es heute noch. Viele sagen mir, dass ich irgendwann ein Burn-out erleiden würde, wenn ich ununterbrochen weiterarbeite. Ich antworte, dass ich nicht kaputtgehen kann, weil ich liebe, was ich mache.

Weltwoche: Mit vierzehn Jahren traten Sie der Rap-Gruppe LDDC bei: Weshalb starteten Sie anschliessend eine Solokarriere als Sänger?

Herzig: In mir schlummerten immer schon Melodien. Das ist mein Talent. Ich brauchte ziemlich lange, um zu checken, wie gut ich singen kann. Ich musste es erleben, es spüren, dass mich der Gesang erfüllt.

Weltwoche: Wie kam die Latin-Musik in Ihr Leben?

Herzig: Latin war immer in mir. Das Problem war, einen Produzenten zu finden, der diesen Sound versteht. Latin geht nicht theoretisch, man muss es fühlen. Mit meinem Produzenten begann ich dann 2016 zu arbeiten.

Weltwoche: Können Sie erklären, was Ihre Musik ist: «Latin-Pop» oder «Latin Urban»?

Herzig: Reggaeton, ganz einfach. Es ist etwas, bei dem man pure Freude fühlt und diese ohne Angst rauslässt.

Weltwoche: Was ist guter Latin-Sound?

Herzig: Musik muss authentisch sein, das gilt für jedes Genre. Man muss sich im Leben gefunden haben. Und man muss hungrig nach Erfolg sein, auch wenn das Geld nicht im Fokus stehen darf. Das kommt von alleine. Am Ende geht es um Leidenschaft, um Biss, um das Verlassen der Komfortzone, immer und immer wieder.

Weltwoche: Wie definieren Sie Erfolg?

Herzig: Erfolgreich ist, glücklich zu sein. Was das aber ist, muss jeder selbst wissen. Erfolg ist ein umgesetztes Ziel.

Weltwoche: Wie schreibt man einen Hit?

Herzig: Man muss viele, viele Songs schreiben, dann weiss man, wie es geht. Wissen Sie, wie viele Songs ich in meinem Leben schon geschrieben habe? Es sind sicher über tausend.

Weltwoche: Wie wissen Sie, was ankommt?

Herzig: Das spür' ich sofort. Es braucht Leben, Gefühl. Klar, es gibt Tricks: Das Lied sollte etwa drei Minuten lang sein, nach dreis-



«Ich sehe die Schweiz als etwas Ausserirdisches»: Nicolas Herzig alias Loco Escrito.

sig Sekunden muss der Refrain kommen. Manchmal glauben Musiker, sie könnten das Rad neu erfinden. Ich sag immer: Wenn in der Autoindustrie Ecken und Kanten dominieren, kannst du kein rundes Design bringen – egal, wie schön es ist.

Weltwoche: Sie schreiben nicht nur Hits, sondern auch Sommerhits. Braucht es dafür ein spezielles Sensorium?

Herzig: Solche Songs müssen fröhlich sein. Und ein fröhlicher Song ist viel schwieriger zu

schreiben als ein trauriger Song. In diese Klänge musst du deinen Stil reinbringen. Ich habe nie versucht, jemanden zu kopieren. Vielleicht hilft mir, dass ich privat fast keine Musik höre.

Weltwoche: Gibt es einen Künstler, der Sie trotzdem beeinflusst hat?

Herzig: Ja, Carlos Vives, ein kolumbianischer Sänger. Er bringt am meisten Gefühl rüber, das ist das A und O – nicht Perfektion.

Weltwoche: Wer ist der Carlos Vives der Schweiz?

Herzig: Ich habe mich zu wenig mit Schweizer Musik auseinandergesetzt, sorry. Es gibt schon diesen Berner Künstler – der Langhaarige, der französische Lieder singt, ich weiss nicht mal seinen Namen. Oder Patent Ochsner war auch revolutionär, aber halt nie mit so viel Tiefe wie Vives. Das darf man den Schweizern nicht übelnehmen. Die Lebensfreude kann gar nicht dieselbe sein, wenn man im Alien-Paradies aufwächst und alles hat. Ich sehe die Schweiz als etwas Ausserirdisches. >>>

Weltwoche: Wen finden Sie überbewertet?

Herzig: Eigentlich niemanden. Aber was ich krass finde, ist, dass die alten Hasen immer noch so gefeiert werden. Bei den Swiss Music Awards lobte man Büne Huber in den Himmel, ohne einen Satz über die Rapper Loredana, Monet 192 oder mich zu verlieren.

Weltwoche: Sie sind ein supererfolgreicher Latin-Musiker. Sie sind Schweizer und sind sogar international auf dem Vormarsch. Trotzdem mäkeln Feuilleton- und Kulturjournalisten an Ihnen herum, wenn sie überhaupt über Sie schreiben. Woran liegt das?

Herzig: Ich denke, den zu selbstsicheren Loco mag man nicht. Aber das ist menschlich: Man pusht jemanden, bis er oben ist, und dann beginnt man, ihn runterzuziehen. Es liegt an mir, dass ich nicht an mir rütteln lasse.

Weltwoche: Lara Stoll, die gefeierte Slam-Poetin, kritisierte bei den Swiss Music Awards die Banalität Ihrer Musik. Können Sie erklären, wodurch sich Ihre Kunst auszeichnet?

Herzig: Meine Kunst funktioniert, weil ich meinen Kopf ausschalte. Meine Lieder – und das tönt jetzt vielleicht eingebildet – sind meist in ein, zwei Stunden fertig. Ich überlege nichts, absolut gar nichts, sondern vertraue mir. Es *flowt* einfach, das verdanke ich Gott.

Weltwoche: Ein Geschenk vom Himmel?

Herzig: In der Art. Ich sag immer, Gott ist vorbeigekommen, wenn ich produziere. (*Lacht*) Sie können es sich so vorstellen: Ich sitze im Studio, da laufen ein paar Akkorde, und ich trete vors Mikrofon, dann lasse ich meine Emotionen raus. «Punto», der Sommerhit von 2019, entstand improvisiert. Als ich das Lied einsang, dachten wir: «Wow, so lassen wir es!» Manchmal bekomme ich selbst Hühnerhaut, wenn wir aufnehmen, und ich frage mich: «Von wo kam das jetzt?»

Weltwoche: Ihnen fliegen auch die Herzen der Frauen zu: Was schätzen Sie, als Womani-zer, am anderen Geschlecht?

Herzig: Alles. Ihre Empathie, ihre Zärtlichkeit, aber auch ihre Stärke – ihre ruhige Stärke, die ich auch kritisiere: Frauen leiden oft, weil sie zu sehr im stillen Kämmerlein sitzen und alles schlucken. Ihre Organisationsfähigkeit, ihr Überblick beeindruckt mich. Und Frauen motzen viel weniger als die Männer. Männer jammern, kassieren dann aber die Lorbeeren, während die Frau im Hintergrund alles stemmt. Diese Rollenverteilung stört mich.

Weltwoche: Sind Sie ein Feminist?

Herzig: Nein, ich bin einfach ein Mensch und wünsche mir ein Miteinander. Dass wir die Frauen stärken, statt nur ständig davon zu reden. Je mehr mit dem Finger auf andere gezeigt wird, desto mehr Ungleichheiten entstehen. Für Gleichberechtigung braucht es Geduld, das geht nicht von heute auf morgen.

Weltwoche: Was halten Sie von der Tendenz, dass eine Frau – je länger, je mehr – nicht mehr Frau sein darf?

Herzig: Wieso sollte sie das nicht dürfen?

Weltwoche: Wegen der Gender-Polizei.

Herzig: Ich sage Ihnen etwas ganz Einfaches: Der Grundgedanke ist meist okay, aber Extremisten vermässeln es auch gerne mal. Man soll sich unbedingt dafür einsetzen, wie man sich fühlt.

Weltwoche: Können Sie das erläutern?

Herzig: Kürzlich wurde ich für die Pride angefragt, für einen Auftritt – gratis. Ich sagte nein. Ich meine, warum sollte ich ja sagen? Ich behandle alle Leute gleich, eine Spezialbehandlung wäre ja diskriminierend. Es protestierten auch schon LGBTQ-Leute mit Plakaten an einem Konzert von mir. Damit habe ich kein Problem, ich sage zu dir «Fick dich» – egal, ob du hetero, schwul, lesbisch oder weiss ich was für ein Gender bist. Ich weiss nicht mal, was es alles gibt. Ich sage jedem, der mich doof anmacht, meine Meinung. Egal, was für eine Haar-, Haut- oder Zahnfarbe er hat.

Weltwoche: Ein SRF-Moderator sagte, in Ihrem neuen Song «Mammacita» liessen Sie Frauen wie «Beigemüse» für sich tanzen ...

Herzig: Ja, und genau das ist sexistisch! «Beigemüse» – aber mir sagen, das Video sei sexistisch! Das müssen wir gar nicht besprechen.

Weltwoche: ...ich wollte fragen, wie es ist, von Frauen umgarnt zu werden.

Herzig: Okay, klar. Es gab eine Zeit, da kamen und gingen bei mir die Frauen. Was mir blieb, war die Einsamkeit. Ich genoss diese Zeit zwar, merkte aber, es erfüllt mich null. Mittlerweile

*«Ich sage jedem meine Meinung.
Egal, was für eine Haar-,
Haut- oder Zahnfarbe er hat.»*

habe ich eine Freundin und bin viel glücklicher als vorher. Ich war damals unsicher und holte mir Bestätigung – so machen es viele.

Weltwoche: Können Sie sagen, wie ein Mann eine Frau heutzutage korrekt anzusprechen hat, um nicht als Sexist verteufelt zu werden?

Herzig: Sich selbst sein, ganz einfach: Das heisst, wenn ich im Bus eine Frau anschau, sie aber nie zurückschaut, sendet sie mir ein Signal, dass sie nicht angesprochen werden will. Wenn sie zurücklacht, kann ich hingehen und vielleicht sagen: «Hey, du hast mich geflasht.» Aber man sollte nicht zu viel erwarten und gleich sagen: «Hey, gib mir deine Nummer!»

Weltwoche: Was wäre komplett übersteuert?

Herzig: Wenn ich etwas Sexuelles sagen würde, zum Beispiel: «Boah, dein Arsch sieht in diesen Hosen geil aus.» Das geht nicht, man muss auf Augenhöhe miteinander reden. Wenn ich aber merke, eine Frau fühlt sich wohl und präsentiert sich gerne, dann kann man etwas zu ihrem Aussehen sagen.

Weltwoche: Dann sind Frauen in Wirklichkeit gar nicht so sensibel, wie sie dargestellt werden?

Herzig: Nein, gar nicht! Es sind meist auch nicht die Betroffenen, die am lautesten krähen. Mein Problem ist, es wird viel zu viel über Diskriminierung geredet. Angenommen, Sie kommen aus einer fremden Kultur, die ich noch nie zuvor gesehen habe. Wenn ich Sie dann anschau und meine Tochter sogar auf Sie zeigt, ist das überhaupt kein Problem. Würde ich meiner Tochter sagen: «Schau weg», dann wäre das doch genau diskriminierend! Nähe klärt auf, nicht Distanz. Aber statt dass wir miteinander reden, zeigen wir mit dem Finger auf die Leute.

Weltwoche: Es kommt also auf den Ton an?

Herzig: Genau. Wir sollten über alles reden können. Wenn ich in Kolumbien in einen Laden komme, lachen sie mir ins Gesicht und sagen: «Hola blanquito!», Weisserchen, damit habe ich null Probleme – ich bin ja weiss, nicht schwarz. Mir ist die Haltung wichtig. Wer aggressiv sagt: «Hey, du Weisser!», löst andere Gefühle aus.

Weltwoche: In Ihren Songs geht es hauptsächlich um Gefühle, um Liebe: Haben Sie den Zauber ergründet, den die Liebe umgibt?

Herzig: Es geht darum, seine Unsicherheiten zurückzunehmen und blind zu vertrauen. Und lieben heisst Freiheiten geben. Wenn meine Frau, die ich liebe, Scheisse baut, rede ich mit ihr und schiesse sie nicht einfach in den Wind.

Weltwoche: Was braucht es für eine funktionierende Beziehung?

Herzig: Der Fehler ist, man schaut oft nach links und rechts, um zu sehen, wie es die anderen machen. Man sollte kommunizieren. Man darf keine Angst haben, wenn die Freundin Lust auf einen anderen bekommt, wenn sie einen anderen Typen sieht. Ist es so, sollte sie das sagen können – völlig okay. Genau in dem Moment, wenn man über alles spricht, wird der Partner krass attraktiv. Oder ist es nicht das Geilste, über alles reden zu können?

Weltwoche: In einem Interview sagten Sie, man kaufe es Latinos eher ab, dass sie für eine Frau sterben würden. Was können Schweizer von dieser romantischen Ader lernen?

Herzig: Wieder: den Kopf abstellen. Mir kommt es vor, als dächten die Schweizer ständig nach. Wobei, Latinos müssten manchmal ein bisschen die Vernunft walten lassen.

Weltwoche: Was kann die Schweiz generell von Kolumbien lernen?

Herzig: Der Latino kann vom Schweizer mehr lernen: Struktur und Pünktlichkeit. Wenn er das mit seiner Grundlebensfreude verbindet, hat er aus beiden Welten das Beste.

Weltwoche: Der Kolumbianer ist viel stolzer auf sein Land. Würde uns Schweizern etwas mehr Patriotismus guttun?

Herzig: Mega! Und man sollte auch nicht gleich das Gefühl haben, dass das irgendwie mit rechtsextrem oder so zusammenhängt. Null! Man kann stolz sein, solange man niemanden ausschliesst oder keine aggressive Haltung vertritt. Stolz mit Freude ist die Lösung.

HERODOT



Kein Kontinent hat in absoluten und relativen Zahlen so viele Corona-Tote zu beklagen wie Lateinamerika. Wie bei jedem Unheil gibt es innen- und aussenpolitische Profiteure. Zusammengenommen entsteht eine überaus gefährliche Kombination mit un-absehbaren Folgen auch für den Rest der Welt.

Weit schlimmer als die direkten Opfer der Pandemie (ca. 0,2 Prozent der Bevölkerung) ist der soziale und wirtschaftliche Schaden, namentlich wegen der manchenorts über Monate verhängten Lockdowns. Die grosse Mehrheit der Menschen lebt von der Hand in den Mund und hat kaum Reserven. Das Sozialsystem ist unterentwickelt. Millionen von Arbeitnehmern wurden entlassen und haben kaum neue Perspektiven. Unzählige Kleinunternehmer mussten ihre Betriebe aufgeben. Ein beträchtlicher Teil der Menschen arbeitet im informellen Sektor ohne jegliche soziale Absicherung. Sie gehen hungrig zu Bett, wenn sie an einem Tag nichts verdienen. Nach einem Monat verlieren sie auch ihr Dach über dem Kopf, sofern sie zur Miete leben.

Diese von der Pandemie bewirkte soziale Katastrophe wurde von den im «Forum von São Paulo» vereinigten Linksparteien sowie den Linksdiktaturen Venezuelas und Kubas instrumentalisiert. Sie schürten in rechts regierten Demokratien gezielt gewaltsame Protestbewegungen. Chile und Kolumbien erlebten wahre Zerstörungsgorgien ferngesteuerter Chaoten.

Wo immer es Wahlen gab, wurde die Linke massiv gestärkt. In der verfassungsgebenden Versammlung Chiles gewann die noch regierende Rechte weniger als ein Drittel der Sitze; bei den Präsidentschaftswahlen wer-

den einem aus Palästina stammenden Kommunisten gute Chance eingeräumt. Peru wählte einen bekennenden Marxisten zum Präsidenten, ebenso Bolivien. In Kolumbien hat ein Ex-Guerillero beste Chancen. In Ecuador gewann die Linke rund zwei Drittel der Parlamentssitze. Mexiko und Argentinien wurden schon vor der Pandemie von Linkspopulisten regiert. Trotz katastrophaler Pandemie- und Wirtschaftsbilanz halten sich diese mit der breiten Verteilung von Geld an der Macht. Ob es noch

Schon in wenigen Jahren könnte China auch in Lateinamerika die dominierende Macht sein.

freie Wahlen geben wird, wenn kein Geld mehr zu verteilen bleibt, wird man sehen – das Beispiel Venezuela, wo die Linkspopulisten einst auch demokratisch gewählt wurden, weckt wenig Hoffnung.

Brasilien's Rechtsregierung hat sich wegen der sozialen und wirtschaftlichen Konsequenzen gegen einen Lockdown gestemmt, wurde aber von Lokalregierungen und dem Obersten Gericht mehrfach desavouiert. Entgegen dem Bild, das unsere Medien zeichnen, ist die Zahl der Corona-Toten proportional nicht wesentlich höher als anderswo in Lateinamerika; beim Impfen und vor allem wirtschaftlich ist Brasilien besser aufgestellt als die meisten anderen Staaten. Trotzdem steht der unkonventionelle und undiplomatische Präsident unter Dauerbeschuss der führenden Medien und der meisten traditionellen Politiker. Weil das politische Zentrum zersplittert und diskreditiert ist, wäre ein Sieg der Linken

bei den Wahlen nächstes Jahr auch in Brasilien denkbar; vor allem falls das Wahlgericht die Kandidatur des wegen Korruption verurteilten Ex-Präsidenten Lula zulässt. In einem guten Jahr könnten so alle grösseren Staaten des Kontinents in linker Hand sein.

China nutzt und fördert diese Entwicklung zur weiteren Schwächung der Demokratie und des westlichen Einflusses auf dem Kontinent. Es tätigt seit Jahren massive strategische Investitionen und ist der bei weitem wichtigste Handelspartner fast aller Staaten der Region. Der Wirtschaftsabschwung in Europa und den USA aufgrund der von China verursachten Pandemie hat diese Position weiter gestärkt. Und während westliche Staaten mit der Bekämpfung der Pandemie im Inland beschäftigt waren, hat China diese genutzt, um Lateinamerika mittels Impfstoffverkauf und Krediten noch stärker von sich abhängig zu machen. Die Schwäche der mit sich selbst beschäftigten EU und die erratische Aussenpolitik von Donald Trump haben diese Entwicklung begünstigt. Die neue US-Regierung scheint angesichts mannigfacher Herausforderungen noch nicht die Zeit gefunden zu haben, sich ihrem ehemaligen Hinterhof zuzuwenden. Wenn sie es denn tun wird, ist es vielleicht zu spät. Es droht ein böses Erwachen. Schon in wenigen Jahren könnte China nicht nur in Asien und Afrika, sondern auch in Lateinamerika die dominierende Macht sein und sich dort auf mehrheitlich linkspopulistische und antiwestliche Regierungen stützen.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, unter anderem für die Uno.

Pestalozzi als politischer Vordenker

Seine Pädagogik gilt heute als Vorbild für die meisten Lehrpläne der Volksschule. Übersehen wird, dass Johann Heinrich Pestalozzi ein früher Kritiker des Staatsglaubens war.

Robert Nef

Er wird in der Ideengeschichte als Begründer einer neuen kindzentrierten und praxisorientierten Pädagogik wahrgenommen. Johann Heinrich Pestalozzis Postulat der Verknüpfung von Kopf, Herz und Hand wurde in der Forderung nach der gleichzeitigen Förderung von kognitiven, affektiv-emotionalen und sensomotorischen Fähigkeiten in die meisten gegenwärtigen Lehrpläne integriert. In der Pädagogik gehört er noch zum innerdisziplinären Kanon, in der Sozialphilosophie und in der Soziologie wird er höchstens noch als kurioser «Gutmensch» wahrgenommen und wohlwollend belächelt.

Dass er auch ein höchst origineller Sozialphilosoph war und ein früher Kritiker des Etatismus und des Sozialismus, wird übersehen, weil sein diesbezügliches Grundwerk in einer heute schwerverständlichen Sprache abgefasst ist. Schon der Titel der 1797 publizierte Schrift ist umständlich und wenig einladend: «Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts».

Aussöhnung mit sich selbst

Der Kerngehalt wird erst verständlich, wenn man ihn in grössere Zusammenhänge stellt und gleichzeitig in eine heute übliche Terminologie überträgt. Pestalozzi hat mit seinen – in Anlehnung an Rousseau – als Selbstanalyse angelegten Überlegungen nichts weniger als eine friedliche Überwindung des vorrevolutionären ständischen Denkens vorbereitet. Anstelle von blutigen und stets regressionsgefährdeten Revolutionen sollen innere und gemeinsame Lernprozesse für die «notwendenden» Veränderungen sorgen.

Weder die bürgerliche noch die proletarische Revolution wären aus dieser Sicht «historisch notwendig» gewesen. Entscheidend für eine friedliche Zukunft ist die Bereitschaft des Menschen als lernfähiges Individuum, seine historisch und ökonomisch bedingten Vorurteile zu überwinden und abzulegen und den äusseren destruktiven Konflikt durch einen inneren konstruktiven Dialog zu ersetzen.



Persönlichkeitsbildung statt Klassen- und Parteienkampf: Erzieher Pestalozzi.

Dies wäre der von Pestalozzi skizzierte und immer noch offenstehende Weg einer Überwindung der ständisch gegliederten und durch den Klassenkampf zerrissenen Gesellschaft: Persönlichkeitsbildung als Aussöhnung mit sich selbst statt Klassen- und Parteienkampf. Im Altertum wurde eine ständische Gliederung der Gesellschaft propagiert und praktiziert, und das Mittelalter unterschied klar zwischen dem Nährstand, dem Wehrstand und dem Lehrstand und betrachtete diese Gliederung als «gottgegeben». Ein- und Unterordnung hatten vor der Freiheit Vorrang, und die Privilegierten profitierten davon. Erst die bürgerliche und später die kommunistische Revolution wollten diese hierarchische menschliche Arbeits- und Funktionsteilung überwinden und die ständisch gegliederte Welt durch den Klassenkampf erlösen, um ein Reich der Gleichheit und Freiheit herbeizuführen.

Freiheit der Kinder

Pestalozzi entschied sich für eine grundlegend andere, «innere Revolution». Sein modernes Konzept ist die individuelle Überwindung des Stände- und Klassendenkens und das friedliche Zusammenleben unterschiedlicher, aber gleichwertiger Menschen, die sich selbst ihre Ziele setzen und sich nicht gegenseitig bevormunden. Er begründete es eine Generation

Pestalozzi entschied sich für eine grundlegend andere, «innere Revolution».

bevor die kommunistische Linke den blutigen Klassenkampf als unumgängliche kollektive menschheitsgeschichtliche Entwicklungsphase forderte und ein Jahrhundert bevor der konservative Rechte Carl Schmitt die Politik als unerbittlichen Kampf zwischen Feind und Freund um die Macht im Staat definierte.

Die geniale Entdeckung, die Pestalozzi als Alternative zum politischen Machtkampf postulierte, lässt sich wie folgt zusammenfassen: Er fand alle drei Stände in sich selbst verkörpert, nämlich als drei Zustände: den Naturzustand (als ein für sich selbst bestehendes Tier), den gesellschaftlichen Zustand (als stimm- und wehrfähiger Bürger) und den individuell sittlichen Zustand (als «Kind Gottes»).

Im heutigen Zusammenhang interessiert vor allem die Tatsache, dass der bürgerliche Zustand in jenem Zwischenfeld angesiedelt wird, der zwischen dem Menschen als einem egoistischen Tier (das Pestalozzi durchaus auch positiv beurteilt) und dem vom Geist der Hoffnung, der Offenheit und der Lernbereitschaft gegenüber dem Unbekannten, Neuen beseelten und getragenen «Kind Gottes» liegt. Der bürgerliche Zustand ist nach Pestalozzi geprägt vom Spannungsfeld zwischen Selbstsucht und

Wohlwollen. Die Menschen werden «durch den Besitz bürgerlicher Rechte und Freiheiten zum Gemeingeist, zur Rechtlichkeit und zur Teilnahme» herangeführt.

Das ist die begrenzte «Mission» des Homo politicus, die eingemittelt ist zwischen dem Menschen als biologischem Wesen einerseits und als geistigem Wesen andererseits. Es hat aber nur aufgrund seiner kollektiven Basis und durch seinen individuellen Überbau seine Berechtigung. Als Homo oeconomicus produziert und konsumiert der Mensch, als geselliges Wesen schafft er sich die Spielregeln einer funktionierenden Ordnung, und als freies Individuum verwirklicht er sich selbst. Aber, und das ist entscheidend, diese Grundfunktionen sollen weder arbeitsteilig wahrnehmbar noch delegierbar sein.

Die Freiheit ist für das «Kind Gottes» in uns essenziell. Der Begriff ist schon aus damaliger Sicht nicht in erster Linie «religiös besetzt». Die Betonung liegt auf dem Kind als noch offenem, lernfähigem Wesen, das nicht einfach als Familienspross und genetischer und materieller Erbe, und auch nicht als künftige Arbeitskraft oder als Staatsklient und -träger, sondern als einmalige und eigenständige Kreatur zu betrachten ist und niemandem gehört ausser sich selbst. Das Kind will «fortschreiten» und leistet oft auch Widerstand gegen das Vorgefundene, und es verkörpert so das «Prinzip Hoffnung». Auch die Bezeichnung «sittliches Wesen» hat mit «Sittlichkeit» nach einem heutigen moralischen und sozialpsychologischen Verständnis nichts zu tun.

Um den Begriff zu verstehen, muss man sich vom christlich-religiös gefärbten Terminus lösen und existenzialistische Deutungsmöglichkeiten mit einbeziehen. «Ich besitze eine Kraft in mir selbst, alle Dinge dieser Welt mir selbst, unabhängig von meiner tierischen Begierlichkeit und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen, gänzlich nur im Gesichtspunkt, was sie zu meiner inneren Veredelung beitragen, vorzustellen und dieselben nur in diesem Gesichtspunkte zu verlangen oder zu verwerfen. Diese Kraft ist im Innersten meiner Natur selbständig; ihr Wesen ist auf keine Weise eine Folge irgend einer andern Kraft meiner Natur. Sie ist, weil ich bin, und ich bin, weil sie ist.» Das ist ein eindrückliches Bekenntnis zu einer rücksichtsvollen Selbstverwirklichung – schon 175 Jahre vor 1968.

Mit dem Begriff «Kind» hat Pestalozzi einen weiten Horizont eröffnet und gleichzeitig an eine alte Tradition angeknüpft. Die *liberi*, das sind im alten Rom die freien Menschen, es sind aber auch die erbberechtigten (und später wiederum erbverpflichteten) Kinder. Freiheit als Ausdruck aktueller und oft auch nur potenzieller Mündigkeit. Derselbe Begriff bezeichnet Freie und Kinder, die die Chance der Freiheit vor sich haben, die neugierig, fantasievoll, gelegentlich widerspenstig, lernbereit und

lernfähig sind und deren Zukunft offensteht. Kinder sind stets etwas mehr als nur Produkte der Natur und mehr als nur angehende Mitglieder der Zivilgesellschaft. Darin liegt wohl ihr unbekanntes Wesen, chancenreich und risikoträchtig, Evolution und Revolution, *libertas*, die Freiheit.

Lernen über den Kampf ums Dasein

Pestalozzis Konzept der zivilgesellschaftlichen Bürgerlichkeit als «mittlerer Ebene», als Vorstufe der Freiheit, ist zukunftssträchtig, und es vermittelt zwischen dem Homo oeconomicus, dem Homo politicus und dem Homo liber, weil er die drei «Zustände» nicht als Alternative,

Es ist ihm nicht gelungen, sein «politisches Manifest» zur Grundlage einer Bewegung zu machen.

sondern als Stufenbau darstellt. Bürgerlichkeit verlangt als «Zwischenschicht» oder als «Scharnier» allerdings überschaubare Rechte und Pflichten, transparente Verhältnisse bezüglich gemeinsamer Einnahmen und Ausgaben und eine Vergleichbarkeit von persönlichen Nutzen und Opfern. Sie kann sich nur in non-zentralen, menschlich überschaubaren Strukturen entfalten.

Politik ist weder die Basis noch der Endzweck des menschlichen Lebens. Sie muss, nach Pestalozzi, als «vermittelnde» Zwischenstufe wahrgenommen werden, die das Leben und Wirtschaften der Menschen keinesfalls beherrschen und auch die kreativen «Gotteskinder» keinesfalls steuern und bevormunden soll. Aus seiner Sicht ist der Staat lediglich ein Zwischenglied zwischen ökonomischer Notwendigkeit und geistiger Freiheit. Politik wird und soll gemäss Pestalozzi nie ganz absterben. Mit diesem Akzeptieren vermeidet er die wenig einleuchtende sozialistische Prognose und Verheissung, der Staat und dessen Zwangsmonopol würden zwar früher oder später verschwinden, aber zunächst müsse dieser weltweit alles andere durchdringen und beherrschen.

Es ist zu bedauern, dass es Pestalozzi nicht gelungen ist, seine Ideen in einem «pädagogischen Manifest» zur Grundlage einer Bewegung zu machen, die über die klassische Politik hinausreicht und das freie Lernen über den Kampf ums Dasein und die Einordnung in eine Zwangsgemeinschaft setzt. Gesucht wäre zunächst eine zeitgemässe passende Bezeichnung für den Zustand des freien, kreativen, intrinsisch motivierten, lern-, leistungs- und hilfsbereiten Menschen, den Pestalozzi in sich selbst entdeckte und in der Sprache seiner Zeit «Kind Gottes» nannte.

Robert Nef ist Publizist und ehemaliger Leiter des Liberalen Instituts.



Swiss made: Projektion am Matterhorn zur Mars-Mission des Nasa-Rovers, in dem auch Schweizer Technik steckt, im Juli 2020.



Das Licht der Hoffnung

Gerry Hofstetter illuminiert spektakulär Sehenswürdigkeiten auf der ganzen Welt. Der Mann ist kaum zu bremsen.

Daniel Weber

Sein erstes Geld als Künstler verdiente Gerry Hofstetter auf einem Bauernhof in Aesch im Kanton Zürich. Als Jugendlicher porträtierte er Pferde, die auf dem Hof eingestellt wurden, und verkaufte die Bilder ihren Besitzerinnen. So sparte er sein erstes Motorrad zusammen, eine Leidenschaft bis heute – seine Sammlung umfasst über dreissig Ducati-Maschinen. Die knallroten Feuerstühle stehen in der Vorhalle zum fünfzigplätzigen Kino, das er sich im Untergeschoss eines Gebäudes in Zumikon eingerichtet hat.

Das Beschauliche an der Malerei reizte ihn damals; mit einem Van-Gogh-Hut auf dem Kopf und der Staffelei unter dem Arm zog er hinaus in die Natur, malte Bauernhöfe und Sonnenuntergänge. Aber letztlich hatte er für die Kunst wohl zu viel überschüssige Energie. Er war Kunstturner, Bergsteiger, Motocrossfahrer – viele Disziplinen zu beherrschen, war immer «der Cocktail meines Lebens», sagt Hofstetter, der mit seinen 59 Jahren jugendlich wirkt, kräftig, energiegeladen und topfit.

Gebirgsgrenadier und Helikopterpilot

Als Lichtkünstler ist Hofstetter heute international bekannt, er hat die Pyramiden von Giseh bestrahlt, das Brandenburger Tor in Berlin, das Kolosseum in Rom, den Hauptbahnhof von Washington, den Königspalast in Oslo, das Shell-Hochhaus in London und vieles mehr. Doch bis er so weit war, brauchte er noch einige Zutaten zu seinem Lebenscocktail.

Er machte die KV-Lehre bei der landwirtschaftlichen Genossenschaft Volg, wo er viel Verantwortung bekam und «unternehmerisches Geschick» beweisen konnte; beim Schweizerischen Bankverein lernte er das Bankgeschäft kennen; als Investmentbanker bei einer Privatbank besuchte er als 28-Jähriger

weltweit Kunden und stillte seinen Hunger auf fremde Länder und Kulturen; als Hauptmann bei den Gebirgsgrenadieren und Mitglied im Nationalkader des Militärischen Fünfkampfs bewies er Härte und Disziplin; und nebenbei erwarb er noch die Lizenz als Helikopterpilot.

Dirigent, nicht Solist

Nach vierzehn Jahren im Bankgeschäft hatte der Betriebsökonom Hofstetter genug. Er schloss den eidgenössischen Marketingplaner ab, machte sich mit einer Marketing- und Eventagentur selbständig und begann auch, Filme zu produzieren. Er organisierte schon aufwendige Kundenanlässe, als ihm in einer Bar, in der kleine bemalte Dias an die Wand projiziert wurden, die zündende Idee zufiel: «Das will ich auch, aber draussen», sagte er sich, denn er suchte etwas, das schon von weitem die Aufmerksamkeit auf seine Events lenkte. Hofstetter beschaffte sich lichtstarke alte Projektoren, die er für seine Zwecke umbaute, und begann Fassaden zu beleuchten, anfangs mit selbstbemalten Glasplatten, später auch mit Fotografien. Die Anfragen häuften sich.

Den Durchbruch brachte der 1. August 2002, als Hofstetter zum Hundert-Jahr-Jubiläum das Bundeshaus in ein Meer von Schweizerkreuzen tauchte. Kunst? Er zuckt mit den Schultern. Wie man seine Arbeiten nennt, ist ihm nicht so wichtig. Jedenfalls macht er nicht Kunst im Sinne von L'art pour l'art. Er sieht sich als Vermittler von Botschaften, mit denen er die Menschen bewegen und begeistern will. Oft sind diese Botschaften auch kommerzielle. Mit seiner ansteckenden Begeisterungsfähigkeit gewinnt er Sponsoren, ohne die er seine aufwendigen Vorhaben nicht stemmen könnte.

Schon früh begann er, nicht nur markante Gebäude zu illuminieren, sondern auch die



«Cocktail meines Lebens»: Lichtkünstler Hofstetter in seinem Privatkino.

Natur. 2003, im von der Uno lancierten Jahr des Süsswassers, unternahm Hofstetter seine erste Expedition in die Antarktis, um Eisberge zu beleuchten. Seine Projekte plant er mit generalstabsmässiger Akribie, vom Einholen der nötigen Bewilligungen über die Logistik bis zu den Standorten für seine Projektoren. Unterwegs ist der Perfektionist dann jeweils mit seinem Kernteam – Henry, Frank, Mike, Jack, seine ältere Tochter Céline –, in dem alle alles können müssen: Fotografieren, Filmen, Projizieren. «Ich bin kein Solist», sagt Hofstetter, «ich bin nur der Dirigent.» So entsteht ein Gesamtkunstwerk, bei dem das zusammenspielt, was Hofstetter unverwechselbar macht: unternehmerisches Flair, künstlerische Kreativität, militärisch präzise Organisation – und äusserste Flexibilität in der Umsetzung.

Und Hofstetter ist ein Dirigent, der auch selber anpackt. Zum 150-Jahr-Jubiläum des Schweizerischen Alpen-Clubs illuminierte er 26 SAC-Hütten, für jeden Kanton eine. Den 58 Kilogramm schweren Projektor buckelte er selbst die Berge hoch.

Ein Höhepunkt seiner Karriere war das Projekt «Titanic». Am 14. April 2012, genau hundert Jahre nach der Katastrophe, wollte Hofstetter das Bild des Luxusdampfers auf einen Eisberg projizieren. Nicht vor Neufundland, wo das Schiff mit einem Eisberg kollidierte, sondern in Grönland, dort, wo der Eisberg entstanden war. Während sieben Tagen war er mit seinem Team auf einem Boot im Eisfjord von Ilulissat unterwegs. Dort befindet sich der aktivste Gletscher der Welt, der die grössten Eisberge der nördlichen Halbkugel kalbt.

«Nur ein Planet Erde»

Die Mission wurde zum Abenteuer. Das Team geriet auf dem Boot nicht nur in einen *freezing fog*, einen undurchdringlichen Nebel, der so eisig war, dass die Daunenjacken aufbrachen. Es erlebte auch einen Unterwasser-Tsunami, ausgelöst durch einen gigantischen Eisberg, der sich im Fjord gedreht hatte, vor dem man sich gerade noch in den Hafen retten konnte. Mit blitzenden Augen schildert Hofstetter, ein leidenschaftlicher Erzähler, wie der Tsunami

im Hafen von Ilulissat die Fischerboote zerschmetterte.

Dass die Expedition ein Erfolg wurde, war reines Glück: Hofstetter brauchte einen langen Eisberg mit einer glatten Wand – er wollte das Bild der «Titanic» in ihrer vollen Länge von 269 Metern projizieren. Und genau zum richtigen Zeitpunkt tauchte ein frisch abgebrochener Riese auf, 600 Meter lang und 70 Meter hoch. So schenkte ihm die Natur den flüchtigen Moment, den er brauchte, um mit seinem Bild die «Titanic» zurückzuholen. Ein eigentümlich magisches Bild. «Für mich war diese Aktion eine Metapher der Versöhnung.» Auf der Rück-

Erst durch die mediale Verwertung seiner Aktionen erreicht Hofstetter ein grosses Publikum.

fahrt gerieten sie erneut in den *freezing fog* und – Ironie des Schicksals – kollidierten frontal mit einem Eisberg. Sie kamen mit einem grossen Loch knapp über der Wasserlinie davon. Auf seinen Expeditionen hat Hofstetter gesehen, wie Gletscher und Eisberge schrumpfen. Seine wichtigste Botschaft lautet deshalb: «Wir haben nur einen Planeten Erde.»

Auch in der Schweiz wählt Hofstetter mit Vorliebe spektakuläre Projektionsflächen für seine Botschaften, darunter schon öfter das Matterhorn. Im Covid-Shutdown im Frühling 2020 beleuchtete er den Berg für eine Solidaritätskampagne von Zermatt Tourismus mit aufmunternden Parolen wie «Dream now – traveler later» und «#hope», dem Sujet, das wir für das Titelblatt dieses Sommerhefts gewählt haben. Dank den neuen Webcams auf den Skipisten von Zermatt verbreitete sich die Botschaft übers Internet in die Welt hinaus.

Nicht immer lassen sich die Projektionen vom Boden aus über eine Distanz von mehreren Kilometern realisieren. Dann steigen Hofstetter und sein Team mit dem Helikopter auf, an dem unten der Dieselgenerator hängt, der den Projektor im Helikopter mit Strom versorgt. Solche Einsätze verlangen minutiöse Planung. Der Helikopter mit dem Projektor muss mit jenen, aus denen gefilmt und fotografiert wird, sekundengenau abgestimmt werden. Denn erst durch die anschliessende mediale Verwertung seiner Aktionen erreicht Hofstetter ein grosses Publikum.

Exemplarisch dafür ist die Aktion anlässlich der Landung des Nasa-Rovers «Perseverance» und des Helikopters «Ingenuity» auf dem Mars im vergangenen Februar. Dabei verwandelte Hofstetter die Eigernordwand in eine riesige Mars-Landschaft, auf der die Nasa-Geräte zu sehen waren – in beiden steckte sinnigerweise Schweizer Technik. Angeregt hatte das Spektakel Thomas Zurbuchen, der Wissenschaftsdirektor der Nasa, der im Berner Ober-



Kontakte zur US-Armee: Illuminierter Flugzeugträger «USS Yorktown» in Charleston anlässlich der «Light Art Grand Tour USA» von Hofstetter.



König der Alpen: am Piz Palü zum 100-Jahr-Jubiläum der Wiederansiedlung des Steinbocks.



Gebirgstauglich: Abenteurer Hofstetter steigt mit Projektor zu einer SAC-Hütte auf.



Big Apple: Wilhelm Tell zu Besuch auf der einzigen privaten Insel in New York.

land aufgewachsen ist. Dank der weltweiten Nasa-Community, die die Bilder auf den sozialen Netzwerken verbreitete, bekam die Eiger-Mars-Mission maximale Aufmerksamkeit.

Manche seiner Projekte begleiten Gerry Hofstetter jahrelang. So auch die «Light Art Grand Tour USA», die er 2016 in Angriff nahm: Er will in jedem Bundesstaat ein historisches Monument illuminieren, das gleichzeitig einen Bezug zur Schweiz hat. Im Grunde ist es eine Imagekampagne für die Schweiz in den USA, sagt der Patriot Hofstetter, der von der Einzigartigkeit der Schweiz überzeugt ist. Nachdem er intensiv recherchiert und schliesslich aus über 89000 Monumenten fünfzig ausgesucht hatte, kämpfte er ein Jahr lang um Bewilligungen, bevor er loslegen konnte.

Zum Auftakt stellte er ein Replikat des Tell-Denkmals in Altdorf auf eine kleine, unbewohnte Insel in New York, die im Privatbesitz von zwei Schweizern ist, und projizierte darauf die Werbebotschaft «I love NY». In Virginia beleuchtete er das herrschaftliche Landhaus von George Washington mit gemalten Szenen aus dem Unabhängigkeitskrieg und Scherenschnitten mit Bauernmotiven aus der Schweiz

Er will in jedem US-Bundesstaat ein Monument illuminieren, das einen Bezug zur Schweiz hat.

– er hatte herausgefunden, dass Washington aus Glarus Werkzeug bezogen hatte, mit dem man beim Roden Wurzeln aus dem Boden entfernen konnte. In South Carolina übersäte er den Flugzeugträger «USS Yorktown» mit amerikanischen und Schweizer Flaggen. Der Link zur Schweiz: Es war der US-Navy-Leutnant Don Walsh, der 1960 das U-Boot steuerte, mit dem der Schweizer Jacques Piccard in den Marianengraben tauchte. Wie Hofstetter es schaffte, die Bewilligung zu bekommen, ein amerikanisches Kriegsschiff zu illuminieren? Er liess seine militärischen Kontakte spielen. Als Instruktor für Combat Search and Rescue (CSAR) im Gebirgskampf hat er auch ausländische Eliteeinheiten trainiert, darunter Navy Seals und Marines. Aber das ist eine andere Geschichte.

In vierzehn Bundesstaaten hat die Grand Tour bisher Station gemacht, Corona hat das ehrgeizige Unterfangen verzögert, aber Gerry Hofstetter hofft, es bis 2024 abschliessen zu können. Er ist ein positiver Mensch, und das Medium, mit dem er arbeitet, das Licht, ist für ihn die positivste aller Energien. Licht ist Hoffnung, mit Licht Botschaften zu vermitteln, ist seine Mission. Dass sich dabei die Grenze zwischen Kunst, Kitsch und Kommerz nicht immer trennscharf ziehen lässt, trägt er mit Fassung. Zu Recht. Von den Gratwanderungen des Konzeptkünstlers lassen sich zahllose Menschen weltweit verblüffen und verzaubern.



Schweizer und Amerikaner: Einstein vor dem Museum der Historical Society of Princeton.



Botschaft zum Schutz des Planeten Erde: Eisbär auf Eisberg.



Unterwegs zu Tell: Superman fliegt mit Schweizerkreuz durch die Berge.



Minutiöse Planung: Hofstetter (2. v. l.) mit Team vor der Eignordwand im Februar 2021.

Wunder Wirtschaft

Wenn die Menschen denken, es gehe nicht mehr, helfen ihnen die Märkte.



Wirtschaft ist mehr, kann mehr, bringt mehr Neues, ist stärker, als man meistens denkt. Wird oft unterschätzt. Die Corona-Krise kam für die grosse Mehrheit der Ökonomen und Konjunkturbeobachter als unvorstellbarer Schock, als Einbruch, den viele am Anfang für schlimmer hielten als die Finanzkrise 2008/2009. Der Blitz traf alles, zerriss die Lieferketten, legte weltweit Produktionsanlagen lahm und machte Verträge zunichte.

Viele unterschätzten die Wirtschaft, aber nicht alle. André Kistler, Mitgründer des Vermögensverwalters Albin Kistler, sagte im Februar 2020 kurz nach dem Corona-Ausbruch im Interview mit der *Weltwoche*: «Zurzeit wird viel über massive Störungen der Wirtschaft und einen drohenden Zusammenbruch geschrieben, ja bisweilen tönt es fast nach Weltuntergang, aber man muss das mit etwas Distanz betrachten. Wir hatten in den vergangenen zwanzig Jahren mehrere Epidemien, die weltweit bedrohlich erschienen, die Vogelgrippe, die Schweinegrippe oder Sars. [...] Diese Epidemien waren wirtschaftlich nie langfristig relevant, kurzfristig aber schon.» Er fügte an, der Markt sei grundsätzlich recht stabil, was viele erstaune.

Wie kam er zu dieser Einschätzung? «Der Hintergrund ist, dass wir in einer enorm stabilen Welt leben», einer Welt, die gut vernetzt sei, viel Potenzial verspreche, und mit Einsetzen der Digitalisierung stehe man am Anfang eines langen Aufschwungs. Digitalisierung plus Internet würden global neue Arbeitsmärkte, mehr Wirtschaftswachstum ermöglichen und die Demokratisierung voranbringen.

Es ist weitgehend so gekommen. Lieferanten und Abnehmer haben sich nach dem Schock 2020 sofort wieder gesucht und grösstenteils gefunden, haben auch neue Verbindungen geknüpft, zerrissene Logistiknetze geflickt, Fabriken drehten wieder auf. Allen voran ging China, das die Weltwirtschaft mitzog.

Und was ins Auge sticht: Die privaten Antriebskräfte der Wirtschaft waren es, die solche Leistungen erbrachten. Die Dynamik kam nicht von staatlichen Überbrückungshilfen, von beschwichtigenden Subventionen, nein, primär die Märkte besorgten die Reparaturarbeiten. Kistler bekräftigte kürzlich in einem Marktkommentar: «Die Globalisierung kann nicht rückgängig gemacht werden, denn die Markt- und inhärenten Auftriebskräfte bilden die stärksten ökonomischen Kräfte überhaupt.» Der Hintergrund: «Weil Menschen und Firmen langfristig immer aufwärts streben, immer klüger, wissender und produktiver werden.»

Neues Niveau im Tourismus

Es gibt Situationen, da stösst man an Grenzen, fühlt man eine Enghnis, kann man sich kaum bewegen. Auch in Märkten, die aus dem Gleichgewicht geraten, steht man plötzlich vor Mauern, die unüberwindbar erscheinen, jedenfalls auf den ersten Blick. Der bekannte Ökonom Bruno S. Frey (Crema Research) befasst sich in seinem Buch «Venedig ist überall» (2020) mit dem Übertourismus, mit dem Problem, dass riesige Menschenmengen begehrte Tourismusorte überschwemmen, vor Sehenswürdigkeiten lange Schlangen entstehen und der Zustrom für betroffene Orte und Einwohner zur enor-

men Belastung wird. Die Menschenmassen in Venedig, Paris oder Rom dürften nach Corona nicht geringer sein als vorher, was für viele andere Orte auch gilt.

Was tun gegen eine solch überbordende Kulturachfrage? Frey diskutiert mehrere Massnahmen zum Beeinflussen des Marktes. Der Staat kann versuchen, mit Informationen, Marketing oder Appellen Besucherströme zu steuern. Griffiger sind zeitliche und örtliche Einschränkungen der Besuchsmöglichkeiten, etwas Entlastung können auch erhöhte Gebühren oder Eintrittspreise bringen. Es gibt zudem die Rationierung durch Versteigerung der Besuchsrechte. All dies soll die Nachfrage einschränken helfen. Mutet logisch an.

Frey aber schlägt eine radikal andere Lösung vor, nämlich eine Erweiterung des Angebots. Das ist der Ausbruch aus der Enghnis, verschiebt Grenzen. Wirtschaftliche Überlegungen eröffnen plötzlich ein viel grösseres Potenzial als in der Bedrängung durch die Probleme vermutet. Kurz: Wirtschaft ist mehr, kann mehr, bringt mehr Neues, ist stärker, als man meistens denkt.

Frey schwebt eine Erweiterung des Tourismusangebots um «neue Originale» vor. Das heisst: Man erstellt Kopien bekannter Monumente und Bauten an geografisch geeigneten Orten, ergänzt um moderne elektronische dreidimensionale Darstellungen. Touristenströme lassen sich zwischen den Original- und den nachgebauten Destinationen verteilen. Mehr Menschen als bisher werden ihre kulturelle Nachfrage befriedigen können, die Marktausweitung bedeutet in der Summe eine grosse Wertsteigerung für die Gesellschaft.

«Es gibt keinen Anfang der Zeit»

Der Schweizer Physiker Robert Brandenberger entwickelt eine neue Theorie über den Kosmos. Er sagt: «Das Universum hat schon vor dem Urknall existiert.»

Pierre Heumann

Das Universum und dessen Entstehung faszinieren seit je Wissenschaftler und Laien. In den 1960er Jahren waren Forscher davon ausgegangen, dass der Kosmos durch den Urknall entstanden ist, was in der Folge in Filmen und Büchern populärwissenschaftlich dargestellt wurde. Doch inzwischen argumentieren viele Physiker, dass die Theorie eines Urknalls nicht plausibel sei. Der gebürtige Schweizer Physiker und Kosmologe Robert Brandenberger, der heute an der McGill University in Montreal doziert, gehört zu den Pionieren eines neuen komplexen Erklärungsansatzes zur Entstehung des Kosmos.

Brandenberger studierte an der ETH Physik und setzte seine Studien mit einem Doktorat an der Universität Harvard fort. Seine Post-Doc-Arbeit schrieb er bei Stephen Hawking in Cambridge. Er hat zwei Forschungsschwerpunkte: das Frühstadium des Universums und die Struktur des Kosmos. Seine Theorien veranlassen einige Physiker, die bisherigen Vorstellungen vom Universum zu überdenken. Die Forschungen führen den Schweizer auch in die Gefilde der Philosophie und Theologie.

Weltwoche: Herr Brandenberger, Ihr Modell besagt, dass der Urknall nicht der Beginn des Universums war.

Robert Brandenberger: Das Universum hat vielleicht schon vor dem Big Bang in der frühen heissen Phase existiert. Es war also vielleicht schon immer da.

Weltwoche: Immer?

Brandenberger: Ja. Es gibt Modelle, gemäss denen das Universum immer existiert hat und auch in der Zukunft immer existieren und sich ausdehnen wird. Dann gibt es keinen Anfang der Zeit. Von einem Urknall im wörtlichen Sinn zu sprechen, macht deshalb keinen Sinn.

Weltwoche: Das neue Modell, das Sie vertreten, heisst «String Gas Cosmology». Diese basiert auf einer Theorie, die alle Kräfte der Natur vereinheitlichen will. Was hat man sich darunter vorzustellen?

Brandenberger: Wir kennen vier Kräfte: die Gravitation, die elektromagnetische Kraft, die

starke und die schwache Kernkraft. Sie sind verschiedene Facetten einer einzigen fundamentalen Kraft. Die Vereinheitlichung sieht man nur bei ganz hohen Energien – Energien, die im frühen Universum vorhanden waren.

Weltwoche: Welche neuen Erkenntnisse hat man aufgrund der neuen Daten gewonnen?

Brandenberger: Wir haben jetzt den Nachweis, dass das Universum relativ homogen ist, also in alle Richtungen fast dieselbe Dichte aufweist.

Weltwoche: Sie sagen «fast»?

Brandenberger: Weil die Schwankungen sehr klein sind. Sie führen zur Entstehung von Galaxien. Wir wissen heute, dass Millionen, ja Milliarden von Galaxien existieren. Und wir wissen auch, dass es nicht in alle Richtungen die gleiche Anzahl von Galaxien gibt. Es gibt Gebiete mit vielen und solche mit weniger Galaxien. Das ist wie auf der Erde. Auch hier ist die Verteilung der Landmasse nicht überall gleich. Im Norden gibt es mehr, im Süden weniger Landmasse. Als theoretischer Kosmologe suche ich nach einem Mechanismus, der die gegenwärtigen Beobachtungen erklären kann. Das versucht

zum Beispiel die Rosinen-Kuchen-Theorie für ein expandierendes Universum.

Weltwoche: Können Sie das erläutern?

Brandenberger: Denken Sie an einen Kuchenteig, in dem gleichmässig Rosinen verteilt sind und der im Ofen erhitzt wird. Da sich der Kuchen während des Backens ausdehnt, rücken alle Rosinen immer weiter voneinander weg. Vom Standpunkt einer einzelnen Rosine aus betrachtet, scheinen sich alle anderen Rosinen mit einer bestimmten Geschwindigkeit zu entfernen. Die nahegelegenen Rosinen entfernen sich langsamer, und die weiter entfernten Rosinen entfernen sich schneller. Sie fliegen also nicht wie bei einer Explosion auseinander, sondern sie entfernen sich voneinander, weil der Teig sich ausdehnt. Dieser Mechanismus lässt sich auch bei den Galaxien beobachten. Sie werden durch die Ausdehnung des Raumes auseinandergetragen. Der sogenannte Urknall ist deshalb kein «Knall», sondern die Verschiebung im Raum.

Weltwoche: Worin besteht der Nutzen der Weltallforschung?

Brandenberger: Ich würde ihn mit einem Wort zusammenfassen: «Wissen». Die theoretische Kosmologie, die ich erforsche, hat keine direkten Konsequenzen für die Menschheit. Sie verfolgt zwei übergeordnete Ziele. Erstens will sie eine Erklärung für die beobachtete Struktur im Universum auf grossen Skalen liefern.

Weltwoche: Will heissen?

Brandenberger: Dass man zum Beispiel die ungleichmässige Verteilung der Galaxien im Raum erklären kann.

Weltwoche: Und das zweite Ziel?

Brandenberger: Die Kosmologie-Forschung will helfen, die Geschichte des Universums zu verstehen. Mir geht es ja letztlich um die Frage, wie das Universum entstanden ist.

Weltwoche: Sie sagten soeben, es habe «immer» existiert...

Brandenberger: ... oder wie es in der fernen Vergangenheit aussah. Das hat viel Bezug zur Philosophie...

Weltwoche: ... und wohl auch zur Theologie.



„Das Problem ist nur, dass man sich hier in Lichtgeschwindigkeit einen dreifachen Sonnenbrand holt...“



«Ausdehnung des Raumes»: Kosmologe Brandenberger.

Brandenberger: Ich gebe darauf eine andere Antwort als viele meiner Kollegen. Im Vordergrund steht für mich die Kluft zwischen dem, was die Wissenschaft erklären kann, und dem, was sie nicht erklären kann. Dabei ist mir klar, dass es stets Dinge geben wird, die man mit der Wissenschaft nicht aufdecken kann. Aber wir wissen nicht, wo diese Grenze verläuft.

Weltwoche: Wobei sich die Grenze unablässig verschiebt.

Brandenberger: Es gibt Physiker, die glauben, dass man eines Tages alles wird erklären können. Die sind dann atheistisch.

Weltwoche: Und was man nicht erklären kann, das wäre dann Gott?

Brandenberger: Ich würde das nicht so nennen. Wobei ich nichts dagegen habe, wenn andere das tun. Seit Jahrtausenden haben

Menschen darüber nachgedacht, was das Universum ist, was es bedeutet und woher es kommt. Im Altertum waren deshalb Kosmologie und Philosophie ein und dasselbe Gebiet. Ich bin zwar weder Philosoph noch Theologe, bin aber im Gespräch mit ihnen.

Weltwoche: Gibt es innerhalb der Galaxien wie in Science-Fiction-Romanen Leben?

Brandenberger: Das gehört nicht zu meinem Forschungsgebiet.

Weltwoche: Es wäre aber spannend, Ihre Meinung dazu zu hören. Ist es denn ausgeschlossen, dass es irgendwo im All Leben gibt?

Brandenberger: Nein, es ist nicht ausgeschlossen. In den letzten Jahren gab es wichtige Entwicklungen, um sich dieser Frage anzunähern. Zwei Schweizer Astrophysiker, Didier Queloz und Michel Mayor, wurden für ihre

Entdeckung des ersten Planeten ausserhalb des Sonnensystems mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Der sogenannte Exoplanet kreist um einen sonnenähnlichen Stern ausserhalb unseres Sonnensystems. Unser Planetensystem ist nicht das einzige im Universum.

Weltwoche: Derzeit nimmt der Weltraum-Tourismus Fahrt auf. Was halten Sie davon?

Brandenberger: Auch das ist nicht mein Forschungsgebiet. Aber ich habe dazu natürlich eine Meinung.

Weltwoche: Und die wäre?

Brandenberger: Wenn die Reichen ihr Geld nicht sinnvoller ausgeben können – na ja, was soll man dazu sagen, ausser dass es eine Geldverschwendung ist? Andererseits lassen sich im Weltraum wegen der Schwerelosigkeit natürlich

«Denken Sie an einen Kuchenteig, in dem gleichmässig Rosinen verteilt sind und der im Ofen erhitzt wird.»

auch wissenschaftliche Erkenntnisse gewinnen, die von Nutzen sind, zum Beispiel in der Medizin. Für mich als Kosmologen haben die Weltraumflüge zudem einen wertvollen Erkenntnisgewinn.

Weltwoche: Welchen denn?

Brandenberger: Für die Erforschung des Universums sind Satelliten wichtig. Denn es gibt bestimmte Wellenlängenbereiche der elektromagnetischen Strahlung, die die Atmosphäre nicht durchlässt. Beobachtungen des Universums in diesen Bereichen ermöglichen uns grosse Fortschritte.

Weltwoche: Inzwischen verfügen Wissenschaftler über Daten aus dem Weltall. Wie wichtig sind denn ihre Teleskope?

Brandenberger: Ich bin ein Theoretiker. Meine fundamentale Theorie über den Kosmos entwerfe ich auf einem Blatt Papier. Aufgrund der Daten, die die Teleskope liefern, will ich erklären, wie das Universum strukturiert ist.

Weltwoche: Wegen der Zunahme der Flüge in den Weltraum, von denen Sie sich neue Daten versprechen, entsteht wohl in naher Zukunft ein Abfallproblem im Weltall.

Brandenberger: Das ist schon jetzt ein grosses Problem. Seit sechzig Jahren werden sehr viele Satelliten ins Weltall geschossen. Sie haben aber nur eine beschränkte Lebensdauer. Das ist dann eine Gefahr für andere Satelliten, die im Umlauf sind. Die Dichte der Atmosphäre nimmt ab. Und es kommt zu Bremswirkungen zwischen der Erde und den Satelliten. Auch wenn der Bremsvorgang schwach ist: Irgendwann fällt die Kapsel auf die Erde zurück. Die kleinen Kapseln verbrennen und verglühen dann vielleicht – aber was ist mit den grossen?

Mehr zum Thema: Eine Übersicht über Brandenbergers Forschung ist auf seiner Internetseite zusammengestellt: www.physics.mcgill.ca/~rhh/

Im Feuerball unterwegs

Der limitierte Alfa Romeo Giulia GTA überzeugt auf der Rennstrecke und auf normalen Strassen. Auch dank Schweizer Ingenieurskunst. Wir haben ihn getestet.

Gabriel Lotti und Florian Schwab

Als Alfa Romeo vor fünf Jahren die Quadrifoglio-Version seiner ohnehin schon recht temperamentvollen Giulia präsentierte, war allen klar: Dieses Auto ist eigentlich ein Rennauto, für das man eine Strassenzulassung erhält, wenn man will. Mit dem Selbstbewusstsein eines Latin Lovers hatte die Turiner Autoschmiede anfangs ganz auf die modernen Fahrassistenzsysteme verzichtet, die das Leben vereinfachen sollen, es aber eben auch langweilig machen.

Es ist also nur folgerichtig, dass die Steigerung der Giulia Quadrifoglio auf der Rennstrecke von Balocco, Piemont, erstmals das Licht der Öffentlichkeit erblickt. Mit der Giulia GTA schöpft Alfa Romeo aus dem Erbgut der feurigen Giulia Quadrifoglio, züchtet dieses aber kompromisslos zur Höchstleistungsmaschine hinauf: Die Giulia GTA ist komplett in Leichtbauweise gefertigt, mit einem grossen Schwerpunkt auf Carbon. Im Vergleich zur Quadrifoglio bewirkt dies eine Gewichtsersparnis von hundert Kilogramm. Hier ist viel Know-how aus der Rennsportabteilung von Alfa Romeo eingeflossen, die sich im zürcherischen Hinwil befindet und aus dem früheren Ingenieur- und Motorsportbetrieb von Peter Sauber hervorgegangen ist. Die 29 Jahre Formel-1-Erfahrung merkt man auch den aerodynamischen Eigenschaften an. Die Hinwiler Ingenieure von Alfa Romeo Racing Orlen haben Wunder vollbracht an dem Auto, das seiner Karosserie nach auch als schöne Reiselimousine durchgeht.

Fast wie die Formel 1

Von der Giulia Quadrifoglio unterscheidet die Giulia GTA ein um 30 PS stärkerer Motor, die straffere Abstimmung des Fahrwerks und die Vergrösserung der Spurweite. Auch die Lenkung wurde an diese adaptiert. Insgesamt ergeben sich grandiose Verbesserungen in der Kurvengeschwindigkeit. Womit man auch bei der Antwort auf die Frage wäre, warum Alfa

Romeo ein relativ junges, bereits sehr schnelles und starkes Modell wie die Giulia Quadrifoglio noch schneller und noch stärker macht: um die Rundenzeiten auf den Teststrecken des Fiat-Konzerns in Balocco und Nardò (Apulien) noch weiter zu verbessern!

Das Rennfahrerherz schlägt höher beim Einsteigen ins Cockpit. Kimi Räikkönen und Antonio Giovinazzi vom Formel-1-Team haben der «Renn-Giulia» den letzten Feinschliff gegeben. Man bildet sich ein, in der kompromisslos-aggressiven Linienführung der Armatu-



Das Rennfahrerherz schlägt höher.

ren ihre Einflüsse zu erkennen. Der Klang des 540 PS starken Motors in Verbindung mit der Titan-Auspuffanlage von Akrapovic lässt die brachiale Gewalt bereits beim Starten erahnen.

Die sanfte Landschaft des Piemont verengt sich zu grünen Horizontstreifen, wenn man das Gaspedal der Giulia GTA durchdrückt und das Gefährt in der Spitze auf bis zu 309 km/h katapultiert. Vermutlich ist es eine vernünftige Entscheidung der Alfa-Ingenieure, im «Dynamic»-Modus das kurze Ausbrechen des Hecks elektronisch zu korrigieren. Im «Race»-Modus allerdings ist man auf sich selbst gestellt und sollte wissen, was man tut. Geübten Fahrern ist es eine reine Freude, und das nicht nur

beim Antritt. Die Lenkung kommt mit wenig Einschlag aus. Das Rennfeeling wird noch gesteigert durch die Super-Sport-Pilot-2-Reifen von Michelin, die sich in schnellen Kurven eindeutig bezahlt machen. Gefühlsmässig ist man nicht mehr allzu weit von den in der Formel 1 gebräuchlichen Slicks entfernt.

Legendärer Leichtbau

Die neue Giulia GTA kommt auch als GTAM-Version daher, das heisst als Zweiplätzer mit Überrollbügel. Die Opferung der Rückbank wird belohnt durch eine höhere Steifigkeit des Automobils. Ein grosser Heckspoiler aus Carbon sorgt für mehr Anpressdruck. Rennsportpuristen dürfte die Auswahl zwischen den beiden Modellen leichtfallen. Zumindest, wenn sie rasch entschlossen sind. Die Stückzahl des GTA und des GTAM ist nämlich zusammen auf 500 limitiert, der Preis liegt bei 212 080 Euro für den GTA, der GTAM schlägt mit zusätzlich gut 5000 Franken zu Buche.

Das Buchstabenkürzel GTA steht für «Gran Turismo Alleggerita», was so viel wie «Gran Turismo in Leichtbauweise» bedeutet. Bei Alfa Romeo geht die Bezeichnung «Alleggerita» zurück auf das von der Rennsportabteilung Autodelta entwickelte Leichtbau-Coupé Giulia Sprint GTA, ein legendäres Fahrzeug der 1960er und 1970er Jahre. Mit ihm gewannen Rennfahrer wie Jochen Rindt, Harald Ertl oder Jochen Mass wohl alles, was man gewinnen konnte!

Was die Ausstattung angeht, ist der Alfa Romeo GTA durch und durch komfortabel und alltagstauglich gestaltet. Auf keine der liebgewonnenen Annehmlichkeiten muss man wegen des Rennsport-Feelings verzichten. Damit stellt das Auto eine nahezu unverschämte Kreuzung aus Reiselimousine und Rennstrecken-Diva dar. Wenigen anderen Marken würde man eine so gewagte Kombination durchgehen lassen. Den Fahrzeugbauern aus Turin schon. Weil Alfa Romeo es kann.



VIP-Spezialreise «Genussvolles Piemont» Trüffelzeit mit allen Sinnen

Mit seinen kulturellen Sehenswürdigkeiten und kulinarischen Schätzen begeistert das Piemont alle, die das Schöne lieben. Die Weine Barolos, die Hügel von Asti und die weissen Trüffeln von Alba – auf unserer 5-tägigen Exkursion geniessen Sie alle Facetten.

Mächtige Berge, sanfte Hügel, blühende Täler und weite Ebenen: Inmitten dieser Landschaft locken verträumte Dörfer und altherwürdige Städte. Wie könnte unsere Reise besser beginnen als mit einer Weingestaltung auf einem Landgut bei Asti. Sie wohnen im 4-Sterne Hotel «Somaschi» in gepflegten Ambiente eines ehemaligen Klosters. Das Abendessen im Hotel krönt den ersten Tag.

Als Nächstes erleben wir den Charme der Altstadt von Alba. Faszinierende Bauten aus dem Mittelalter und der Besuch der Trüffelmesse bringen uns zum Schwärmen. Danach geht es nach Barolo, in die Heimat des weltbekanntesten Weins. Die Fahrt durch die zauberhafte Hügellandschaft führt uns zur malerischen Ortschaft Grinzane Cavour. Dort besichtigen wir das Schlossmuseum und erfreuen uns an einer Weinverkostung.

Zu den weiteren Höhepunkten zählt der Rundgang durch Asti, die Stadt mit dem berühmten Schaumwein und Sehenswürdigkeiten wie der Kirche San Secondo, dem Barock-Palazzo Alfieri oder die Kathedrale

Santa Maria Assunta. Auch kulinarisch geniessen wir das Piemont in vollen Zügen, so etwa in einer typischen Trattoria.

Auch für eigene Erkundungen bleibt genügend Zeit, und auf Wunsch kann ein Ausflug nach Turin gebucht werden, wo die Geschäfte an der Via Giuseppe Barbaroux oder die Kaffeehäuser zum Verweilen einladen. Nach dem Abschieds-Abendessen in einem ausgesuchten Restaurant verlassen wir das Piemont. Letzte Station ist Mailand, die faszinierende Metropole in der Lombardei. Der Palazzo Reale, der imposante Dom und das Teatro alla Scala hinterlassen bleibende Eindrücke.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Genussvolles Piemont»

Reisetermin:

23. bis 27. Oktober 2021

Leistungen:

- Flug Zürich–Mailand–Zürich
- Gebühren und Transfers
- 4 Übernachtungen im 4-Sterne Hotel «Somaschi» in Cherasco, im Herzen der Barolo Weinbauregion
- 2 Abendessen im Hotel
- 2 Abendessen in Restaurants
- Weingestaltung
- Ausflug Trüffelmesse in Alba, Barolo-Weinbauregion und Castello di Grinzane Cavour
- Ausflüge nach Asti und Mailand
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

Preis:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1750.–
(pro Person im Doppelzimmer)

Für Nichtabonnenten: Fr. 2050.–

Optionen:

- Einzelzimmerzuschlag: Fr. 240.–
- Ausflug Turin: Fr. 85.–
- Ermässigung Eigenreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

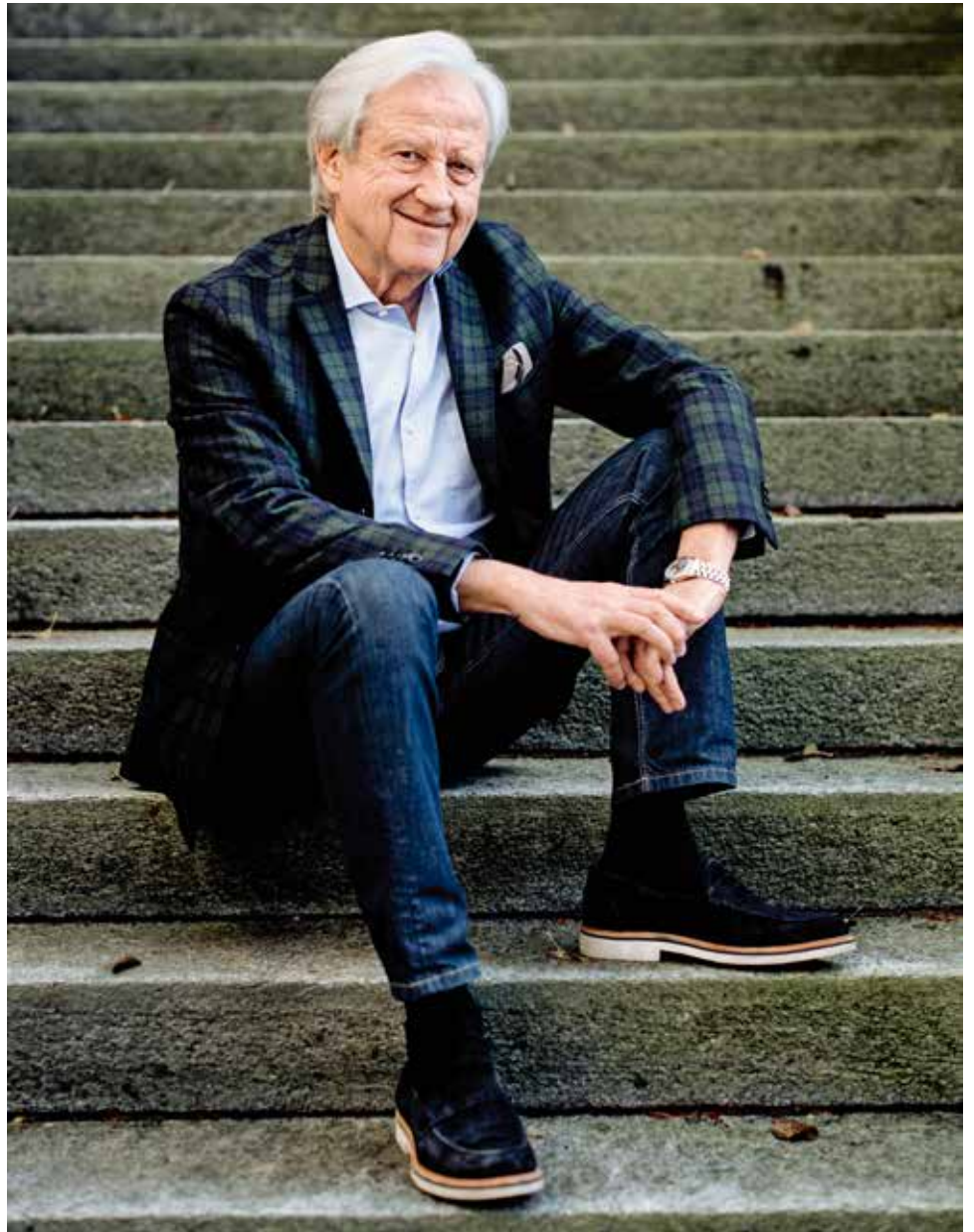
Grosse Pläne nach der Monster-Krise

Der Zürcher Gastronom und Veranstalter Freddy Burger, 75, gibt wieder Gas – und bringt die Musik des Trio Eugster zurück auf die Bühne.

Thomas Renggli

Als Freddy Burger Ende der 1960er Jahre die ersten Schritte im Showbusiness machte, war die Welt noch eine andere. Zürich galt als zwinglianisch streng. Zum Feiern ging man (wenn überhaupt) in den Keller. Musikalisch herrschte tote Hose. Freddy Burger, der Arbeitersohn aus Schwamendingen und gelernter Hochbauzeichner, wollte dies ändern – «die Freizeit der Nachkriegsgeneration neu organisieren», wie er es beschreibt. Zum Manager wurde Burger über seine Bekanntschaft mit Toni Vescoli, dem Frontmann von «Les Sauterelles», den Schweizer Beatles. Später gründete Burger den Zürcher Nachtclub «Blackout» und übernahm das «Mascotte», managte Pepe Lienhard, Nana Mouskouri und Katja Ebstein. Seine vierzigjährige Zusammenarbeit mit Udo Jürgens ist sozusagen sein bedeutendstes Lebenswerk.

Doch begonnen hatte die Karriere mit einem Verlustgeschäft. 1965 hatte Burger ein Konzert mit Cliff Richard im Zürcher Hallenstadion organisiert – und ein Defizit von über 20 000 Franken eingefahren. «Es kamen nur 4000 Zuschauer», erzählt er. Seine erste Firma ging pleite. Es war eine Lektion, die Burger nie vergessen sollte. Es hinderte ihn aber nicht daran, seine Pläne konsequent weiterzuverfolgen und im nächsten halben Jahrhundert einen Konzern mit zwanzig Firmen im Show-, Gastro- und Eventbereich und 200 Festangestellten aufzubauen. Im Dezember 2019 feierte er im Theater 11 mit 600 Gästen sein Fünfzig-Jahr-Jubiläum im Showgeschäft. Das sei ein überwältigendes Erlebnis gewesen, denn zeit seines Lebens sei er den Platz hinter der Bühne gewohnt gewesen: «Ich bin dafür verantwortlich, dass es den Stars an nichts fehlt und der organisatorische und wirtschaftliche Rahmen optimal stimmt. Als ich dann plötzlich selbst im Scheinwerferlicht stand, war dies wie ein kleiner Schock.» Er habe sich davon erholen müssen, sagt er mit einem Lächeln. Im selben Jahr heiratete er seine langjährige Partnerin Isabella Recker. Ausserdem konnte Burger als neuer Eigentümer der Thunerseespiele das Musical «Ich war noch niemals in New York» aufführen und das Fünfzig-Jahr-Jubiläum der Partnerschaft mit Pepe Lienhard feiern. Deshalb sagt Burger heute:



«Vielleicht so glücklich wie noch nie»: Unternehmer Burger.

«2019 war wohl das wichtigste und schönste Jahr meines Lebens.»

Doch rund drei Monate später war alles anders. Ein zuvor unbekanntes Virus aus China zog dem öffentlichen Leben den Stecker. Am 13. März

verhängte der Bundesrat den Shutdown. Es war für Freddy Burger in doppelter Hinsicht ein schicksalhaftes Datum. An jenem schwarzen Freitag schleppte er sich unter schwersten Rückenschmerzen in die Notfallaufnahme der Hirslan-

den-Klinik. Diagnose: Der zweite Lendenwirbel sei gebrochen – ein «Souvenir» eines Reitausflugs auf der Hochzeitsreise in Südamerika. Doch nun geht es Burger wieder deutlich besser. Zum Gespräch über die aufwühlenden vergangenen Monate und den freudigen Blick in die Zukunft empfängt er an seinem Geschäftssitz an der Zürcher Carmenstrasse.

Weltwoche: Freddy Burger, wie geht es Ihnen?

Freddy Burger: Danke, gesundheitlich wieder viel besser, und privat bin ich vielleicht so glücklich wie noch nie. Geschäftlich blicken wir auf die wohl schwierigste Zeit meines Lebens zurück. Die Corona-Krise hat uns wirtschaftlich hart getroffen. Von einem Moment auf den anderen waren wir ohne Einnahmen – für rund anderthalb Jahre. Glücklicherweise konnte durch die staatliche Unterstützung in Form von Kurzarbeitsentschädigungen für das Personal, Ausfallkompensationen im Bereich Kultur und Härtefallgeldern für die übrigen Betriebe der wirtschaftliche Schaden abgefedert werden. Aber es war eine Situation, mit der niemand gerechnet hatte. Ich bin ein Mensch, der vorsichtig kalkuliert und nicht über die Stränge schlägt. Auch deshalb besaßen wir genügend Reserven, um mit einem blauen Auge davonzukommen.

Weltwoche: Apropos über die Stränge schlagen: Gibt es für Showmanager auch so etwas wie Sex, Drugs and Rock'n'Roll?

Burger: Bei mir nicht. Ich habe nie im Übermass getrunken und nie geraucht. Das heisst: Einmal zog ich in meiner Jugend an einem Joint. Danach war mir derart schlecht, dass ich für immer die Finger davon liess. Aber ich habe in meinem Berufsleben alle Dinge gesehen, die man eigentlich nicht sehen möchte. Auch deshalb war es für mich klar, dass ich nie in einem Zustand sein möchte, in dem ich die Kontrolle verliere.

Weltwoche: Corona allerdings brachte Sie zumindest wirtschaftlich an den Rand des Kontrollverlusts. Welche Betriebe sind konkret betroffen?

Burger: Praktisch alle. Das Musical «Bodyguard» hätte im März 2020 noch vier weitere Wochen im Theater 11 gespielt werden sollen – dieses musste dann aber noch am gleichen Abend den Betrieb einstellen. Ausserdem mussten wir weitere Veranstaltungen wie beispielsweise ein Filmkonzert im Hallenstadion absagen und die «Rocky Horror Picture Show» sowie weitere Veranstaltungen auf Ende des laufenden Jahres verschieben. Die Thunerseespiele mit dem Stück «Io senza te» mussten wir sogar zweimal neu ansetzen. Das war für alle Beteiligten sehr zermürbend. Die Aufführungen werden nun aber im Sommer 2022 über die Bühne gehen. Was uns besonders schmerzte: Wir hatten den Zuschlag erhalten, das 150-Jahr-Jubiläum der Zürcher Kantonalbank zu organisieren. Da steckten eine dreijährige Vorbereitungszeit und ganz viel Herzblut dahinter. Wenn dann am Schluss die ganze Arbeit für nichts war und man das ganze

Projekt wieder runterfahren muss, ist dies emotional ein schwerer Schlag. Auch die Gastrobetriebe sowie unsere Künstlervermittlungsagentur Andreas & Conrad wurden von den Covid-Massnahmen schwer getroffen. Einzig unsere Fernsehproduktionsfirma B & B Endemol Shine blieb weitgehend verschont.

Weltwoche: In der Eventbranche sind viele Arbeiter auf Abruf beschäftigt. Wie gingen Sie mit solchen Fällen um?

Burger: Für viele Teilzeitarbeiter und Künstler konnten wir ebenfalls Kurzarbeitsentschädigung beantragen. Aber natürlich hat die Krise diese Menschen besonders hart getroffen. Insgesamt befanden sich bei uns 200 Mitarbeiter in Kurzarbeit.

Weltwoche: Gab es Schliessungen und Entlassungen?

Burger: Wegen Corona gab es keine Schliessungen. Im Entertainment haben wir unser Personal aber um zwanzig Prozent reduziert. Den Entscheid, aus der Gastronomie auszu-

«Das nächste Jahr wird für viele Betriebe wegweisend sein.»

steigen, fiel schon vor der Pandemie. In diesem Geschäftsbereich bin ich nur noch in zwei Projekten, in Partnerschaft mit Rudi Bindella, involviert.

Weltwoche: Sind Sie versichert?

Burger: Nur in kleinem Umfang.

Weltwoche: Wie sind Sie mit dem Krisenmanagement der Behörden zufrieden?

Burger: Wie bereits erwähnt, haben uns die Behörden mit den verschiedenen Unterstützungen wirtschaftlich sehr geholfen. Ohne diese Hilfsleistungen hätten wir diese Extremsituation wohl kaum durchstehen können.

Weltwoche: Wie lange wird es dauern, bis die Branche wieder auf dem alten Stand ist?

Burger: Schnell wird das kaum gehen. Im Entertainment rechnen wir mit zwei bis drei Jahren, bis wir wieder auf einem ähnlichen Stand wie zuvor sein werden.

Weltwoche: Gibt es auch Positives, das man aus dieser Zeit mitnehmen kann?

Burger: Die Veranstaltungsbranche ist zusammengerückt. Solidarität und Loyalität waren keine leeren Worte. So konnte man gerade in der Zusammenarbeit mit den Behörden im virtuellen Bereich einiges miteinander erreichen. Es wäre schön, wenn dieser Zusammenhalt auch nach der Krise bestehen bliebe.

Weltwoche: War ein Bereinigungsprozess nicht überfällig?

Burger: Ob es im Unterhaltungsbereich einen Bereinigungsprozess geben wird, muss sich noch zeigen. Das nächste Jahr wird für viele Betriebe wegweisend sein. Denn nun fallen die staatlichen Unterstützungsgelder weg,

und ausserdem wissen wir nicht, ob das Publikum sofort wieder zurückkehrt. Besonders aufgrund der neuen Virusmutationen ist die Verunsicherung noch gross. In der Gastronomie war ein Bereinigungsprozess aber kaum zu verhindern. Schon vor der Pandemie schrieben 50 Prozent der Restaurants rote Zahlen.

Weltwoche: Wird das Publikum wieder bedenkenlos an Grossevents strömen? Die Fussball-Euro deutet darauf hin.

Burger: Das wird sich weisen. Uns macht aber vor allem das sich abzeichnende Überangebot in der Eventbranche Sorgen. Bei den Veranstaltern besteht ein Nachholbedarf. Ob dies beim Publikum auch so ist, wissen wir noch nicht. Die Frage ist: Gibt es genügend Zuschauer für all die Shows, die 2022 stattfinden werden?

Weltwoche: Welches sind Ihre nächsten Projekte?

Burger: Die Schweizer Premiere von Mummenschanz im Theater 11 – exakt fünfzig Jahre nach meiner ersten Premiere. Das ist für mich ein sehr emotionales Ereignis. Dazu kommen die «Rocky Horror Picture Show», das Gastspiel der Perkussionsband Stomp sowie Disneys «Die Schöne und das Biest» und weitere Shows, die noch nicht im Vorverkauf sind. Unser grösstes Highlight ist aber eindeutig unsere erste Eigenproduktion im Theater 11: das Trio-Eugster-Musical «Oh läck du mir».

Weltwoche: Was darf man davon erwarten?

Burger: Sozusagen ein Denkmal für die vielleicht erste Boygroup der Schweiz und eine urschweizerische Geschichte, die ewig gültig ist – eine unterhaltsame Milieustudie über die Verrücktheiten des Alltäglichen und das Zusammenleben verschiedenster Charaktere in einer Kleinstadt: Diese Geschichte wird getragen von den grossartigen Liedern der Dübendorfer Brüder, deren Texte in den Sprachgebrauch eingegangen und zum Schweizer Kulturgut geworden sind. «Oh läck du mir» – der Titel ist Programm.

Weltwoche: Ab wann legen Sie damit los?

Burger: Die Show feiert am 24. September 2022 Premiere in Oerlikon. Vorgesehen sind rund sechzig Vorstellungen bis Ende November des nächsten Jahres. Hinter dem Musical stehen Top-Leute: Charles Lewinsky als Autor, die Eugsters mit ihrer Musik, Stefan Huber als Regisseur, sein Vater war übrigens quasi der vierte Eugster, der das Trio auf dem Klavier begleitete – sowie Kai Tietje als musikalischer Leiter. Dabei handelt es sich um eine Grossproduktion mit über zwanzig Darstellern und einem elfköpfigen Orchester. Es ist eine Herzensangelegenheit – aber ich investiere auch viel Geld und gehe ein Risiko ein.

Weltwoche: Dabei könnten Sie eigentlich das Rentnerleben geniessen. Gibt es kein Pensionsalter für Showmanager?

Burger: Ich sage immer: Mein Beruf oder besser meine Berufung ist es, andere Menschen glücklich zu machen. Das mache ich seit über fünfzig Jahren. Damit will ich nie aufhören.



Bonnie und Clyde des Motorsports: Dane Rowe und Rudi Kurth Anfang der siebziger Jahre.

Ein Leben wie ein Grand Prix

Die Ballade von Tüftler Rudi und Töff-Engel Dane, die zwischen Motorenlärm und verbranntem Gummi die ewige Liebe fanden und jeden Tag ein bisschen die Welt verändern.

Urs Gehriger

Dane geht langsam durch das Fahrerlager in Bourg-en-Bresse. Auf dem Circuit heulen die Motoren, und in der Luft hängt der Geruch von verbranntem Gummi. Dane schreitet an den Wohnmobilen vorbei. Sie spürt die Blicke auf ihrem schlanken Körper. Sie trägt ein abgewetztes Lederkombi, das eng anliegt wie der Catsuit von Emma Peel. Lautlos ist sie in die Männerdomäne eingedrungen, ist die einzige Frau in dieser Welt der Machos und Motoren, und

in wenigen Stunden fährt sie ihr allererstes internationales Rennen in der Seitenwagenklasse.

«Geh rüber zu Rudi Kurth», sagte Pilot Bill Copson zu Dane, als er merkte, dass ihm das Bremsöl ausgegangen war. Auf der Rennpiste herrscht ein unerbittlicher Krieg. Aber am Streckenrand hilft jeder jedem, wie in einer grossen Familie.

Dane steht jetzt vor Rudis Camp. Er bemerkt sie nicht, seine ganze Aufmerksamkeit gilt sei-

nem CAT-Mobil. «Ein Schweizer», denkt Dane, «die sprechen alle Französisch, das hat doch unsere Französischlehrerin in Lancashire oben gesagt.»

«Est-ce que vous avez de huile hydraulique?», fragt sie mit holprigem Akzent.

Rudi dreht sich um und schaut unter seiner braunen Mähne hervor. Seine dunklen Augen weiden an Danes halbgeöffneten Lippen, und er setzt ein breites Grinsen auf. «Was ist denn?»

Dane wird noch ein halbes Jahrhundert später zittern, wenn sie an diesen Moment denkt. Das Mädchen aus Blackpool, das von der Mutter mit dem eisernen Schürhaken geschlagen wurde, in die Obhut der Grossmutter kam, mit dreizehn beim lokalen Töff-Mech den Geruch von Motorenöl atmete und sofort süchtig wurde, sich Helm und Lederkombi besorgte und an der Rennstrecke auf ihre Chance wartete, ist jetzt wie vom Blitz getroffen. «Dieser Mann», weiss Dane, «wurde für *mich* in die Welt gesetzt.»

Zehn Wochen später ist ihr Flugzeug im Anflug auf Basel. Es ist der 20. Juli 1969. Die ganze Welt sitzt gebannt vor dem Fernseher. Als Neil Armstrong als erster Mensch den Fuss auf den Mond setzt, betritt Dane Rowe zum ersten Mal Schweizer Boden. Draussen auf dem Parkplatz wartet Rudi in einem Lotus Elan, den er für diesen Tag ausgeliehen hat.

In Bourg-en-Bresse hatte sie ihn abgehängt und auf Anhieb ihr erstes Rennen gewonnen, aber jetzt hat er sie. Er fährt sie zu sich heim nach Jens im Berner Seeland. Der Wind weht durch das offene Fenster, und ihr schulterlanges, braunes Haar wallt wunderschön im Wind. Rudi schwört sich, dass er sie nie, nie mehr hergeben wird. Das kann auch Frau Weber aus dem Dorfädli in seinem Kaff nicht verhindern, die zwei Mal die Fremdenpolizei anruft, weil Dane die erlaubte Aufenthaltszeit überschritten hat. Zwei Mal wird sie ausgewiesen. Und immer kehrt sie wieder zurück.

Als sie heiraten, wirft Dane ihren britischen Pass ins Feuer und brät einen Cervelat darüber. «Ig liäbä das Land», wird sie dereinst in breitem Bernddeutsch über die Schweiz sagen, «wenn würd ä Chriäg usbrächä, würdimi sofort mäudä.»

Von jetzt an fährt Dane an der Seite von Rudi. Oder er an ihrer. So genau kann man das nicht sagen. Ihre Rollen sind perfekt aufeinander abgestimmt. Er drückt seinen Helm tief unter die Windschutzscheibe, sie hängt ihren Körper akrobatisch nur Millimeter über den Asphalt. Die beiden sind nicht mehr zu trennen. Als sie sich drei Tage nach der Hochzeit am Nürburgring überschlagen und sich die Knochen brechen, legt man sie im Spital nebeneinander ins Zimmer.

Rudi und Dane sind das Dream-Team im Rennzirkus. Bonnie und Clyde des Motorrennsports. Sie reisen mit einem Citroën DS Kombi von Rennen zu Rennen. Er raucht Life, sie Benson&Hedges. Weil sie nicht die 55 Kilo Mindestgewicht auf die Waage bringt, baut Rudi eine Bleiplatte in den Seitenwagen.

Schlanker, schnittiger, schneller

Mit jedem Tag wächst Danes Bewunderung für Rudi. Rudi, der in der Schule immer zu-

Gabe, zu erkennen, wie man Dinge verbessern kann. Schlanker, schnittiger, schneller wird sein Renngefährt, «une bombe anatomique», schwärmt ein Töffmagazin. Seine Rivalen spähen in seine Werkstatt. Doch sobald sie ihm auf die Schliche kommen, hat Rudi zehn neue Ideen ausgeheckt.

Bei Rudi ergibt sich alles organisch, aus dem Alltag heraus. Nachdem er sich einen Ranzen angefressen hat, kauft er ein Velo. Aber das Gefährt passt ihm nicht. Er entwirft einen aerodynamischem Kohlenfaser-epoxyrahmen und revolutioniert kurzum die Rennradtechnik. «Cheetah» nennt er seinen Racer, nach dem schnellsten Tier auf Erden. Natascha Badmann hört von der Raubkatze. Sie besucht Rudis Werkstatt und ist hin und weg. Vier Mal wird sie auf der «Cheetah» Weltmeisterin im Ironman.

Rudi will immer weiter, höher. Er will ein Flugzeug bauen. «Zuerst brauchen wir ein Haus», sagt Dane. Sie kaufen sich ein altes Bauernhaus in Busswil bei Biel. Der Stall wird zur Werkstatt umgebaut. Seit einem halben Jahrhundert entstehen hier die verrücktesten Modelle. Ein Segel, das sich von selbst wendet. Ein Snowmobil, das sich in der Kurve neigt. Das «Spirit of Biel», das beim World Solar Challenge durch Australien für Furore sorgt.

Was Rudi anfasst, macht er zu Gold. Aber reich wird er dabei nicht. Er ist gegen das Patentieren. «Wenn einer eine gute Idee hat, soll sie der Allgemeinheit zugutekommen», sagt der Mann, der wie ein Rohrspatz über Soziz und Grüne flucht und niemandem auf die Schultern stehen will, um nach oben zu kommen.

Rudi und Dane sitzen auf der Couch in ihrer einfachen Stube, die dunkel ist wie eine Räuberhöhle, in der im offenen Kamin kalte Asche liegt und es nach Rauch

riecht. Das Alter ist ihnen gnädig gestimmt. Der seidene Glanz ist aus ihrem Gesicht verblichen, aber die feinen Züge sind geblieben. Er hat schlohweisses Haar, und aus seinen tief liegenden Augen funkelt flegelhafter Schalk.

Was war es damals, vor 52 Jahren auf dem Circuit de Bresse, als Dane bei Rudi das Bremsöl holen ging?

«Es war Liebe auf den ersten Blick», sagt sie.

«Ich wollte einfach mit ihr ins *Näscht*», erwidert er trocken. >>>



«Meine absolute Nummer eins»: Dane und Rudi in Busswil.

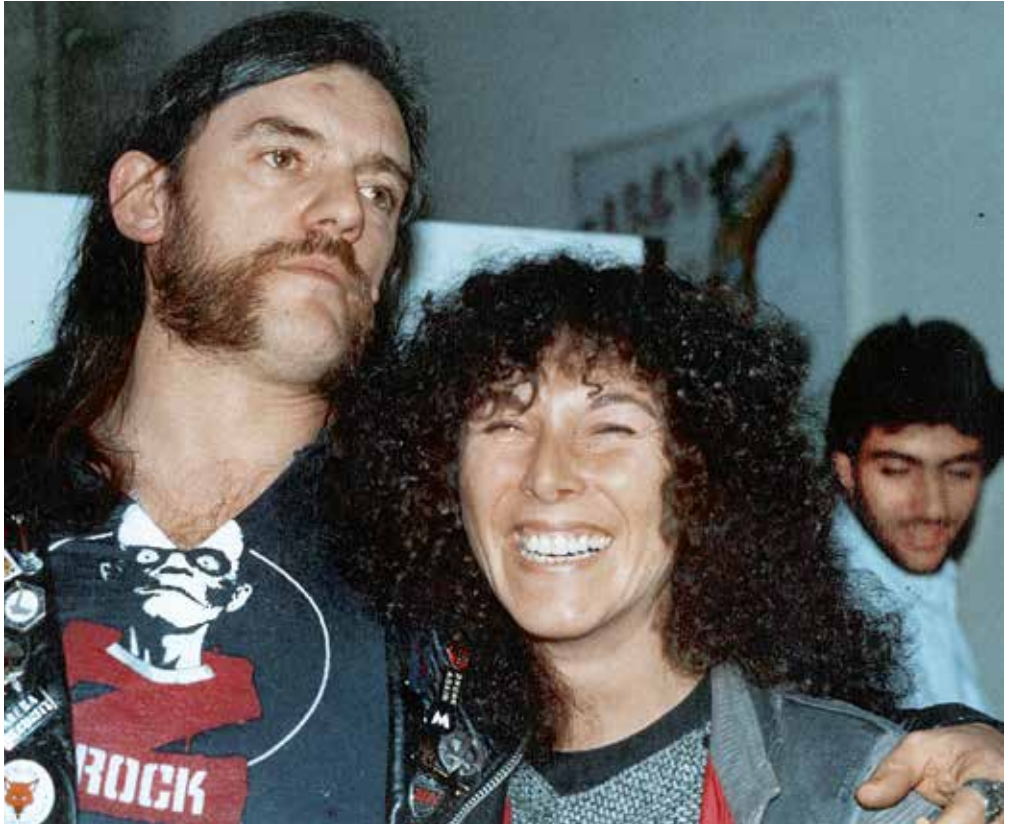
hinterst sass, mit dem «Shit» der Klasse, wie er sagt, der in der Berner «Lädere» Spengler lernte, tüfelt pausenlos. Bereits als Teenager baut er eine superleichte Karosserie für den Fiat-600-Sportwagen, er konstruiert Rennspanne für Scheidegger Fritz, den Seitenwagen-Champ aus Langenthal. Dann steigt er selbst ins Rennen. Er baut einen Bootsmotor in sein Mobil und schockt die Konkurrenz mit dem flachsten Seitenwagen der Welt. Rudi ist kein Erfinder im klassischen Sinn. Er hat die



Zehn Ideen voraus: «Spirit of Biel».



«Gold-Katze» von Ironman-Siegerin Badmann.



«Ein absolutes Sweetheart»: Dane mit Lemmy Kilmister von Motörhead.

«Männer!» Sie schüttelt den Kopf.

Dann schweigen sie einander an und lächeln. Und heute?

«Wir sind zwei Einzelwesen, die zusammengehören», sagt Rudi.

«Wie Toast and Marmelade», ergänzt Dane.

Rudi verbringt sieben Tage die Woche in der Werkstatt am Hirnen, Skizzieren und Pröbeln. Dane beugt sich über ihr Mikroskop und analysiert römische Münzen. Vor wenigen Monaten hat sie ein vierbändiges Standardwerk über Bronzemünzen aus Lydien herausgegeben. Die Summe jahrelanger Recherche. Dane hat viele Talente. Sie spricht fünf Sprachen. Sie übersetzt. Hat Englisch und Geschichte studiert. Eigentlich ist sie ausgebildete Fotojournalistin, hat Rockstars von Little Richard bis Metallica fotografiert. «Du kannst dir nicht vorstellen, wie anstrengend das ist für mich, dauernd auf ihrem Niveau mitzuhalten», sagt Rudi und lacht.

Wenn er sich mit dieser begehrenswerten Frau durch die Männerwelt bewegte – musste er nicht ständig die Typen mit einem Schraubenschlüssel wegprügeln? Dane schüttelt den Kopf. «Die Männer waren immer anständig zu mir.» Selbst Lemmy Kilmister, der röhrende Frontmann von Motörhead, hielt seine schützende Hand über Dane. Als sie einmal im Tourbus der Band sass und Gitarrist Phil «Wizzö» Campbell eine Tüte mit Speed aus der Tasche zog und sie Dane reichte, flippte Lemmy komplett aus. «Wage es ja nicht, Dane so etwas anzubieten.»

Lemmy kannte Dane seit ihrer Kindheit. Die beiden stammen aus derselben Ecke Englands. Er wusste, dass sie ein sauberes Mädchen ist. Sie trafen sie sich im legendären «The 59 Club», dem Rocker-Mekka in London. Später holte Dane Motörhead und viele andere Metal-Bands in die Konzertfabrik «Z7» in Pratteln.

Lemmys Brief

«Er war ein absolutes Sweetheart», sagt Dane über Lemmy, der 2015 an Krebs starb. Sie liebte seinen trockenen Humor. Er teilte ihre Faszination für Geschichte und das britische Königshaus. Sie hat noch einen Brief von ihm, den sie hütet wie einen Schatz. Es ist eine Verteidigungsschrift für Richard III., dem vorgeworfen wurde, er habe seine Nefen ermordet, um König zu werden. «Den

Die Giganten am Metal- und Motor-Himmel – Dane und Rudi haben sie alle gekannt.

werde ich nie veröffentlichen», sagt sie. «Das ist mein Brief an Richard III., geschrieben in alter englischer Sprache, von Lemmy, auf gelbem Papier.»

Die Giganten am Metal- und Motor-Himmel: Barry Sheene, Mike Hailwood, Phil Read, Valentino Rossi und wie sie alle heissen – Dane und Rudi haben sie alle gekannt. Viele sind schon lange tot. Und an Veteranentreffen gehen sie nicht. Ihr Blick ist in die Zukunft gerichtet.

Mit über achtzig denkt Rudi keine Sekunde an Pension. Stolz zeigt er sein neuestes Projekt. Ein einspuriges Fahrzeug für zwei Passagiere mit Elektromotor und tausend Kilometer Reichweite. Schlank wie eine Segelflugkabine, soll es sich dereinst durch den Verkehr schlängeln – auf bloss zwei Rädern, und fällt bei Stillstand an der Ampel trotzdem nicht um. «Es ist kreiselstabilisiert», sagt Rudi mit glänzenden Augen.

Und so dreht die Uhr ihre Runden. Zusammen machen Rudi und Dane die Welt perfekter, jeden Tag ein bisschen.

Wie sind sie so weit gekommen, zu zweit? Was ist ihr Geheimnis?

Schweigen.

«Das mit dem Bumsen nimmt mit den Jahren ab», sagt Rudi in einem stillen Moment in seiner Werkstatt. Und irgendwann kommt die Zeit, da sich die Begierde schlafen legt und der wahren Liebe Platz macht.

«Ich habe ungeheure Hochachtung vor Dane», sagt er leise.

«Er ist meine absolute Nummer eins», erwidert Dane.

Hinter dem Haus braust ein Zug auf der Bern-Biel-Strecke vorbei. Auf dem Herd kochen Rüebli aus dem Garten. Ein paar Häuser weiter oben legen Tochter und Schwiegersohn das Grosskind ins Bett. Zwischen Prototypen und römischen Münzen hat sich hier vor einer halben Ewigkeit das Glück eingenistet, und es sieht ganz danach aus, als möchte es noch eine Weile bleiben.

Das Sushi und die Guten

Selbst ökologisch Bewusste sind überzeugt, dass sie ab und zu etwas rohen Tunfisch verdient haben. Das ist falsch. Wir sollten uns mehr Gedanken übers Essen machen. Vor allem muss es teurer werden.

Marius Frehner

Wir leben gesund, fahren Velo, ernähren uns vorwiegend vegetarisch, kaufen Bio-Gemüse, aber etwas Sushi darf es dann ab und zu schon sein. Ich möchte niemandem vorschreiben, was er zu essen und wie er zu leben hat, aber in der Schweiz Sushi zu essen, ist für mich der Gipfel der kulinarischen Absurditäten.

Dabei geht es gar nicht in erster Linie um ökologische oder moralische Fragen, sondern um qualitative und geschmackliche Aspekte. Ich habe einige Jahre in Valencia gearbeitet, Fisch haben wir jeweils direkt am Hafen von den Fischern gekauft. Während meiner Lehre im Hotel «Greulich» wurde uns etwa ein Mal im Jahr ein ganzer spanischer Tunfisch geliefert. Das war mein erster Kontakt mit diesem Produkt, und wenn ich das vergleiche mit dem, was heute als Sushi-Tunfisch verkauft wird, weiss ich nicht, ob ich lachen oder weinen soll.

Das Warten ist der wahre Luxus

Die meisten Leute mögen es gar nicht, wenn Tuna nach Meer riecht, an den Sushi-Theken werden stattdessen charakterlose Fischstücke in Reis und Algen verpackt, oder man kaschiert die Geschmacklosigkeiten als «California Roll» mit allerlei Zutaten. Fisch zu essen, ist eine Entscheidung, aber oft scheint mir, es stecke dahinter eine irgendwie egoistische Grundhaltung: Man lebt gesund, verantwortungsbewusst und moralisch integer, da kann man sich auch mal Nigiri oder Sashimi leisten, schliesslich hat man es sich verdient.

Dogmatismus liegt mir fern, mir geht es um Qualität. Viele Ernährungstrends kippen schnell ins Extreme. Wer vegan isst, wird dadurch nicht automatisch zum besseren Menschen. Denn die Frage, ob die unter hohem Energieeinsatz industriell hergestellten Proteine aus Erbsen oder Soja wirklich besser sind als eine glückliche, furende Kuh, scheint mir nicht restlos geklärt.

Es ist gut, wenn das Bewusstsein für die Ernährung grösser wird, aber es braucht eine differenzierte Betrachtung. Bio- und Demeter-Produkte vom Grossverteiler sind nicht automatisch besser. Und tierische Eiweisse er-

geben durchaus Sinn: Wenn wir sie in unserer Evolution nicht entdeckt hätten, würden wir immer noch mit Keulen aufeinander losgehen. Vegetarier sollten wissen, dass Bio-Eier oft von Hochleistungshühnern stammen, die ein halbes Jahr unter Vollast produzieren und dann geschreddert als tierischer Abfall enden. Für mich ist das kein Musterbeispiel fleischfreier Ernährung.

Viele Leute können es nicht besser wissen, aber wir Profis haben die Verantwortung, genau hinzusehen. In meinem Restaurant gibt es fast nie Fisch. Vom Fischer Braschler aus Hurden bekomme ich manchmal eine Ladung Krebse, die sich invasiv im Zürichsee verbreiten und von dort eigentlich wieder entfernt werden sollten, weil sie heimische Arten verdrängen. Aus den Krebsen koche ich mit meinem Kollegen Markus Burkhard Bisque, die wir unter dem Label «Le Torchon bleu» verkaufen.

Die Natur liefert nicht jedes Produkt zu jeder Zeit in perfekter Qualität. Die zwei Wochen, in denen es wirklich guten Spargel gibt, sind eine kurze Zeit, auf die ich mich jedes Jahr wie ein kleines Kind freue. Denn eigentlich ist das Warten der wahre Luxus in der Küche. Das Grundproblem bei dem ganzen Thema ist der Preis. Lebensmittel waren im Verhältnis zu den Löhnen noch nie so günstig in der Schweiz wie heute. Während sich seit meiner Lehre die Preise für Immobilien fast verdoppelt haben, ist ein Menü heute immer noch etwa gleich teuer wie 2003. Ich bin kein Ökonom, aber das kann eigentlich gar nicht sein.

Ein Huhn wie zu Escoffiers Zeiten

Lebensmittel müssen teurer werden, Essen im Restaurant hat seinen Wert. Wir Köche sind dafür verantwortlich, nicht bloss mittelmässige Pro-

dukte mit hohem technischem Aufwand scheinbar zu Gerichten zu veredeln, sondern unseren Gästen konsequent die besten Karotten der Saison oder nur Fleisch von Tieren zu servieren, von denen wir genau wissen, was sie gefressen haben.

Wenn sie gut sind, gibt es für mich keine verbotenen Produkte, man kann alles servieren, wenn es nach allen Regeln der Kunst nachhaltig produziert wurde. Mein Gemüse beziehe ich von einem Bauern, der seit vierzig Jahren nach Demeter-Regeln arbeitet. Ich kaufe nur ganze Tiere, die nur mit Gras und Heu verfüttert werden. Zurzeit servieren wir ein Rassenhuhn, das so schmeckt wie zu Zeiten von Auguste Escoffier, dem Erfinder der französischen Haute Cuisine Ende des 19. Jahrhunderts. Die Brust hat festes, nicht allzu zartes und helles Fleisch, und die Schenkel sind dunkel und erst geniessbar, wenn man sie lange geschmort hat.

Mir ist bewusst, dass ich wohl nie einen Stern bekomme mit der Art, wie ich koche. Ich möchte, dass mein Essen den Gästen schmeckt. Und vor allem will ich zeigen, dass man sich von einem gewissen äusseren Druck befreien, verantwortungsvoll und gleichzeitig profitabel arbeiten kann.

Das hat vielleicht mit etwas Verzicht zu tun, aber nicht jedes Wachstum ist grundsätzlich gut und notwendig. Es gibt vieles, was ich schön finde, aber es ist mir nicht wichtig genug. Einen Porsche aus den sechziger Jahren zu fahren, fände ich toll, aber mein Glück ist nicht abhängig davon. Mein Antrieb ist, dass mein Geschäft nachhaltig ist in dem Sinne, dass es langfristig funktioniert.

Marius Frehner ist seit fünf Jahren Inhaber und Küchenchef des Restaurants «Gamper» in Zürich und ist ausgezeichnet mit 15 Punkten im «Gault Millau».

Aufgezeichnet von David Schnapp



*Gipfel
der Absurditäten.*

In Frankreichs heiligen Hainen

Der Zürcher Lucas Albers hat das geschichtsträchtige Plateau Napoléon in Grasse gekauft. Wie ist ihm dieser Coup gelungen? Und was hat er dort nun vor?

Erik Ebnetter

Wir stehen auf einem Aussichtspunkt an der Riviera, hoch über der Parfümstadt Grasse. Das blonde Licht Südf frankreichs fällt auf jahrhundertealte Eichen. In unserem Rücken ruht ein mächtiges Steinhäus, vor uns entfaltet sich ein Panorama von fast surrealer Schönheit: Cannes wirkt von hier wie eine weisse Spielzeugburg. Dahinter schimmert das Mittelmeer.

An diesem erhabenen Ort versammelte Napoleon Bonaparte am 2. März 1815 seine Männer zum Marsch nach Paris. «Der Adler mit der Trikolore wird von Kirchturm zu Kirchturm fliegen bis zu den Türmen von Notre-Dame», verkündete der abgesetzte *empereur*, eben aus dem Exil in Elba zurückgekehrt, ungebrochen selbstbewusst, ungebrochen optimistisch.

Napoleons blanke Brust

Die Wirklichkeit war weniger prächtig. Die tausend Mann, die er aus Elba mitgebracht hatte, waren ausser Form. Der letzte Einsatz, die Schlacht bei Paris, lag fast ein Jahr zurück. Wenn die Truppe in der Nacht weiterzog, meist auf Nebenstrassen, um weniger Aufmerksamkeit zu erregen, zerfiel sie bald in kleine Grüppchen. Jeder ging in seinem Tempo. Nur wenige Glückliche hatten ein Pferd.

Einem ersten Hindernis begegnete diese Karawane der Hasardeure am 7. März in Laffrey, rund 270 Kilometer nördlich von Grasse, in der Nähe von Grenoble. Eine Infanterieeinheit des neuen Königs Louis XVIII hatte den Weg abgeriegelt und sollte Napoleon am Weiterkommen hindern, notfalls mit Gewalt.

Was nun passierte, war selbst für dieses unruhige Zeitalter dramatisch: Napoleon ritt vor, hielt eine kurze Rede, erntete aber nur Schweigen. Da riss er seinen Mantel auf, öffnete sein Hemd und rief, mit blanker Brust auf seinem Pferd sitzend, die Soldaten sollten ihn, ihren Kaiser und Souverän, hier und jetzt erschiessen – worauf sie noch warten würden, *allez-y!*

Innert Sekunden schlug die Stimmung um. Die Infanteristen, gerade noch treue Verteidiger der königlichen Ordnung, brachen in Jubel aus, huldigten dem Kaiser («Vive l'empereur!») und

schlossen sich dessen Truppe an. Drei Wochen später betrat Napoleon den Palais des Tuileries und herrschte noch einmal über Frankreich.

Der sogenannte Adlerflug («vol de l'Aigle») zählt zu den grossen Comebacks der Weltgeschichte, auch wenn dieses Comeback nur hundert Tage währte. Im Juni 1815 verlor Napoleon die entscheidende Schlacht von Waterloo gegen die Briten und Preussen. Seine letz-



Sache der nationalen Ehre:

An diesem Punkt stand Napoleon.

ten Jahre verbrachte er in Verbannung auf der Atlantikinsel St. Helena. Einsam starb er 1821.

Besitzer oder Befreier?

Zwei Jahrhunderte später ist Napoleon allgegenwärtig. In Frankreich hat er längst Heiligenstatus. Seine Gebeine werden im Invalidendom zu Paris aufgebahrt, doch sein Ruhm reicht weit über Frankreich hinaus. Mehr als eine Million Bücher soll es über Napoleon geben. Kein anderer Mensch hat mehr Schriftsteller zu Biografien, Romanen und Theaterstücken inspiriert. Allein im Jubiläumsjahr 2021 sind unzählige Werke erschienen.

Dass Napoleon die Menschen immer noch fasziniert, liegt auch an seinem widersprüchlichen Wirken. Rücksichtslos eroberte er fremde Länder und setzte dort bürgerliche Rechte durch. War er Besitzer oder Befreier? Sowohl als auch? Weder noch? Die Historiker streiten sich bis heute.

Auch die Geschichte der Schweiz ist eng mit Napoleon verknüpft. Seine Truppen fie-

len 1798 im Land ein und versetzten der alten Eidgenossenschaft den Todesstoss. Fünf Jahre und zwei Verfassungen später überliess Napoleon die Schweizer genervt sich selber. «Glückliche Ereignisse haben mich an die Spitze der französischen Regierung berufen», erklärte er, «und doch würde ich mich für unfähig halten, die Schweiz zu regieren.» Wenn man so will, räumte er damit erstmals eine Niederlage ein.

Wie ein englischer Bohémien

Dass der Ausgangspunkt seiner Wiederkehr, der grandiose Aussichtspunkt oberhalb von Grasse, heute einem Schweizer gehört, ist so gesehen eine schöne List der Geschichte. Vor fünf Jahren kaufte Lucas Albers das 30 000 Quadratmeter grosse Grundstück, genannt Plateau Napoléon. Dort baut er nun mit einem Partner ein Dörfchen, einen *hameau*, wie es auf Französisch heisst, für Kulturmenschen, Künstler und Lebenskünstler, also für Leute wie ihn selber.

Albers, 60, war Manager des Zürcher Fotografen Michel Comte, arbeitete auch für Franca Sozzani, die ehemalige Chefredaktorin der *Vogue Italia*, die in den neunziger Jahren das Konzept der Supermodels erfand und Mode als Kunst inszenierte. Er reiste um die Welt, besuchte Kunden und Freunde aus der Mode- und Kunstszene und lebte zwischendurch immer wieder auf einem alten Holzschiff vor Cap Ferrat, «low key», wie er sagt, «zum Runterfahren».

Im Auftreten erinnert Albers an die englischen Bohémiens, die an der Riviera hier und dort anzutreffen sind: nachlässig-elegant, unterhaltsam, ausnehmend freundlich. In Wirklichkeit stammt er aus bester Zürcher Familie, mit Vorfahren aus Preussen und den Niederlanden.

Es gibt sogar eine Verbindung zu Napoleon: Ein Vorfahre mütterlicherseits, der Bankier Pierre César Labouchère aus Amsterdam, genoss das Vertrauen des französischen Kaisers und reiste in dessen Auftrag nach London. Dort sollte er die britischen Bedingungen für einen Frieden mit Frankreich sondieren. Der Pass, der dafür nötig war – unterzeichnet von Napoleon persönlich –, gehört heute zum Familienschatz der Barrier (so der Ledigname der Mutter). >>>



Diskreter Universalismus der Schweiz: Kulturunternehmer Albers.



«Gute Leute, gute Zeit»: Albers (r.) mit Pierre Barrier (l.), Jean-Luc Galantini.



Mediterrane Stimmung des Lebens: Steinhaus auf dem Plateau Napoléon.



Marineoffizier und Ehrenlegionär: Vorbesitzer Jean-Paul Guitry.

Inzwischen sind die preussischen Albers und die niederländischen Barrier längst schon in der Schweiz ansässig, wo sie erfolgreich im Immobiliengeschäft tätig sind. Und diese Schweizer Herkunft sollte sich für Lucas Albers beim Kauf des Plateau Napoléon als entscheidend herausstellen.

«Wir Schweizer sind die Besten!»

Schon lange trug er sich mit dem Gedanken, in Südfrankreich einen *hameau* zu bauen. Die Grosseltern Barrier besaßen ein Ferienhaus in La Roquette-sur-Siagne, zwischen Cannes und Grasse. Dort verbrachte Albers von frühester Kindheit an die Sommerferien. Er bezeichnet sich als «Kind der Côte d'Azur», kennt die Gegend so gut wie seine Zürcher Heimat und fühlt sich ihr mindestens so verbunden.

Irgendwann machte er sich auf die Suche nach Bauland, liess seine Kontakte spielen, ohne etwas zu finden, was ihn überzeugte. Dann, im Mai 2016, rief ihn ein Mann an, der sich als Immobilienmakler vorstellte. Ob er der Schweizer sei, der ein Grundstück suche?

Ein paar Tage später betrat Albers das Plateau Napoléon und war überwältigt: diese Weite, der Ausblick! «Ich kenne mich hier wirklich gut aus. Du findest zwischen Nizza und Saint-Tropez keine drei Parzellen, die so etwas bieten.»

Auf dem Rundgang über das Gelände fiel ihm ein alter, verwitterter Mann mit einer Hacke in der Hand auf. «Ist das der Gärtner?», fragte Albers den Makler.

«Nein, das ist der Besitzer», sagte der Makler.

Albers ging auf den alten Mann zu. «Entschuldigen Sie, Monsieur, erlauben Sie mir eine ehrliche Bemerkung: Dieses Grundstück zu verkaufen, ist verrückt!»

Der Besitzer musterte Albers. «Wer sind Sie? Woher kommen Sie?»

«Ich bin Schweizer.»

«Schweizer? Das ist nicht schlecht.»

«Was heisst «nicht schlecht»? Wir Schweizer sind die Besten!», sagte Albers grinsend, und man muss sich seinen jugendhaften Charme dazu denken.

Der Besitzer, kein Mann überschäumender Gefühle, erlaubte sich ein Lächeln. Das Eis war gebrochen. Man kam miteinander ins Gespräch.

Der Mann hiess Jean-Paul Guitry und hatte in eine alte Parfümeur-Familie aus Grasse eingehiratet. Diese war seit Jahrhunderten im Besitz des Grundstücks. Ein Vorfahre hatte Napoleon und dessen Soldaten noch persönlich das Tor geöffnet.

Inzwischen lebte Guitry allein auf dem Plateau. Die Ehe mit der Parfümeur-Tochter war unglücklich verlaufen, irgendwann hatte er das Grundstück übernommen. Nach zehn Minuten wollte er von Albers wissen: «Und, nehmen Sie es?»

«Was nehmen?», fragte Albers.

«Das Grundstück.»

«Ja, ich würde es gerne nehmen.»

«Gut, dann ist ja alles besprochen. Es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen, Monsieur.»

Albers erinnert sich: «Ich ging zurück zum Makler und sagte ihm, wir hätten einen Deal. Der Mann meinte, ich mache einen Witz.»

Eines Tages erschien ein Niederländer. Er sei bereit, das Dreifache zu bezahlen.

Normalerweise scheuchte Guitry die Interessenten sofort vom Hof, obwohl er seinen Besitz ja verkaufen wollte.»

Guitry hatte Karriere in der französischen Marine gemacht, bekleidete zuletzt den Rang eines Kapitäns zur See. Darüber stehen nur noch die Admiräle. Ausserdem war er Mitglied der Ehrenlegion und Napoleon-Verehrer. Aus seiner Sicht konnte es kaum einen besseren Besitzer für diese heiligen Haine der Bonapartisten geben als ihn selber.

Der Makler wollte von Albers wissen: «Was haben Sie zu ihm gesagt?»

Albers antwortete: «Ich sagte ihm, ich sei Schweizer.»

Anruf auf dem Schiff

Die Schweizer, so erzählt es Albers nun fünf Jahre später, hätten an der Côte d'Azur einen ausgezeichneten Ruf. Sie gälten als ehrlich und zuverlässig. Die Gegend leide unter Bausünden und Missmanagement. Oft hätten Immobilienentwickler den Leuten vor Ort das Blaue vom Himmel versprochen, ohne einen Bruchteil

davon einzuhalten. «Guitry dachte sich wohl, der Schweizer wird es schon recht machen.»

Offenbar war sich Guitry der Sache sicherer als Albers selber. Ein paar Tage nach diesem Treffen im Mai 2016 erhielt Albers einen Anruf – er war gerade auf seinem Schiff vor Cap Ferrat. Der Makler teilte ihm mit, er würde nun den Verkauf in die Wege leiten. Das ging Albers dann doch etwas schnell. «Lassen Sie mich das bitte nochmals überlegen», sagte er.

«Wenn Sie sich das nochmals überlegen wollen, zieht sich Guitry zurück – das gebe ich Ihnen schriftlich», erwiderte der Makler. «Er wäre in seinem Stolz verletzt. Er will Ihnen das Plateau Napoléon verkaufen, das ist für einen Patrioten wie ihn eine Sache der nationalen Ehre, verstehen Sie? Sie müssen sich entscheiden, und zwar jetzt.»

Albers erbat sich fünf Minuten Bedenkzeit, setzte sich mit einem Kaffee auf das Deck seines Schiffs und schaute auf die Küste – mediterrane Stimmung des Lebens. Dann nahm er das Telefon in die Hand: «Also gut, ich kaufe es.»

«Gratulation, Sie sind der neue Besitzer des Plateau Napoléon.»

Hotel, Restaurant, 42 Häuser

Bald sprach sich die Sache herum. Eines Tages erschien ein Niederländer bei Guitry. Er sei bereit, das Dreifache zu zahlen. Noch könne man den Verkauf an den Schweizer abblasen, das Ganze sei ja erst mündlich vereinbart. Guitry belehrte ihn, was das Wort eines französischen Offiziers und Mitglieds der Ehrenlegion wert sei, und wies ihm die Tür.

Mit der Zeit entwickelte sich zwischen dem verschlossenen Guitry und dem offenen Albers eine Freundschaft. Die beiden trafen sich regelmässig, tranken Wein, sprachen über das Leben und das Bauprojekt. Manchmal schwiegen sie auch einfach.

Schliesslich entschied sich Albers, ein Stück der Parzelle auszuweisen, ein Haus darauf zu bauen und es Guitry zu schenken. Er sollte ein Teil des neuen Dörfchens werden, «weil er einfach auf das Plateau gehört», wie es Albers in der Gegenwartsform formuliert. Noch ist es für ihn schwer zu fassen: Jean-Paul Guitry starb am 24. Juni 2021 im Alter von 82 Jahren.

Immerhin hat der alte Mann noch mit Genugtuung erleben dürfen, was Albers auf seinem



«Etwas schaffen, was 200 Jahre überdauert»: Albers im Malatelier des «Espace de l'art Concret».

geliebten Plateau plant: ein *hameau* mit 42 Häusern. Das alte Steinhaus, wo Guitry wie ein Einsiedler lebte, wird zum Hotel und Restaurant umfunktioniert. Ein Park und ein Pool ergänzen die Anlage. «Mein Konzept ist einfach», sagt Albers: «Gute Leute sollen hier oben eine gute Zeit miteinander verbringen können.»

Die Häuser werden vermietet, an Feriengäste, teils auch an Dauerbewohner. Baubeginn ist im September. Im Frühjahr 2023 soll das Dörfchen stehen. Albers wird dann selber ein Haus beziehen und seinen Lebensmittelpunkt auf dem Plateau haben.

Lange hat er an seinen Plänen gefeilt, unterstützt von seinem Onkel Pierre Barrier, einem Schweizer Immobilienunternehmer mit viel Auslanderfahrung, und dem *Grassois* Jean-Luc Galantini, einem Baufachmann mit besten Kontakten vor Ort. Die beiden haben das Projekt mitgestaltet.

Albers konnte jeden Rat gebrauchen. Der Weg durch die französische Bürokratie war abenteuerlich wie ein Adlerflug und entwickelte sich zur Vollzeitaufgabe: Achtzehn Ämter mussten ihr Einverständnis zum Bau geben.

Am wichtigsten war die Zustimmung der Feuerwehr. Sie hat im waldbrandgefährdeten Südfrankreich faktisch das letzte Wort in Baufragen und verlangte Zisternen auf dem Plateau, damit im Notfall genügend Wasser vorhanden ist, zudem eine befahrbare Strasse auf dem gan-

zen Grundstück. Andernfalls würde man die Baubewilligung verhindern.

Albers kam den kostspieligen Wünschen nach. Die Zisternen und die Strasse sind bereits gebaut, zur Freude der Feuerwehr. Sie lobt das Projekt auf dem Plateau Napoléon in ihrem Jahresbericht als vorbildlich. Solche Beispiele dürfte Albers gemeint haben, als er sagte, die Schweizer hätten an der Côte d'Azur einen ausgezeichneten Ruf.

Kunst im Schloss

In seinem Fall geht die Sache noch weiter. Die Familie Albers ist in der Gegend von Grasse ähnlich bekannt wie in Zürich, wo sein Vater Uli Albers einmal Mitbesitzer des Schweizer Fussball-Rekordmeisters GC war. In Südfrankreich steht der Name Albers für Kunst.

Sybil Albers-Barrier, die Mutter von Lucas und seinen drei Geschwistern, lebte lange mit dem Zürcher Maler und Plastiker Gottfried Honegger zusammen. Vor dreissig Jahren vermachten die beiden einen Grossteil ihrer Kunstsammlung dem französischen Staat. Dieser stellte das Château de Mouans-Sartoux bei Grasse als Museum zur Verfügung.

Die Collection Albers-Honegger, auch als Espace de l'art Concret bekannt, umfasst bedeutende Werke moderner und konkreter Kunst, darunter von Jean Arp, Joseph Beuys, Max Bill, Sam Francis, Man Ray, Gerhard Rich-

ter und Andy Warhol. Zum Museum gehört auch ein Malatelier, was Künstler Honegger ein besonderes Anliegen war.

Dieses Vermächtnis will Lucas Albers auf dem Plateau Napoléon weiterführen: Ein Haus soll jungen Künstlern zur Verfügung stehen. Drei Monate werden sie dort ihrer Arbeit nachgehen können – malen, schreiben, komponieren.

Früh schon kam Albers mit dieser Welt der Kunst in Kontakt. Er, der in Zürich beim Vater aufwuchs, war oft bei seiner Mutter und ihrem Partner in Frankreich zu Gast. Dort gingen Künstler ein und aus, vor allem «die beiden Maxe», wie Albers sie nennt, der Schriftsteller Max Frisch und der Bildhauer Max Bill.

Albers übernahm später einen Teil der Kunstsammlung und wird sie auf dem Plateau Napoléon voraussichtlich im alten Steinhaus ausstellen. Zudem plant er ein ganzjähriges Kulturprogramm für die Besucher und Bewohner der Anlage.

Wichtig sei ihm, das Erbe der Region mit seiner Herkunft zu einem stimmigen Ganzen zu vereinen: die Sammlung der Mutter und den diskreten Universalismus der Schweiz mit der faszinierenden Geschichte Napoleons und der einzigartigen Pflanzenwelt, die Grasse zur Welthauptstadt der Parfümindustrie werden liess.

Dieser Reichtum der Natur ist auf den ersten Blick sichtbar. Wer nach den Spuren Napoleons sucht, muss schon genauer hinsehen. Eine Eiche ist dem Kaiser gewidmet («le chêne impérial»). An anderer Stelle steht ein Figürchen auf einem Strunk. Es zeigt Napoleon hoch zu Ross, mit wehendem Mantel, nach dem berühmten Gemälde von Jacques-Louis David.

Rat des Yogi

Inzwischen ist es Abend geworden, Zeit für letzte Fragen. Was will Albers erreichen? Weshalb steckt er so viel Zeit, Energie und wohl auch Geld in das Plateau Napoléon?

Albers überlegt einen Moment. Er gehe jedes Jahr zu einem Yogi nach England. Einmal habe er diesen gefragt, was der Sinn des Lebens sei. Der Yogi antwortete, ohne zu zögern: «Etwas zu schaffen, was 200 Jahre überdauert.»

Albers lächelt. «Das kann man natürlich unsinnig finden. Allein schon diese Zahl, 200 Jahre, ist willkürlich. Trotzdem ist mir der Satz in Erinnerung geblieben. Wenn ich mir vorstelle, dass in 200 Jahren hier oben Menschen miteinander ins Gespräch kommen und an ihrer Kunst arbeiten, dann motiviert mich das, gibt meinem Tun einen Sinn.»

Der Zufall will es, dass Napoleon vor genau 200 Jahren starb. Zuvor hatte er die Geschichte noch einmal herausgefordert, zum Adlerflug angesetzt, auf diesem berückend schönen Plateau, wo jetzt die Dämmerung einsetzt. Nun liegt die Zukunft dieses französischen Kulturguts in den Händen eines Schweizer. Und das wiederum ist kein Zufall.



Die Zentralbanken schiessen erneut aus allen Rohren.

Geldpolitik in der Sackgasse

Zentralbanken bringen mit ihrer Dauerstimulierung Unsicherheit in die Wirtschaft. Ihre Orientierungslosigkeit verhindert eine Rückkehr zur Normalität.

Ernst Baltensperger

Mit der Finanz- und Wirtschaftskrise vor gut zehn Jahren sind die Zentralbanken weltweit enorm gefordert worden. Sie haben mit einem historisch einzigartigen Mitteleinsatz reagiert. Ihre Geldpolitik ist zum Tummelplatz der Experimente geworden. Sie haben die Zinsen auf historische Tiefstwerte gesenkt und eine fast beispiellose monetäre Expansion geschaffen: Zentralbankbilanzen, Geldmengen, Liquiditätsversorgung sind weltweit explosiv angestiegen. Die Corona-Krise der Gegenwart hat diese Tendenz noch verstärkt. Schüchterne Versuche, aus der Krisenpolitik endlich auszusteigen, hat sie im Keim erstickt. Die Zentralbanken schiessen erneut aus allen Rohren.

Was ist schiefgelaufen?

Mit dem Ergebnis ist trotzdem niemand so recht zufrieden, nicht zuletzt die Zentralbanken selber. Zwar haben sie bewirkt – oder zumindest dazu beigetragen –, dass aus den beiden Krisen nicht schwere Depressionen geworden sind. Doch ein anhaltender Aufschwung und eine Rückkehr zu wirtschaftlicher Normalität sind daraus nicht entstanden. Das viele Geld bleibt bei den Banken und auf anderen Konten liegen

oder fließt in bereits bestehende Vermögenswerte wie Immobilien und Aktien. Den Weg zu Investitionen und Konsum und damit zur laufenden Produktion findet es aber nicht. Die Volkswirtschaften sind scheinbar endlos auf monetäre Dauerstimulierung angewiesen. Was ist hier schiefgelaufen?

Meine These ist, dass es der Geldpolitik der Gegenwart an langfristiger Konsistenz und Glaubwürdigkeit mangelt. Politik muss glaubwürdig sein, will sie erfolgreich wirken. Ihre Handlungen müssen in einen konsistenten Rahmen eingebettet sein, der nicht nur heute, sondern auch in der Zukunft gilt. Sonst trägt sie den Keim langfristiger Unsicherheit und Zweifel in sich. Diese belasten auch die Wirksamkeit der Politik in der kurzen Frist. Die Wirtschaftspolitik der Gegenwart, auch jene der Zentralbanken, wird dieser Grundeinsicht nicht gerecht. Sie ist auf Dauer nicht vereinbar mit den Zielen, denen sie verpflichtet ist.

Die extrem expansive Geldpolitik der Gegenwart lässt sich nicht endlos weiterführen. Das weiss im Grunde jeder. Während der eigentlichen Krisen war diese Politik ohne Zweifel richtig. Doch die Zentralbanken haben nach der

Finanzkrise viel zu lange an ihr festgehalten. Es sieht alles danach aus, dass dies nach der Corona-Krise erneut der Fall sein wird. Die Zentralbanken haben sich in eine Sackgasse verrannt, aus der sie den Ausweg nicht finden. Sie haben Erwartungen geschaffen, die sie auf Dauer nicht erfüllen können. Das untergräbt ihre Glaubwürdigkeit. Kaum jemand kann glauben,

Meine These ist, dass es der Geldpolitik der Gegenwart an Konsistenz mangelt.

dass ein dauerhaftes Zinsniveau von null und zunehmend aufgeblähte Zentralbankbilanzen konsistent mit ihrem zentralen Auftrag für Geldwertstabilität sind.

Die Wirtschaftsteilnehmer spüren, dass diese Politik über kurz oder lang korrigiert werden muss. Zeitpunkt und genaue Form solcher Korrekturen bleiben aber bis heute ungewiss. Die Zentralbanken lassen dazu kaum etwas Verbindliches verlauten. Sie sprechen zwar gerne von «Forward Guidance», mit der sie die Märkte über eine geschickte Kommunikation auf die Zukunft vorbereiten und lenken wollen. Doch

ihre «Forward Guidance» beschränkt sich praktisch ausnahmslos auf die kurze Frist. Sie erschöpft sich darin, die Märkte davon zu überzeugen, dass die derzeitige Politik noch sehr lange weitergeführt werden wird. Eine Perspektive für die lange Frist bietet sie kaum.

Der Strategiewechsel, den die amerikanische Zentralbank im letzten Herbst angekündigt hat und dem jetzt auch die Europäische Zentralbank nacheifern will, liegt ganz auf dieser Linie. Die Fed will ihr Inflationsziel von 2 Prozent künftig «symmetrisch» implementieren, so dass eine «zu tiefe» Inflation in gewissen Phasen durch ein Überschiessen des 2-Prozent-Ziels in anderen Jahren ausgeglichen wird. Das Inflationsziel soll also nicht mehr für jedes Jahr einzeln gelten, sondern nur noch als Durchschnitt über einen gewissen (bisher nicht einmal näher bestimmten) Zeitraum.

Inflation oder Deflation

Die Fed will sich damit die Freiheit schaffen, ihren extrem expansiven Kurs auch dann fortsetzen zu können, wenn ihr Inflationsziel von 2 Prozent eigentlich erfüllt oder gar übertroffen ist. Sorgen darüber, dass dadurch die Inflationserwartungen von ihrer Verankerung gelöst und eine gefährliche Inflationsspirale verursacht werden könnte, macht sie sich keine. Vor noch nicht allzu langer Zeit galt es als Binsenwahrheit, dass Geldpolitik vorausschauend handeln muss. Sie unterliegt schwer vorhersehbaren und teilweise langen Verzögerungen. Diese historisch vielfach belegte Einsicht wird heute in den Wind geschlagen. Man glaubt, eine Beschleunigung der Inflation jederzeit leicht kontrollieren zu können, auch wenn sie bereits in Gang ist.

In krassem Gegensatz dazu befürchtet die Fed, dass schon die geringste Zielabweichung nach unten eine unheilvolle Deflationsdynamik auslösen könnte, die nur schwer wieder eindämmbar wäre. Dass ausufernde Inflation historisch weit häufiger aufgetreten ist als Deflation, wird ignoriert. Angesichts dieser Asymmetrie in der Gewichtung von Inflations- und Deflationsgefahren ist klar, dass die neue Strategie wohl nur für die gegenwärtige Phase «zu niedriger» Inflation gedacht ist. Sollte die Inflation in Zukunft einmal erneut während einiger Jahre über dem Zielwert liegen und sich diesem trotz restriktiver Politik nur langsam wieder nähern, wird die Fed kaum geneigt sein, zum Ausgleich später eine Inflation unter dem Ziel anzupeilen. Die neue Strategie wird dann rasch wieder vergessen sein.

Was hier als Strategieänderung angekündigt wird, ist leicht durchschaubar als plumpes Mittel dazu, den Toleranzzeitraum für die gegenwärtige Politik auszudehnen und unangenehme Entscheide in eine unbestimmte Zukunft zu verschieben. All dies schafft enorme Unsicherheit für die Finanzmärkte und die

Volkswirtschaft. Wenn allein die unverbindliche Aussage einiger weniger Fed-Repräsentanten, dass sie sich bis Ende 2023 (also über die nächsten zweieinhalb Jahre!) einen oder vielleicht zwei kleine Zinserhöhungsschritte vorstellen könnten, die Märkte in Aufruhr versetzen kann, so spricht dies Bände. Die

Die Marktteilnehmer spüren, dass die Zentralbanken die Kraft nicht finden, Korrekturen durchzuführen.

Marktteilnehmer spüren, dass die Zentralbanken die Kraft nicht finden (wollen), die notwendigen Korrekturen durchzuführen. Sie fürchten deren Konsequenzen, nämlich Zinserhöhung und Zerfall jetzt aufgeblähter Vermögenspreise, und deren Folgen für die Banken, den Finanzsektor und die Staatsfinanzen. Sie fürchten auch (mit guten Gründen) Vorstellungen künftiger Formen der Geldpolitik, die in gewissen Kreisen zunehmend salonfähig werden und die Geldpolitik verstärkt fiskalischen Motiven unterwerfen würden, wie die «Modern Monetary Theory» (MMT) und «Helikoptergeld».

Wo bleibt die Glaubwürdigkeit?

Unsicherheiten dieser Art stellen für die Volkswirtschaft eine schwere Belastung dar. Deren Akteure wissen nicht, für welche Zukunft sie planen. Vertrauen kann so nicht entstehen. Für Konsum und Investitionsbereitschaft ist ein solches Umfeld Gift. Die zunehmende Verquickung der Zentralbank- und der Finanzpolitik der Staaten ist besonders heikel, macht sie doch die Gefahr einer Dominanz der Fiskal über die Geldpolitik sehr real.

Es ist nicht überraschend, dass die Geldpolitik in einem solchen Umfeld trotz aller Anstrengung und milliardenschwerer Wertpapier-Kaufprogramme nicht in der Lage ist, die Volkswirtschaft zur wirtschaftlichen Normalität zurückzuführen und einen Zustand voller Kapazitätsauslastung wiederherzustellen, der ohne permanente Stimulierung durch eine exzessive Geld- und Finanzpolitik bestehen kann. Es ist auch kein Wunder, dass in diesem Umfeld die von den Zentralbanken geschaffenen riesigen Geldbestände ihren Weg nur schwer in die Realwirtschaft finden und eine Inflation der Güterpreise deshalb bisher ausgeblieben ist.

Die Rückkehr zu einer bescheideneren, dafür aber langfristig konsistenten und vertrauenswürdigen Zentralbankpolitik wäre höchst wünschenswert. Sie gäbe der Geldpolitik die Glaubwürdigkeit zurück, die sie für ihre Wirksamkeit braucht.

Ernst Baltensperger ist emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Bern.



OBJEKT DER WOCHE

Gesprächsstoff garantiert

Bond-Frottee-Einteiler
Online für 345 Pfund erhältlich

Das Baby-Hellblau und die Form dieses flauschigen Sommeranzugs erinnern eigentlich mehr an einen Strampler. Zur richtigen Zeit am richtigen Ort vom richtigen Mann getragen, ist ihm eine gewisse Virilität aber nicht abzusprechen. Selbst wenn Sean Connery (in «Goldfinger», 1964) darin auftaucht, fragt man sich, ob diese Frottee-Mode nun einfach nur zum Lachen oder doch unwiderstehlich sei. Stilsicherheit ist auch die Kunst der Irritation. Auf Bond-Girl Jill Masterson (Shirley Eaton) wirkte der Einteiler mit der goldenen Schnalle beim nachmittäglichen Treffen im Hotel «Fontainebleau» unter der Sonne Miamis jedenfalls magisch.

Jetzt ist das extravagante Bademäntelchen an die Strände dieser Welt zurückgekehrt. Man kann durchaus von einem kleinen Kult sprechen, denn der «Goldfinger Onesie – 007 Riviera Towelling All-in-One» der britischen Marke Orlebar Brown (orlebarbrown.com) ist seit der Neulancierung hochgefragt und immer wieder ausverkauft. Beim Schreiben dieser Zeilen hatte es gerade noch ein Stück auf Lager – in XXL –, und auf E-Bay bot ihn jemand für 1500 Dollar an. Mit etwas Glück erhalten Sie ihn vielleicht gerade noch rechtzeitig für die letzte Ferienwoche. Gesprächsstoff wäre garantiert.

Frauen, die sich am Pool an einen hellblauen Frottee-Herrn schmiegen, müssen einfach aufpassen, dass sie nicht plötzlich vergoldet im Hotelbett liegen.

Benjamin Bögli

«Es macht mir Spass, älter zu werden»

Seit die Walliserin Stefanie Heinzmann 2008 eine deutsche Castingshow gewann, ist sie im Musikgeschäft präsent. Was ist ihr Rezept?

Anton Beck

Wer sich ihre neusten Talkshow-Auftritte ansieht, hört Stefanie Heinzmann oft über die Hochs und Tiefs der letzten Jahre sprechen, über ihre Jugend, die Therapien, den steilen Erfolg, den Trott von Album für Album. Auch über ihre neue Frisur, kurzgeschoren und blondiert, spricht sie gerne. Dieses Selbstbewusstsein passt so gar nicht zur Zerbrechlichkeit, von der sie erzählt, und womöglich schafft genau das die Faszination, die Heinzmann dieser Tage ausstrahlt.

Zugegeben war diese Ambivalenz ein Prozess, der erst daraus erwachsen musste. 2008 war sie, gerade mal achtzehn Jahre alt, vor allem das immer strahlende Stimmwunder aus dem Wallis, das eine Castingshow von Talkmaster Stefan Raab gewann. «My Man Is a Mean Man» ist noch heute ein Song, den selbst die erkennen, die sich wenig mit der Sängerin befasst haben. «Wenn man achtzehn ist und etwas passiert, denkt man, die Welt geht unter. Mit der Zeit pendelt sich das aber ein, und ich arbeite auch viel daran. Früher waren es Therapien, heute gehe ich zur Akupunktur, und ich schaue mir genau an, warum ich auf gewisse Dinge so reagiere, wie ich reagiere», sagt sie, als wir uns in Zürich treffen.

Verdächtig tanzbar und mitreissend

Sie wirkt ruhig, fast entspannt. Etwas müde sei sie, sagt Heinzmann an jenem Mittag vor dem «Kaufleuten». Der Hoodie, den sie trägt, ist hell, aber nicht ganz weiss, als sei er von den Turbulenzen einiger Waschgänge geprägt. Tatsächlich aber gehört sich das so, es ist Absicht, der Pulli ist weder verwaschen noch verwittert, vielmehr liegt im Trüben eine gewisse Ästhetik – wie auch in «Labyrinth», Heinzmanns neuestem, sechstem Studioalbum. Dafür, dass das Album während einer der grössten Krisen der jüngeren Zeit entstand, wirkt die Stimmung, die es transportiert, verdächtig tanzbar und mitreissend. Nur zwischen den Zeilen versteckt sich der Trübsinn. «Is it human nature to think the mirror hates ya?» Oder: «Try and make it to the weekend without waking up my demons.»

Gerade im Musikgeschäft ist es wichtig, diese Dämonen immer im Auge zu behalten. Wenn

sich Termin an Termin reiht und die Emotionen im Stundentakt wechseln. Adrenalin vor dem Auftritt, Müdigkeit danach, dann wieder auf Reisen, Leute treffen, auftreten, im Rampenlicht stehen, schlafen gehen. Auch wenn es noch immer wenige Auftritte seien, sagt Heinzmann und bestellt einen Salat, sei sie seit Januar eigentlich immer unterwegs.

Stört es sie, dass alles so getaktet ist? «Es ist einfach so, wie es ist, ich hinterfrage das auch nicht. Die Müdigkeit, die ich beispielsweise heute spüre, ist nicht schlimm, weil ich ja trotzdem zufrieden bin.» Klingt «Labyrinth» deshalb so enthusiastisch? «Ja, weil ich das brauche, weil ich mich nicht selbst in ein Loch hinunterziehen, sondern mir sagen will, dass ich das schaffe.»

Ein Konzeptalbum ist «Labyrinth» trotzdem nicht, dafür aber gewissermassen ein Pandemiealbum. «Ich hatte gar kein Konzept, weil ich gar

«Der Mensch braucht eben nicht nur Essen und Schlaf, sondern viel mehr.»

kein Album geplant hatte. Ich ging ins Studio, weil ich nichts zu tun hatte, und wir wussten ja alle nicht, wie lange das alles dauern würde.» Mit «das alles» meint sie das vergangene Jahr, eine Zeit, die sie als ein «Auf und Ab» bezeichnet. «Es waren alle Emotionen dabei. Grundsätzlich bin ich ein Mensch, der die Sachen so nimmt, wie sie sind.

Beim ersten Lockdown wusste man nicht, was passieren würde, ich glaubte noch, dass ich im Sommer wieder auf Tour sein würde.» Tatsächlich gab sie jedoch nur zwei von geplanten vierzig Shows. «Ich versuchte aber nicht, den Shows nachzutruern, die ich nicht machen konnte. Ständiges Trübsalblasen ändert die Situation nicht und hilft niemandem.» Also ging Heinzmann ins Studio. Im Dezember erschien ein Unplugged-Album und im Mai dann eben «Labyrinth». Dazu kamen die Vorbereitungen für die TV-Show «Sing meinen Song», ein Format, das es in mehreren Ländern gibt: Die teilnehmenden Musiker covern gegenseitig ihre Lieder. So war Heinzmann auch erstmals auf Deutsch zu hören – sie coverte «Signal» des Popsängers Joris. Ein deutschsprachiges Heinzmann-Album ist so bald trotzdem nicht zu erwarten, die Sprachbilder, die sie auf Englisch finde, überzeugten sie mehr. Doch so leichtfüssig sie erzählt: Die Probleme schimmern durch, mit denen viele in der Musikbranche im Jahr 2020 zu kämpfen hatten. «Die Kulturbranche hatte keinen Stellenwert mehr, und gleichzeitig stiegen die Depressionsraten. Der Mensch braucht eben nicht nur Essen und Schlaf, sondern viel mehr. Kultur wurde als nicht systemrelevant dargestellt, das finde ich sehr fahrlässig.»

Heinzmann erwähnt, dass sie die Aktionen von «Alarmstufe Rot», einer Kulturprotestaktion in Deutschland, die unter anderem Theater rot beleuchtete, interessant gefunden habe. «Aber von einer Woche Medienpräsenz leben die Leute in der Kulturbranche trotzdem nicht. Ich will nicht sagen, dass solche Aktionen unnützlich seien, aber grundsätzlich gibt es zu wenig Respekt der Kultur gegenüber.» Sie erzählt von einem Dienstleister, der mit ihr zusammenarbeite und in Deutschland die Unterstützungsbeiträge beantragt, aber nie bekommen habe mit der Begründung, er könne doch auf Messen arbeiten. Wie geht man damit um? «Weiterarbeiten und ab und zu mal anrufen und fragen, wo man helfen kann. Ich hätte mir eine Aktion gewünscht, dass beispielsweise während des Lockdowns im TV oder im Radio mal eine Woche Konzerte zu hören oder sehen gewesen wären. Wir konsumie-





Spiel mit der Identität : Popstar Heinzmann.

ren ständig Musik, aber vielen ist nicht bewusst, dass die ja irgendwo entstehen muss.»

Wie zäh das sein kann, wurde ihr 2019 bei der Aufnahme zu ihrem vorletzten «All We Need Is Love»-Album bewusst: «Ich habe dafür sehr lange gebraucht, und ich begann alles zu hinterfragen. Mir wurde alles zu viel, ich hatte das Gefühl, ich lasse die Musik sein.» Drei Monate lange hat Heinzmann nicht gesungen, auch keine Musik gehört. Was half, war die Ruhe, eine Auszeit, mehr Fokus auf das Privatleben. All das hört man dem Album an, bereits die erste Zeile ist eine Kampfansage an die schwierigen Jahre davor: «Hello, it's me again, sorry I took so long.» Das Album klingt schlichter, die Melodien sind klarer, als sei jeglicher Ballast abgeworfen worden. Man glaubt ihr, wenn sie singt: «It's like coming up for air after diving for a lifetime.»

Sie hat noch einige weitere Medientermine, wir zählen und machen uns auf ins nahe Grüne,

wo die Fotografin auf uns wartet. Heinzmann sagt, es sei tatsächlich interessant, wie «Labyrinth» eine Art Fortsetzung des vorherigen Albums war, dieses sei gar nicht geplant gewesen. Sie sagt auch, sie sei kein Mensch, der Ziele abarbeiten wolle; die Vorstellung, dieses und jenes noch machen zu müssen, stresse sie nur.

«Meine besten Freunde»

Wer Heinzmann trifft, bekommt den Eindruck, dass es ihr jetzt, in dieser Lebensphase, mehr denn je darum geht, das Gleichgewicht zu halten, sich nicht aus der Bahn werfen zu lassen. Freundschaften geben ihr Stabilität, ihre Teenie-Clique etwa, die Heinzmann noch immer zusammenhält. «Das sind nach wie vor meine besten Freunde. Die habe ich alle so mit vierzehn oder fünfzehn kennengelernt», sagt sie. «Meine Musik spielt bei ihnen nicht so eine grosse Rolle. Sie sind aber sehr *supportive*.»

Heinzmann hört seit sechs Monaten nur ein einziges Album: «Bury the Moon» des isländischen Singer-Songwriters Asgeir, eine sanfte Stimme, die zu einer Akustikgitarre schwebt. Die Sängerin liest auch viel, kramte vorhin am Tisch Robert Galbraiths «Der Seidenspinner» aus ihrem Rucksack. Galbraith ist ein Pseudonym der «Harry Potter»-Schöpferin J. K. Rowling, unter dem diese Krimis veröffentlicht werden, eine Art Spiel mit der Identität – wie alles in den Künsten ein ständiges Spiel ist, eine Entwicklung und Veränderung, weil ohnehin nichts jemals wirklich lange bleiben wird. Oder wie Stefanie Heinzmann sagt: «Es macht Bock, sich weiterzuentwickeln. Darum macht es mir auch Spass, älter zu werden, weil ich merke, dass das Leben einfacher wird.» Wie geht das konkret? «Als Musikerin ist man definitiv sensibel, und es hilft, wenn man nicht alles so persönlich nimmt.»

«Waffe für eine zeitgenössische Schlacht»

Der britische Moraltheologe Nigel Biggar misstraut den Kolonialismuskritikern. Es gehe ihnen um die Gegenwart, nicht um die Vergangenheit.

Rolf Hürzeler

Der Theologe und Ethikprofessor Nigel Biggar von der Oxford-Universität ist ein Mann, der keine Auseinandersetzung scheut. So setzt er sich derzeit mit Mitstreitern wie dem konservativen Publizisten Toby Young für die Freiheit der akademischen Forschung und Lehre ein, die er durch die Cancel-Culture zusehends bedroht sieht – «auch wenn es hoffnungsvolle Zeichen der Besserung gibt».

Streit um Rhodes

Er selbst musste schon den Unmut und die Drohungen aktivistischer Studenten an der Universität Oxford erfahren. Als diese eine Statue in Erinnerung an den Kolonialisten Cecil Rhodes im Oriel College niederreißen wollten, stellte er sich dem Ansinnen mutig entgegen. Denn Rhodes habe sich bei der Entwicklung Südafrikas bleibende Verdienste erworben und sei kein Rassist gewesen. Das betrifft einen der Kernpunkte des neuen Buchs «Colonialism – The Moral Reckoning» («Moralische Abrechnung mit dem Kolonialismus») des 65-jährigen Oxford-Professors. Das im kommenden Frühjahr erscheinende Werk konzentriert sich auf die Debatte rund um den britischen Kolonialismus. Bei diesen Streitereien gehe es nur vordergründig um die Vergangenheit, sagt Biggar. Vielmehr stehe die unterschiedliche Bewertung der politischen Weltordnung nach 1945 unter westlicher Führung zur Diskussion. Der britische Kolonialismus war laut Biggar eine Voraussetzung für die politische angloamerikanische Dominanz in der Nachkriegszeit.

Nigel Biggar hat seit 2007 den prominenten Lehrstuhl Regius Professor of Moral and Pastoral Theology am Christ-Church-College inne. Das Amt geht auf einen Parlamentsbeschluss im Jahr 1840 zurück und gilt in der Anglikanischen Kirche als wegweisend in theologischen Fragen.



Pflicht zur Schuld?
Nigel Biggar.

Weltwoche: Wo sind Ihres Erachtens die positiven Aspekte des Kolonialismus?

Nigel Biggar: Statt einer Antwort möchte ich den afrikanischen Nationalisten Chinua Achebe zitieren. Er schrieb ein Jahr vor seinem Tod im Jahr 2013 in seinem Essay «There Was a Country: A Personal History of Biafra»: «Es tönt nach Häresie. Aber die Briten verwalteten ihre Kolonie Nigeria mit angemessener Sorgfalt. Ein hochkompetentes Beamtenkader wusste genau, wie man ein Land führen muss.»

Weltwoche: Was meinte Achebe damit?

Biggar: Eine Reihe von Errungenschaften, die neben den negativen Seiten des Kolonialismus vergessen gehen. Die Europäer versuchten zumindest

immer wieder, die innerafrikanischen Konflikte einzudämmen. Mancherorts gingen die Kolonialisten im 19. Jahrhundert gegen die Sklaverei vor und verhinderten den Menschenhandel. Dazu kommen Erneuerungen wie der Ausbau einer Infrastruktur, etwa die Eisenbahn in Ostafrika. Die Europäer verbesserten zudem das Gesundheitswesen in weiten Teilen Afrikas und trugen zur Ausbildung der Einheimischen bei.

Weltwoche: Ist die Vergangenheit für Kolonialismuskritiker ein Vorwand, um aktuelle politische Ziele umzusetzen?

Biggar: Viele Kritiker setzen den Kolonialismus mit Sklaverei gleich. Sie karikieren damit die Vergangenheit und missbrauchen sie, um ihre aktuelle politische Agenda durchzusetzen. Die koloniale Vergangenheit dient ihnen als Waffe für eine zeitgenössische Schlacht.

Weltwoche: Die Deutschen bezahlen Namibia Geld wegen ihrer kolonialen Vergangenheit.

Biggar: Ich habe von der deutschen Entschädigung für die Herero gehört. Aber gab es darüber wirklich eine breite politische Debatte?

Weltwoche: Es war eine Art Schuldbekennnis für die Taten deutscher Urgrossväter, wenn auch kein offizielles.

Biggar: Der amerikanische Politologe Bruce Gilley von der Portland University hat ja verschiedentlich festgehalten, dass sich die Deutschen keineswegs so schuldig fühlen müssten, wie sie das gerne tun. Ich habe den Eindruck, dass sich eine linksliberale Elite dazu verpflichtet fühlt, schuldig zu sein. Ich sehe das in Grossbritannien täglich. Die Verantwortlichen des National Trust [Stiftung für den Schutz kultureller Güter], in den Museen und an den Universitäten sehnen sich geradezu nach Schuldgefühlen. Das sei ihnen ja zugestanden, aber sie verlangen das leider auch von allen anderen. Heutzutage lässt sich fast überall und von allen sehr schnell ein Schuldbekennnis einfordern.

Weltwoche: Es gibt ja gute Gründe, sich mit der kolonialen Vergangenheit auseinanderzusetzen.

Biggar: Natürlich, und das ist immer wieder geschehen. Eine differenzierte und tiefer gehende Debatte über den Kolonialismus

«Die Europäer versuchten immer wieder, die innerafrikanischen Konflikte einzudämmen.»

wäre weiterhin angezeigt. Aber das geschieht ja nicht. Das akademische Urteil ist an den meisten britischen Universitäten längst gefallen – der Kolonialismus war durchwegs verbrecherisch. Konservative Medien führen zwar diese kritische Debatte; bei der BBC fehlt sie gegenwärtig leider.

Weltwoche: Die konservative Regierung von Boris Johnson will jetzt «Ethnische Geschichte» als Schulfach einführen. Finden Sie das eine gute Idee?

Biggar: Es kommt darauf an. Wenn damit wirklich eine intensive Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ethnischer Minderheiten verbunden ist, kann das wertvoll sein. Aber ich vermute, dass die historischen Be-

funde zum Vornherein klar sind. Wahrscheinlich geht es vor allem darum, unsere koloniale Vergangenheit zu verurteilen. Immerhin lohnt es sich, diesem Schulfach eine Chance zu geben, vielleicht kommt es ja doch zu wertvollen Debatten.

Weltwoche: Man hat oftmals den Eindruck, dass viele moderne Staaten gerne Schuld suchen.

Biggar: Das ist richtig und trifft vor allem für akademische Institutionen zu. Ich führe dieses Phänomen zum Teil auf eine verbreitete Ignoranz zurück. Viele, die sich schuldig fühlen wollen, haben keine Ahnung von unserer historischen Vergangenheit. Sie wissen aber, dass eine differenzierte Auseinandersetzung schnell zum Vorwurf des Rassismus führt, und dem wollen sie sich unter keinen Umständen aussetzen. Denn das ist rufschädigend. Kommt hinzu, dass solche Diskussionen meist sehr aggressiv geführt werden, da lenkt man lieber ein.

Weltwoche: Sie konstatieren eine politische Polarisierung in der akademischen Debatte?

Biggar: Ja, aber bei einseitigen Kräfteverhältnissen. Ich schätze, dass 90 Prozent der universitären Lehrkräfte links sind. Das beeinflusst unsere Studenten seit Jahren und hat all die Führungspersönlichkeiten geprägt, die unsere akademischen Institutionen führen. Die bewegen sich in den gleichen Kreisen und lesen täglich den linken *Guardian*, der ihre Vorurteile bestätigt. Sie suchen gar nicht erst die Auseinandersetzung mit Andersdenkenden.

Weltwoche: Diese gemeinschaftlichen Schuldgefühle zeichnen westliche Gesellschaften aus. Menschen in Ländern wie Bangladesch werden sich kaum Gedanken über ihre Vorfahren machen.

Biggar: Da haben Sie sehr recht; nur wir können uns diese historische Form von Schuld leisten. Dazu kommt die verbreitete Meinung der Marxisten, dass es uns gutgeht, weil wir die Dritte Welt ausbeuten. Das wiederum bedeutet, dass wir bei den Afrikanern in der Schuld stehen. Ich bin kein Ökonom, aber diese Annahme hat sich als falsch erwiesen. Trotzdem wird sie laufend verbreitet. Man lehrt das an den Universitäten und verbreitet sie in den Medien.

Weltwoche: In der Bibel, im Neuen und im Alten Testament, spielt Schuld eine wichtige Rolle. Wir leiden angeblich unter der Erbsünde.

Biggar: Ich bin ein Christ, und ja, ich glaube, dass jedermann eine Form von Schuld mit sich trägt, die Erbsünde eben. Sie formt das Leben der Menschen, und insofern trage ich Mitverantwortung für die Verfehlungen meiner

Vorfahren. Wir Briten tragen Verantwortung für mehr als 150 Jahre Sklaverei; das lässt sich nicht wegdiskutieren.

Weltwoche: Warum sollte ich heute für politische Entscheidungen im 19. Jahrhundert verantwortlich sein?

Biggar: Wenn Sie zu einer Nation gehören, sind auch die negativen Seiten ihrer Geschichte zu akzeptieren. Man darf ruhig stolz sein auf die eigene Herkunft, muss aber auch deren negative Seiten akzeptieren. Als Brite kann ich mich mit den politischen Leistungen eines Winston Churchill identifizieren. Gleichzeitig muss ich anerkennen, dass die Sklave-



Bleibende Verdienste: Kolonialist Rhodes (1853–1902).

rei schrecklich war, auch wenn ich nach 200 Jahren nicht mehr viel dagegen unternehmen kann.

Weltwoche: Fühlen Sie sich auch für die von den Engländern ermordeten Franzosen im Hundertjährigen Krieg vor 600 Jahren verantwortlich?

Biggar: Nein, natürlich nicht, die zeitliche Distanz von Geschehnissen bleibt wichtig – wie etwa bei der Sklaverei. Tatsächlich lässt sich im Fall von einzelnen feudalen Anwesen auf dem Land nahtlos belegen, dass sie etwa im 18. Jahrhundert mit dem Profit aus der Sklaverei gebaut wurden. Daraus folgt für viele, dass die heutigen Besitzer in der Schuld der Menschen der Karibik stünden. Das kann man so sehen, man muss aber auch anerkennen, dass Familiengeschichten viel komplizierter sind. So können sich andere Mitglieder der glei-

chen Familie für die Abschaffung der Sklaverei eingesetzt haben, gerade weil sie um die Herkunft ihres Familienbesitzes wussten. Es lässt sich schlicht nicht rekonstruieren, wer bei wem in welcher Schuld steht.

Weltwoche: Sehen Sie das auch so bei der Kunst, die jüdischen Familien im letzten Jahrhundert geraubt wurde?

Biggar: Keineswegs. Da sind die Verhältnisse oftmals klar, weil die Geschehnisse nicht so lange zurückliegen. Man weiss häufig, wem was gehört, und kann sogar rekonstruieren, wie ein Objekt zu den heutigen Besitzern gekommen ist.

Weltwoche: Gibt es ein moralisches Konzept, das sich für einen verantwortlichen Umgang mit der Vergangenheit eignet?

Biggar: Die Vergangenheit ist unveränderbar. Aber wir sollten mit den Folgen der Vergangenheit würdig umgehen. Es ist wenig sinnvoll, dem heutigen Grafen von Harewood eine Rechnung für die Ausbeutung der Menschen auf den Zuckerplantagen von Barbados zu schicken. Viel besser wäre es, die britische Verantwortung für diese frühere Kolonie anzuerkennen, wenn es beispielsweise um die Verteilung von Geldern für die Entwicklungszusammenarbeit geht.

Weltwoche: Gemeinsam erlebte Geschichte als moralischer Link zwischen den Europäern und den früheren Kolonien?

Biggar: Ja, sicher, das gilt nicht nur für Grossbritannien. Frankreich steht genauso in der Verantwortung, zum Beispiel in Westafrika. Wir können ja nicht die ganze Welt retten, müssen aber den Bedürfnissen der früheren Kolonien entgegenkommen und dürfen Interventionen nicht scheuen. Die Briten mussten im Jahr 2000 in Sierra Leone aktiv werden, um einen Bürgerkrieg zu beenden. Die Franzosen hätten in Ruanda früher und energischer intervenieren müssen.

Weltwoche: Warum sollen die Europäer noch immer eine moralische Verantwortung für die früheren Kolonien tragen?

Weltwoche: Warum sollen die Europäer noch immer eine moralische Verantwortung für die früheren Kolonien tragen?

Biggar: Der Kolonialismus ist ja auf unterschiedliche Motive zurückzuführen. Neben den wirtschaftlichen Interessen gab es humanitäre Ziele. Als die Europäer im 18. und 19. Jahrhundert durch Afrika zogen, stiessen sie auf Menschen, die entwicklungspolitisch um Jahrhunderte zurücklagen. Man wollte diesen Menschen helfen, dass sie wie die Europäer leben können. Es ist kein Zufall, dass Grossbritannien heute eines der führenden Länder bei der Entwicklungszusammenarbeit ist. Das ist eine direkte Folge unserer Kolonialgeschichte, was oft ebenfalls nicht anerkannt wird.

Ungeschliffener Diamant

Wenige Schriftsteller verkaufen in der Schweiz so viele Bücher wie Philipp Gurt. Das Feuilleton hat den Bündner bisher ignoriert – ein Fehler.

Alex Baur

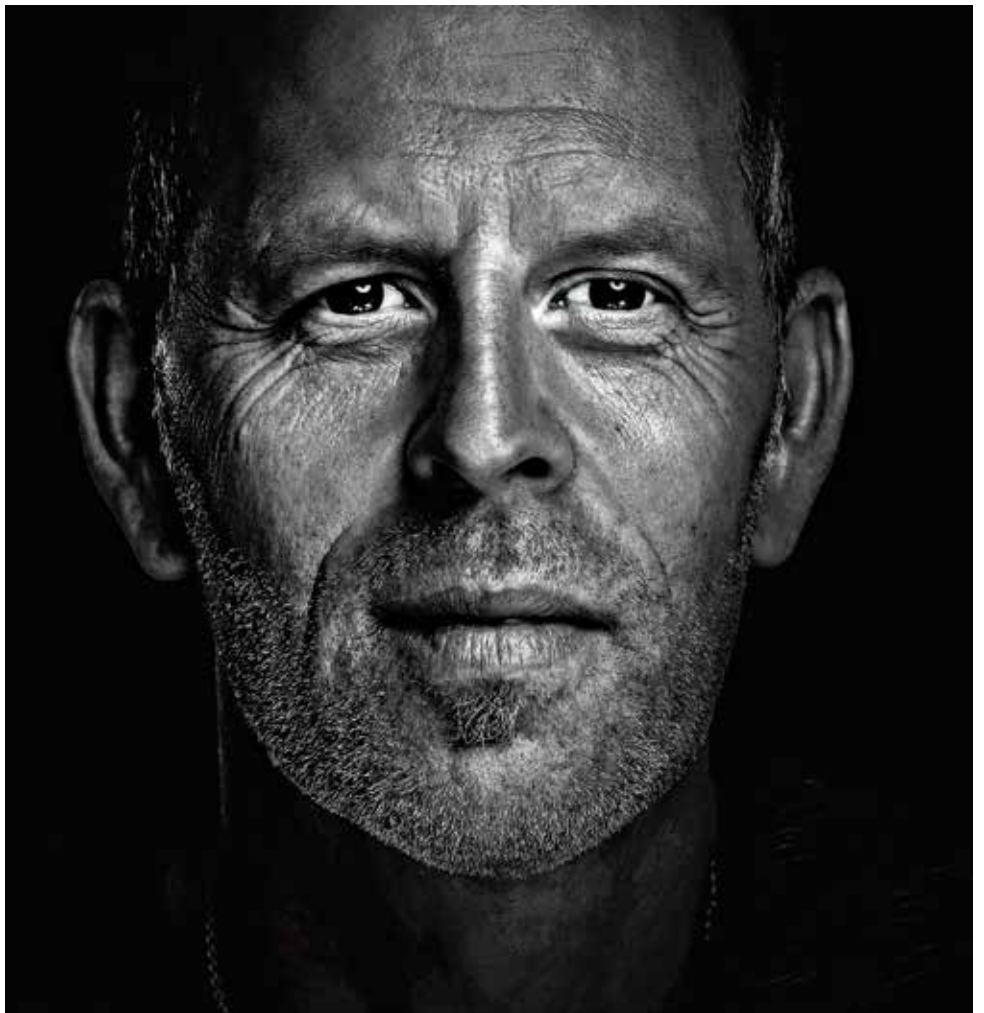
Sein «Schattenkind» (2016) hielt sich während vierzig Wochen auf der Schweizer Bestsellerliste (davon sagenhafte dreizehn Wochen lang auf Platz eins) und ging 150 000-mal über den Ladentisch. Bei den Krimis waren die Auflagen tiefer, jeweils einige zehntausend Exemplare. Doch auch «Bündner Alptraum» stand letztes Jahr 39 Wochen lang auf der Liste der zwanzig meistverkauften Bücher. Das sind Zahlen, von denen selbst arrivierte Schweizer Schriftsteller auf ihrem Heimmarkt nur träumen können.

Doch wer ist dieser Philipp Gurt? Wer sich in der Literaturszene umhört, wird von vielen die Antwort erhalten: «Philipp *who?* – Nie gehört.» Gurts Beliebtheit bei der Leserschaft steht in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zu seinem Renommee bei den Kritikern. Seine Romane werden bestenfalls in der Bündner Regionalpresse besprochen.

Dabei ist der 53-jährige Gurt nun doch schon seit einigen Jahren im Geschäft. National wurde er 2017 einer breiteren Öffentlichkeit durch einen SRF-Dok-Film bekannt. Zu diesem Zeitpunkt hatte Gurt mit seinem Bestseller «Schattenkind», den er ursprünglich im Eigenverlag lanciert hatte, bereits alle Rekorde gebrochen. Es handelt sich um die Biografie eines Burschen, der im Bündner Schanfigg in eine kinderreiche Bauernfamilie hineingeboren wird und schon als Kindergärtler eine fast unglaubliche Odyssee durch Heime, Pflegefamilien, Junkie-Kommunen, psychiatrische Kliniken, Jugendknast und Erziehungsanstalten antritt. Es ist die Autobiografie von Gurt.

Bündner Krimis

Mit den Büchern hatte er allerdings viel früher angefangen, er schrieb schon als Zögling. Gurt war gerade zwanzig geworden, als er 1988 mit seinem ersten Buch bei den Verlagen hausieren ging. Der Titel – «Der Schnitter», ein altertümlicher Begriff für den Sensenmann, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn – war vermutlich das Beste an der Geschichte um eine mittelalterliche Hexenjagd. Dass historisch



Sprudelnde Seele: Bestsellerautor Gurt.

wenig passte, räumt Gurt heute selber ein. Von den meisten Verlagen erhielt er nicht einmal eine Antwort. So legte er die Schriftstellerei siebzehn Jahre lang auf Eis.

2005 startete er den zweiten Versuch mit «Der Schnitter» – und diesmal wurde er fündig. Der Verleger zeigte sich sogar begeistert. Ein Honorar allerdings bot er ihm nicht an. Vielmehr sollte der Autor 7500 Franken für den Druck bezahlen. Die übliche Geschichte. Zuerst lehnte Gurt entrüstet ab, dann fand er einen Sponsor. Er veranstaltete Lesungen, Freunde

von der Lokalpresse berichteten wohlwollend. Normalerweise wäre die Geschichte an dieser Stelle zu Ende.

Doch Gurt machte weiter, er schrieb und schrieb, einen Roman nach dem anderen, trieb immer wieder irgendwo Geld auf. 2009 landete er mit «Die Tochter des Scharfrichters» einen ersten Achtungserfolg (Platz fünf der Bestsellerliste). Gegenüber einem Journalisten der *Südschweiz* klagte Gurt, dass ihn die Kritiker in den grossen Blättern ignorierten. Die Antwort war vernichtend: «Sei froh – du lieferst zwar

super Storys, doch dein Deutsch ist so mies, dass du bestenfalls mit einem gnadenlosen Verriss rechnen darfst.»

So brutal es klingt, völlig unrecht hatte der Mann nicht. Nach seinem Erfolg mit «Schattenkind» lancierte Gurt eine Reihe von Krimis, die alle im Bündnerland spielen und sich gut verkauften. Während der eine Held, der Landjäger Walter Caminada, in den Nachkriegsjahren Mörder zur Strecke bringt, spielen die Geschichten um dessen Enkelin Giulia de Medici in der Gegenwart. Das entspricht ganz dem simplen Erfolgsrezept, nach dem der Kölner Emons-Verlag jedes Jahr Hunderte von Büchern herausgibt: aus der Region für die Region. Die Masse geht allerdings auf Kosten der Klasse.

Die Kritik, dass die bisherigen Bücher des Autodidakten Gurt schlecht lektoriert und redigiert seien, erscheint eher untertrieben. Man hat den Eindruck, sie seien vom Verlag überhaupt nicht überarbeitet und tel quel in den Druck gegeben worden. Die Bücher er-

National wurde er 2017 einer breiteren Öffentlichkeit durch einen SRF-Dok-Film bekannt.

innern an ungeschliffene Diamanten, deren wahren Wert man vielleicht erahnt, aber nicht sieht. Die Plots sind oft genial, aus der eigenwilligen, mit Mundartbrocken durchsetzten Sprache schimmert eine eigentümliche Urkraft. Doch eine barocke Fülle von nutzlosen, oft klischeehaften Adjektiven, Ausschweifungen und schwerfälligen Redewendungen drosselt das Tempo und verstellt den Blick aufs Wesentliche.

«Schattenkind» wurde zum Bestseller, weil die unglaublich bewegende und authentische Geschichte aus dem tiefsten Bodensatz der Gesellschaft alle handwerklichen Mängel überstrahlte. Das nächste Buch, «Blätterflüstern», erzählt, wie sich Philipp Gurt trotz denkbar schlechtester Startbedingungen mit eigener Kraft zu einem selbstbestimmten Leben durchkämpft. Es war schon weniger erfolgreich. Für Gurt war die Aufarbeitung seiner eigenen Biografie damit abgeschlossen. Er wollte nicht ein Leben lang als Schattenkind, sondern als Schriftsteller wahrgenommen werden. Mit den Krimis, bei denen das Lokalkolorit das wichtigste Verkaufsargument ist, bediente er einen Markt, in dem literarische Qualität nicht im Vordergrund steht. Doch Gurt wollte mehr.

Ein Drittel weniger

Vielleicht war es ein Glück, dass sich die Massenware zwar gut verkaufte, aber wenig einbrachte. So kam es, dass Philipp Gurt im Frühling 2020 auf den Rat eines erfahrenen Verlegers beim Kampa-Verlag anklopfte – und

auf offene Türen stiess. Daniel Kampa persönlich habe ihn angerufen, erzählt Gurt, und er habe gleich als Erstes klargestellt: «Es wird weh tun!» Bei Kampa fand sich sein Name nun neben Autoren wie Georges Simenon oder der Nobelpreisträgerin Olga Tokarczuk. Und in dieser Liga wird um jeden Satz so lange gerungen, bis er wirklich sitzt.

600 000 Zeichen habe er für seinen neusten Caminada-Roman «Der Puppenmacher» ursprünglich in seinen Computer gehauen, erzählt Gurt. Beim Manuskript, das ihm die Lektorin von Kampa – dieselbe Cornelia Künne, die auch Simenon überarbeitet hatte – zurückschickte, hätte rund ein Drittel gefehlt: für überflüssig bis störend befunden und gekübelte. Zwei Tage lang habe er sich schmollend und deprimiert verkrochen. Dann habe er das Buch während vier Monaten Zeile um Zeile überarbeitet. Das Schleifen eines Diamanten ist nicht nur eine schmerzvolle, sondern auch eine mühselige Knochenarbeit. Aufwendiger als das Erfinden von Geschichten, die aus Gurts Seele sprudeln. Die Mühsal habe sich gelohnt, versichert Philipp Gurt. Wir werden es demnächst sehen. «Der Puppenmacher» kommt Ende August auf den Markt. Vier Nachfolgewerke sind bereits in der Pipeline, vertraglich vereinbart. Nur muss Gurt nun kein Geld für Druckkosten mehr vorstrecken, der Vorschuss geht an den Autor.

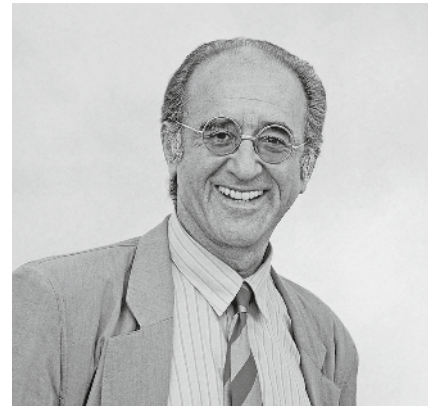
Auf der Churer Quaderwiese wird in diesen Tagen sein Caminada-Erfolgskrimi «Chur 1947» als Drama aufgeführt, adaptiert von Gerhard Meister und unter der Regie von Marco Luca Castelli. Anlass ist das Vierzig-Jahr-Jubiläum der Freilichtspiele. Neben zwanzig Laien stehen drei professionelle Schauspieler auf der Bühne. Feuilletton hin oder her: In seiner Heimat hat Philipp Gurt das Schattenkind längst hinter sich gelassen und wird als erfolgreicher Autor gefeiert.



„Nicht so dicht an die fleischfressenden Pflanzen...“

NACHRUF

Alfred Biolek (1934–2021)



Grosser Ermöglicher: Moderator Biolek.

Für seine Kritiker war er eine Plaudertasche, für mich war er der wichtigste Inspirator für die eigene Fernseharbeit: Alfred Franz Maria Biolek, Doktor der Rechtswissenschaft, legendärer Fernsehmoderator, Kochbuchautor, Menschenfreund. Er war ein Leben lang der grosse Ermöglicher, der höchst kultiviert die Fernsehlandschaft veränderte. 1978 in «Bio's Bahnhof» gelang ihm ein völlig neues Format, in dem er über den vielbeschworenen Graben zwischen U- und E-Kultur eine Brücke baute. Er hatte den Mut, unbekannte Talente wie Anke Engelke oder die junge Nina Hagen neben Weltstars wie Sting, Sammy Davis jr. oder Tina Turner auftreten zu lassen. Bei ihm hatte die Tänzerneuerin Pina Bausch mit einer schrägen Performance neben einer Travestiegruppe aus Paris Platz, ein Schuhputzer neben einer Bildhauerin. Das war damals eine Revolution.

Genauso wie seine Kochsendung «Alfredissimo», die Mutter aller Kochsendungen. Damals hiess «bio» noch «öko», und «Bio» – wie ihn alle nannten – hat das Kochen in die Gesellschaft gebracht. Lange vor all den Küchenschlachten konnte man bei ihm noch etwas lernen, wenn er mit seinen Gästen in der Küche werkelte, plauderte und Weisswein trank, was fast schon die Hauptsache war und allen die Zunge lockerte.

Das Hochamt der gepflegten Unterhaltung zelebrierte er mit «Boulevard Bio». Und weil er – geprägt durch seine katholische Erziehung – bei sich und seinen Gästen stets zwischen privat und persönlich, zwischen offen und öffentlich unterschied, sass ihm Kohl, Putin und Schröder gegenüber. Sein grenzenloses Harmoniebedürfnis wurde ihm oft vorgeworfen. Aber mit seinem Gefühl zur Vermittlung entlockte er seinen Gästen manche Äusserung, die Unerwartetes offenbarte. Nun ist der grosse Vermittler tot. Und ich koche zu seinen Ehren ein Gericht aus einem seiner Kochbücher.

Kurt Aeschbacher



Hart und spartanisch.

Leben auf dem Lande

Auguren munkeln bereits von einem weltweiten Trend: Raus aus den Städten, rein in die Provinz. Doch Vorsicht: Die Provinz ist kein zu kolonialisierendes Siedlungsgebiet.

Cora Stephan

Dem Irrsinn der Welt entkommen? Ganz einfach! Am besten dort, wo ich lebe, in einem Dorf, in dem es mehr frei laufende Hühner als fest verwurzelte Bewohner gibt. Das erdet ungemein. Nicht nur bei der Arbeit im Garten, der der eigenen Subsistenz dient, dem Vorübergehenden eine Freude ist und, ja!, auch den Bienen, Schmetterlingen und Vögeln ein Refugium bietet. «Il faut cultiver notre jardin» ist in Voltaires «Candide» der ebenso banale wie tröstliche Abschluss eines schweren Schicksals. Gärtnern hilft fast immer gegen Verzweiflung.

Dabei helfen auch die Nachbarn, die verkörperte Vernunft. Bei uns wird nicht gegendert, hier bleibt man unmaskiert, ist grundvernünftig (meistens) und unaufgeregt. Nein, nicht verhockt und verstockt (Ausnahmen

gibt es immer), oft sowohl weltläufig als auch bodenständig, in der Gewissheit, dass nicht ganz dicht sein kann, wer ständig offen ist.

Pest und Cholera

Das man hier gut lebt, hat sich herumgesprochen. Seit der Panikpandemie hat es erneut Konjunktur, das Landleben. Bei uns lebt es sich gesünder: Man kann potenziellen Virenträgern locker aus dem Weg gehen, falls man sich vor ihnen fürchtet, an viel frischer Luft anstelle des gesundheitsschädlichen städtischen Miasmas. Die empfohlenen 1,50 Meter Abstand kriegen wir mühelos hin, zumal wir angstfrei sind. Die medizinisch-technischen Assistentinnen beim Landarzt schwanken zwischen Wut und Lachanfall, wenn von einer neuen, noch viel bösartigeren Corona-Mutan-

te die Rede ist. Wahrscheinlich sind wir alle immun, dank reichlich Kontakt zu tierischem Rindvieh.

Tatsächlich munkeln die Auguren bereits von einem weltweiten Trend: Raus aus den Städten, rein in die Provinz. Wer sehnt sich noch nach den vollverglasten Angestellten-silos, wenn er seine Büroarbeit auch zu Hause erledigen kann? Im vergangenen Frühsommer hat angeblich bereits eine Million Pariser der Stadt den Rücken gekehrt. Aus den USA hört man, dass zwei von fünf Stadtbewohnern ihre Metropole verlassen wollen. Und mehr als die Hälfte der Londoner Angestellten könnten ihren Job auch im Home-Office erledigen, heisst es in einer aktuellen Studie. Wenn das auch nur 20 Prozent aller Bürobeschäftigten täten, würden 128 Millionen Menschen kein

Vollzeitbüro mehr benötigen, hat man bei der OECD geschätzt. Manch ein Zukunftsprophet sieht in seiner Glaskugel den Niedergang der Städte voraus – als von bürgerlicher Öffentlichkeit entkernter Leerraum, in dem nur noch die drei A anzutreffen sind – Alte, Arme und Ausländer. Und vielleicht noch ein paar Akademiker in ihren geräumigen Altbauwohnungen?

Nun ist das ja nicht gerade neu, der Zug zum Landleben, wenn es eine Krise gibt, sei es die Pest oder ein Krieg. Man denke an Giovanni Boccaccios Erzählungen von den jungen Leuten, die um 1350 vor der Pest aus Florenz in die Toskana fliehen. Im 15. Jahrhundert gab es in Italien einen regelrechten Bauboom für Fluchtorte auf dem Land. Wenn Pest und Cholera die Stadtbevölkerung in ihren engen Vierteln dezimierten, zogen sich alle, die es konnten, in ihre Villen in der Toskana zurück und warteten gemütlich ab, bis sich die Seuche erledigt hatte. Gewiss, Villen sind aus der Mode gekommen, Landhäuser mit sechzig Zimmern und vier Meter Deckenhöhe sind schlecht zu heizen, im Übrigen fehlt das Dienstpersonal. Doch auch in bescheidenen Fachwerkhäusern kann man sich feudal fühlen – Michel de Montaigne hatte eine anständige Bibliothek in seinem Schlossturm, unsereins hat Internet.

Thoreaus Blockhütte

In den zwei Weltkriegen, insbesondere im von der Hungerblockade der Kriegsgegner getroffenen Deutschland, wurden die Städter zu Bettlern bei den Bauern, die dank Selbstversorgung so viel besser dran waren. Auch das könnte, übrigens, ein Grund für die wechselseitige Animosität sein.

Konjunkturen der Landliebe, auch ohne Krise: Die industrielle Revolution machte die Städte mit ihren Arbeiterquartieren zu weniger mondänen als trostlosen Orten; jetzt suchten die Bürger das Naturschöne an frischer Luft ausserhalb der grauen Mauern der Stadt. Mannigfaltig ist vor allem die Sehnsucht von Schriftstellern und Künstlern nach dem, was ihnen dort verheissen ist: «I will arise and go now, and go to Innisfree, / And a small cabin build there, of clay and wattles made; / Nine bean-rows will I have there, a hive for the honey-bee, / And live alone in the beeloud glade.» William Butler Yeats. Und Henry David Thoreau zog auf der Suche nach dem «eigentlichen, wirklichen Leben», das er «hart und spartanisch» führen wollte, für immerhin mehr als zwei Jahre in eine 1845 gebaute Blockhütte an einem See in Concord, Massachusetts. In Europa und den USA entstanden zu der Zeit um die achtzig Künstlerkolonien auf dem Land, man denke an das deutsche Worpswede.

In den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts wollten insbesondere viele 68er aus dem «Ver-

wertungszusammenhang des Kapitals» aussteigen, halbverfallene bäuerliche Anwesen waren ideal für «Landkommunen», zum Erstaunen (und nicht immer zur Freude) der Ureinwohner, die die Sitten und Gebräuche der Kommunarden possierlich bis abstossend gefunden haben dürften. Nicht nur der damals beliebten Selbsterkundungsrituale wegen oder angesichts nackter Mondaubeter unter Drogeneinfluss. Mit schadenfroher Anteilnahme wird man auch die Versuche im ökologischen Gartenanbau beobachtet haben.

Gemüse streicheln

Die Hippies hatten die Bibel des biodynamischen Gemüsestreichelns studiert, John Seymours «Das grosse Buch vom Leben auf dem Lande», pflanzten mit dem Mond, um in Harmonie mit den Planeten zu geraten, und erlitten ihre Niederlagen dank bodenschonendem Verzicht auf mechanische Unterstützung beim Hacken und Säen mit heroisch ertragenen Rückenproblemen. Hauptsache, chemiefrei. Nur aus den wenigen Zähen unter den vielen Idealisten wurden richtige Biobauern, manche sogar erfolgreich. Immerhin: Einige der *néoruraux* in Frankreich vermarkten noch heute durchaus erfolgreich ihren Ziegenkäse, das selbstgebackene Brot oder Biogemüse, erkennbar an den krummen Möhren. Man trifft sie auf den lokalen Wochenmärkten, die altgewordenen Hippies und ihre ebenso hippiesken Nachkommen.

Nichts Neues also: Alle Jahre wieder entdecken Menschen die Freuden des Landlebens, was regelmässig jene verblüfft, die seine Nachteile kennen.

Auch mich hat eine der vielen Landleben-Konjunkturen dorthin gespült, in ein Dorf in Oberhessen, am Rande des Vogelsbergs, des grössten zusammenhängenden Vulkangebiets Mitteleuropas. Und das mir, die ich nichts wie weg wollte, als meine Eltern mich einst aufs

Mittlerweile gibt es einen Zaun ums Grundstück. Zäune verbinden.

Land verfrachteten! Das war Mitte der sechziger Jahre, als es im niedersächsischen Osna-brück schick wurde, einen leeren Kotten auf dem Land zu erwerben und wieder bewohnbar zu machen. Ich war dreizehn und wollte in die Disco, nicht in die ziemlich menschenleere Gegend am Nordhang des Wiehengebirges.

Ein Kotten bestand meist aus einer grossen Tenne und einem eher kleinen Wohnbereich, hier lebten die «Kötter», die für den Meyerhof arbeiteten. Ein Dorf mit einem Dorfkern gab es nicht und gerade mal eine eher traurige Kneipe an der nächsten Strassenkreuzung. Kurz: Dort wollte ich weder tot noch leben-

dig über dem Zaun hängen, während meine Eltern, die nach 1945 aus Thüringen in den Westen gegangen waren und jahrelang «ein-quartiert» leben mussten, sich hier ihren einst unerreichbar geglaubten Traum vom eigenen Haus erfüllten. Heute verstehe ich sie. Und dass es ausgerechnet ein altes Bauernhaus war – vielleicht war das ein Versuch, eine Kontinuität zur Vergangenheit herzustellen, die es nicht mehr gab?

Ich jedenfalls wollte in die Stadt, zum Studium ausgerechnet nach Frankfurt am Main, das damals als kriminellster Ort Deutschlands verschrien war. Dabei war die «Mainmetropole» auch bloss eine Ansammlung ehemaliger Dörfer mit einem ziemlich grossen Loch in der Mitte, das der Krieg hinterlassen hatte.

Wie es dann trotzdem zu einer abrisssreifen Hütte auf dem Land kam, nicht etwa im relativ weitläufigen Norden Deutschlands, sondern in Oberhessen, eingepfercht zwischen zwei grösseren Bauernhöfen, typisch für das, was der Fachkundige als südwestdeutsche Gemengelage erkennt? Das ist da, wo sich Häuser, Scheunen, Tiere und Menschen aneinanderkuscheln, was nicht immer Freude stiftet. Und auch noch in einer Gegend ohne den Vorzug römischer Einflussnahme, der die Regionen südlich von Frankfurt erstklassige Weinlagen verdanken?

Nun: Ich hatte als arbeitslose Akademikerin mit Dokortitel kein Geld und keine Ahnung.

Das Ganze war ja sowieso eine städtische Schnapsidee. Freunde hatten eine Landkommune ein paar Dörfer weiter gegründet und wollten den Vogelsberg zu einer Hochburg intellektueller Vernetzung machen und fanden, das kleine Hexenhaus passte prima zu mir. Das stimmte. Und da dem Besitzer das Abreissen zu teuer und er sicher froh war, eine Dumme gefunden zu haben, war der Preis nicht allzu hoch. Ich wusste ja nicht, was ich im Laufe der Jahre noch hineinstecken würde. Aber ich wusste bald, dass das kleine, nicht wirklich hübsche Haus gut für meinen Seelenfrieden war, ich flüchtete dorthin vor einer scheiternden Ehe und einem Job in Bonn, damals noch Bundeshauptstadt.

So wenig weltoffen!

Es ist noch immer nicht die Zierde des Dorfes, es posiert nicht mit freigelegtem Fachwerk, die Balken hübsch angestrichen. Die Balken liegen nur innen frei, wo wir erst mal alles entfernt haben, womit man in ärmeren Zeiten die Heizkosten reduziert hatte: abgehängte Decken oder Styropor an den Wänden. Immerhin zeugt ein Garten davon, dass ich es irgendwann dann doch gelernt habe, das Gärtnern, auch wenn der Bauerngarten meiner Nachbarin weit imposanter ist. Und mittlerweile gibt es auch einen Zaun ums Grundstück, also so

ziemlich das Spiessigste, was man sich vorstellen kann. So wenig weltoffen!

Das Gegenteil trifft zu: Zäune verbinden. So jedenfalls war das bei uns, als Rudolf 1993 das schmale Grundstück umzäunte, das seit Jahren keine klar ersichtliche Kontur gehabt hatte. Es war lange sozusagen vogelfrei gewesen, von jedem begeh- oder befahrbar. Und mit einem Mal ein Zaun? Welch Affront!

Denkste. Den Nachbarn im Dorf gefiel das, sie standen um Rudolf herum und gaben Ratschläge. Warum? Weil wir damit Besitzansprüche angemeldet hätten? Die waren ja eh geklärt. Vielleicht weil wir mit dem definierten Drinnen das Draussen anerkannt haben. Und weil wir eine Verpflichtung sichtbar gemacht haben: Das hier ist etwas, um das wir uns kümmern. Wir haben Haus und Grundstück adoptiert.

In den Anfangsjahren scholl uns noch ein aufmunterndes «Na, reisst ihr endlich ab?» entgegen, wenn wir Haus und Grund Schritt für Schritt eroberten. Doch wer arbeitet, macht etwas richtig. Das versteht jeder, da kann man ruhig so schlecht Deutsch sprechen wie der von allen geliebte Haydar, ein Kurde, denn der kann anpacken. Wer das nicht kann, ist auf dem Land verloren. Ausserdem wird die Chose dann teuer.

Das Haus jedenfalls passte zu mir, aber passte ich auch in das Dorf?

Projektionsfläche der grünen Städter

Ich denke im Nachhinein, dass ich damals, 1982 ff., alles falsch gemacht habe, was man nur falsch machen kann. Das grosse Wunder: Die meisten Nachbarn haben mir verziehen, sogar jene, denen ich anfangs Abend für Abend glühend empfahl, den bäuerlichen Betrieb auf ÖkoBio umzustellen. Auch davon hatte ich selbstredend

keinen blassen Schimmer. Immerhin kann ich mir anrechnen, dass ich nicht eine Sekunde lang daran dachte, krähenden Hähnen den Hals umzudrehen oder mich über den Duft aus Nachbarns Schweinestall zu beschweren. Bis heute verstehe ich nicht, wie man aufs Land ziehen kann, ohne auch das zu akzeptieren, was manch einer, der es nicht gewohnt ist, als störend empfindet. Mittlerweile vermisse ich den Auf- und Abtrieb der Milchkühe, die wurden vor einigen Jahren abgeschafft.

Als ich schliesslich begann, Krimis zu schreiben, die in einem Dorf namens Klein-Roda spielen und von einem städtischen Aussteiger und einer Frankfurter Staatsanwältin handeln, mochten die einen pikiert sein, weil sie glaubten, in manch boshafter Schilderung etwas wiedererkannt zu haben, während ich bei anderen spöttisch die «Donna Leon des Vogelsbergs» hiess. Einer meiner Nachbarn hat mir immerhin bescheinigt, dass ich die Dinge doch recht lebensnah beschreiben würde, was ein nicht zu übertreffendes Kompliment war.

Und so sitze ich heute, umgeben von meinen Katzen, mit dem Notebook auf der Terrasse und schreibe. Anregung gibt es um mich herum genug.

Das hat mich nicht nur in meinen Krimis beschäftigt: der Unterschied und der Gegensatz zwischen Stadt und Land. Der Konflikt hat sich abgeschwächt, einerseits, seit Bauern eine Minderheit geworden sind – im Jahr 2017 lag der Anteil der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft nur noch bei 1,4 Prozent. Und er ist stärker geworden – mit der städtisch-grünen Arroganz gegenüber anderen Lebensentwürfen. Wie bei den «Tributen von Panem» benutzt die dekadente städtische Blase die Provinz für ihre eigenen Zwecke – sei es bei der «Energiewende»

mit Windkraft- und Biogasanlagen, also Bodenverdichtung und Maismonokultur, oder mit ihrer sehr speziellen Vorstellung von genfrei, chemiefrei und CO₂-frei, was die Lebensmittelproduktion betrifft. Auf dem Land empfindet man als ebenso dumm wie skandalös, was die grüne Politikerin Renate Künast im Bundestag behauptet hat: Der Grund für Corona sei «die falsche Art und Weise, wie wir unsere Nahrungsmittel produzieren, Landwirtschaft betreiben und mit der Umwelt umgehen». Eine besonders fortschrittliche Berlinerin hat schon mal erklärt, sie kaufe nichts mehr, was Bauern produziert hätten, seit sie dank einer Demonstration der Landwirte zu spät zu einer Hochzeit gekommen war. Guten Appetit!

Akademikerblasen

«Ich hab das Gefühl, Politik findet in den Städten und für die Städte statt», meint die Schriftstellerin Juli Zeh, die das Leben in der brandenburgischen Provinz offenbar ebenfalls geerdet hat. Nicht nur die Politik: auch die Moden aus einem akademischen Milieu, das überwiegend in und um sich selbst kreist.

Und deshalb sind auch wir noch nicht gar so lange hier Lebenden nur mässig begeistert vom neuen Trend zum Land. Etwa, wenn «Digitalarbeiter» das urbane Konzept des Co-Working und damit «Innovationen» aufs Land bringen wollen – und vor allem «Lebensqualität für gemeinwohlorientierte Städter, die Gemeinschaft suchen». Sie wollen uns mit all den tollen Ideen beglücken, die, danke bestens, prima in den städtischen Akademikerblasen aufgehoben sind?

Ohne uns. Die Provinz ist kein zu kolonialisierendes Siedlungsgebiet. Bleibt, wo ihr seid! Dafür sorgen schon wir, die bereits etwas länger Hinzugezogenen. Eifersüchtig.

DIE WELTWOCH

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!

Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



www.weltwoche.ch/abo

Königin der Spiele

Sie hat sieben Vornamen – und demaskiert manches Klischee. Wie die Zürcherin Philomena Schwab zur erfolgreichsten Game-Designerin der Schweiz wurde.

Thomas Renggli

Videospiele besitzen – gelinde gesagt – einen steigerungsfähigen Ruf. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) anerkennt die Game-Sucht als offizielle Krankheit. Der amerikanische TV-Sender ABC berichtete unlängst von einem Jungen, der derart von einem Spiel absorbiert war, dass er trotz Tornado-Warnung das Haus nicht verliess.

Wer Philomena Schwab zuhört, erhält ein anderes Bild. Die 31-jährige Zürcherin aus Schwamendingen ist die erfolgreichste Game-Designerin des Landes. Sie entkräftet das Vorurteil, dass Computerspiele allein zur Gewaltverherrlichung und Aggressionssteigerung beitragen, mit überzeugenden Argumenten und nennt das Beispiel der *serious games* (seriösen Spiele), die auch im medizinischen Kontext verwendet werden. So werde derzeit an Spielen geforscht, die Alzheimer vorbeugen sollen. In einem verwandten Bereich bewegen sich die sogenannten *educational games*, also die edukativen Spiele. Diese können etwa im Schulumfeld eingesetzt werden, um Sachverhalte besser verständlich zu machen. Hier komme eine entscheidende Stärke dieses Mediums zum Tragen: «Man kann selbst in die Rolle des Protagonisten schlüpfen», sagt Schwab.

Von «Pokémon» infiziert

Wenn sie ihren Beruf erwähne, werde sie oft erstaunt angesehen, erzählt sie: «Game-Entwickler sind doch männlich, kommen nie aus ihrem Kellerzimmer heraus und ernähren sich ausschliesslich von Pizza und Chips.» Dieses Stereotyp scheint sich wacker zu halten. Es stimmt allerdings, dass die Game-Industrie männlich dominiert ist. Nur 22 Prozent der Spieleentwickler sind weiblich.

Doch mit dem Aufkommen der Smartphones und Mobile-Games fand sich eine neue Zielgruppe: Frauen verschiedenster Altersklassen. Spiele wie «Candy Crush» verbreiteten sich in Windeseile. Dank diesem Zuwachs an Spielerinnen sind nun zirka 45 Prozent der Spieler weiblich. Sie selbst wäre aber nie auf die

Idee gekommen, Game-Designerin zu werden, sagt Schwab. Obwohl sie mit neun Jahren einen Gameboy erhalten habe und durch das Spiel «Pokémon» quasi mit dem Game-Virus infiziert worden sei.

Schwab wuchs im Zürcher Aussenquartier Schwamendingen auf. Dass sie aus einem eher unkonventionellen Umfeld kommt, lässt sich an ihrem Geburtsschein ablesen. Schwab hat



Erstaunlicher Werdegang: Philomena Schwab.

sieben Vornamen: Philomena, Naomi, Om-Chanti, Cosma, Ruben, Rahel, Anastasia.

Auch deshalb wurde sie in der Gamer-Szene schon mit übernatürlichen Fähigkeiten in Verbindung gebracht. Der *Tages-Anzeiger* schrieb über sie: «Schwab scheint überall zu sein. Sie reist von Kongress zu Ausstellung, gibt Interviews und referiert an Konferenzen. Ihre Hyperaktivität machte sie in den letzten Jahren zur wichtigsten Botschafterin der Schweizer Game-Designer.» Auch das amerikani-

sche Wirtschaftsmagazin *Forbes* wurde auf die Zürcherin aufmerksam. Vor vier Jahren zählte es Schwab zu Europas dreissig wichtigsten Technologie-Cracks unter dreissig. Die *Bilanz* adelte sie 2020 zur «Queen of Games».

Begeisterung für Biologie

Dabei war ihr Bildungsweg von Zufällen geprägt. Schwab erfuhr in der Oberstufe beiläufig, dass man an der Zürcher Hochschule der Künste Game-Design studieren kann. Es war für die eher mediokre Schülerin eine Motivation, sich mehr anzustrengen und die Matura zu machen. Die Abschlussarbeit ihres Studiums war gleichzeitig ihr beruflicher Durchbruch: das Spiel «Niche – a Genetics Survival Game», das von der Züchtung einer überlebensfähigen Tierart handelt. Es verbindet Schwabs Begeisterung für Comics mit derjenigen für Biologie. Die Finanzierung des Projekts sicherte die Zürcherin über ein Crowdfunding. Dies hat sich mehrfach ausbezahlt. Mittlerweile kann Schwab von den globalen Online-Einnahmen von «Niche» leben.

Auf die Avancen aus dem Silicon Valley ging sie bisher nicht ein. Stattdessen gründete sie 2016 ihr eigenes Studio (Stray Fawn) und baute es kontinuierlich aus.

Zurückblickend auf ihren schon jetzt erstaunlichen Werdegang stellt die junge Frau auch das Schweizer Ausbildungssystem in Frage: «Weshalb ist nie ein Berufsberater auf die Idee gekommen, mich auf die Hochschule der Künste hinzuweisen?» Sie vermutet, dass einer Realschülerin schlicht nicht zugetraut wurde, dass eine solche Option für sie relevant sein könnte. Immerhin braucht man dafür eine Matura.

Deshalb appellierte sie im Rahmen ihrer «Winterrede», die sie im Januar 2020 am Grossmünsterplatz gehalten hat, an jene Menschen, die den Jungen Leitplanken setzen können: «Liebe Eltern, Lehrer und Berufsberater: Bitte steckt Kinder nicht anhand ihrer Schulnoten in eine Schublade! Glaubt an sie und zeigt ihnen Wege auf!»

Wie der Grossvater, so der Enkel

Alfred Comte war der jüngste der ersten Schweizer Piloten und ein Draufgänger. Sein Enkel Michel war als Starfotograf frühreif und als Künstler ein Spätzünder.

Mark van Huissingling

Wenn man älter wird, nimmt die Bedeutung von Geschichte zu; Geschichte im Allgemeinen und die Geschichte der Familie im Besonderen. So geht es auch Michel Comte, dem 67-jährigen Schweizer Künstler. Er brachte deshalb ein Buch heraus über seinen Grossvater, «Comte Aviator» heisst die bei Steidl vergangenes Jahr erschienene *visual biography* mit 250 Bildern auf 308 Seiten über Alfred Comte (1895–1965).

Alfred Comte war der «jüngste der ersten Schweizer Piloten», schrieb Erika Comte, Alfreds Frau. Und berichtete in einem Text, den Michel Comte für das «Aviator»-Buch bearbeitet hat, von Schlagzeilen in Pariser Zeitungen aus dem Jahr 1913: «Grossartiger als Pégoud!» Der Achtzehnjährige aus Delsberg, heute Kanton Jura, habe über dem Flugplatz Villacoublay Luftkunststücke gezeigt, die Darbietungen des grossen einheimischen *aerobatic*-Piloten Adolphe Pégoud übertrafen. Tyler Brülé, ein kanadischer Verleger und Werber, wiederum beschreibt Alfred Comte als «aussergewöhnlichen Mann, der eine Ausnahmezeit veranschaulicht sowie mitverantwortlich ist dafür, wie wir heute die Welt bereisen».

«Ah, from Switzerland»

«Ich erinnere mich an seine Stimme, seine Hände und sein weiches Frühstücksei», sagt Michel Comte, der elf war, als sein Grossvater starb. Der wortkarge alte Mann habe mit ihm Modellflieger aus Holz gebaut, «er ist mir nahe».

Was wohl auch damit zusammenhängt, dass Michel als Jugendlicher und Erwachsener immer wieder auf Spuren von respektive Erinnerungen an Alfred stiess: Im Jahr 1971 etwa habe er am Stadtrand von Edinburgh den Daumen in den Regen gehalten, damit ein Auto ihn mitnehme ins weitentfernte Oxford, wo er zur Schule ging. Nach langem Warten habe der Fahrer eines Aston Martin DB4 gehalten. Der Mann habe sich vorgestellt, «John», und sich erkundigt, woher der *lad*, Junge, denn sei. «Ah, from Switzerland», er habe einen sehr guten Freund von dort gehabt, «einen Pilo-



Gross denken: Flugpionier Alfred Comte, um 1915; Michel Comte mit Gattin Ayoko, 2020.

ten, verrückter Kerl, ich schreibe seiner Witwe Erika noch immer ...» Oder fünfzehn Jahre später, im Airport von Alice Springs in Australien, 24 Flugstunden entfernt von New York, wo Michel damals wohnte, habe er ein stark vergrössertes Foto einer AC-4 «Gentleman» an der Wand der Ankunftshalle erblickt, eines Flugzeugs, das sein Grossvater entwickelt hatte und von dem elf Stück gebaut wurden (zwischen 1928 und 1930).

Nach dem Ersten Weltkrieg – Alfred Comte diente von 1914 bis 1916 als Pilot der Schweizer Luftwaffe, die folgenden zwei Jahre als Militärfluglehrer – gründete er mit Walter Mittelholzer die Firma «Comte, Mittelholzer und Co., Luftbildverlagsanstalt und Passagierflüge», damit sollte der Luftverkehr zwischen Zürich und St. Moritz abgewickelt werden. Wenige Monate später taten sich die beiden mit der finanzstärkeren Ad Astra Aero zusammen, dem Vorläuferunternehmen der Swissair. Comte flog in der Folge als Erster von Zürich nach London (Quelle: Wikipedia). Und laut Michel Comte ebenfalls als Erster die Stre-

cke St. Moritz–London, mit einem Gast, der seinen Zug verpasst hatte; der Brite habe Alfred als «daredevil», Draufgänger, bezeichnet, sei aber nichtsdestotrotz eingestiegen.

Nachdem er von Ad Astra entlassen wurde (wegen Nichterscheins an einem Arbeitstag), machte er sich selbständig – 1923 begann das Unternehmen «Alfred Comte, Luftverkehrs- & Sportfliegerschule» in Oberrieden Flugzeuge und Flugzeugteile herzustellen, drei Jahre später entstand «Alfred Comte, Schweizerische Flugzeugfabrik», die erste private Flugzeugfabrik der Schweiz. Comtes Erzeugnisse seien über die Landesgrenzen hinaus geschätzt worden, doch geschäftlich musste er Rückschläge hinnehmen (Wikipedia), 1935 wurde Konkurs angemeldet. Während des Zweiten Weltkriegs diente er erneut der Luftwaffe, Comte brachte es zum Hauptmann, danach leitete er eine Flugschule in Spreitenbach.

In seinem Atelier in Uetikon am See nimmt Michel Comte an einem regnerischen Nachmittag diesen Juli Walter Mittelholzers «Alpenflug» vom Bücherregal (Comte wohnt seit eini-



Erde als primäres Medium: Land-Art-Projekt bei Harran (links), archäologische Fundstätte in einer Höhle dort.

gen Jahren mit seiner japanischen Frau Ayako, die auch seine Muse ist, sowie zwei Hunden und drei Katzen in Küsnacht). Er blättert durch das 1928 erschienene Buch mit 191 Fliegeraufnahmen von Gipfeln, Spitzen und Hörnern der Alpen. Berge hätten ihn begeistert, solange er zurückdenken könne, sagt er. Das liege in der Familie. Im von ihm herausgegebenen «Aviator» gibt es ein Bild seiner Eltern, es zeigt Mutter Sylvia und Vater Alfred (wie der Grossvater) auf einem Gipfel, aneinandergeschmiegt und lächelnd, das war 1953; Alfred, 94, arbeitete früher für einen Verlag, er ist noch rüstig, besucht Vernissagen seines Einzelkinds Michel, Sylvia starb vor sechs Jahren.

Aus Michel wurde kein Pilot, er habe die Ausbildung im Militärdienst abbrechen müssen, nach einem Reitunfall; was er jahrzehntelang war immerhin: Vielflieger. Und ein Kletterer. Mitte der 1980er Jahre – nachdem er zuerst Restaurator gelernt und etwa für Karl Lagerfeld gearbeitet hatte, fotografierte er zur Hauptsache Mode und Porträts für *Vogue Italia* oder *Interview Magazine* sowie Reklameauftraggeber; er ging aber auch auf Reportage für das Rote Kreuz in

Aufschneiderisch? Kann man meinen. Doch gelogen ist es nicht. Nicht mal übertrieben.

Krisengebiete – habe er eine Zeitlang in Tibet gelebt. Und geplant, den K2 zu besteigen (er brach die Übung ab, nachdem ein Kletterfreund abgestürzt war).

Dort habe er eine Gruppe chinesischer Wissenschaftler getroffen, die das Schmelzen von Gletschern erforschten. «Zu einer Zeit, als es hiess, der Rückgang betrage vielleicht fünfzig Zentimeter jährlich», sagt er, «vermutlich waren es aber schon damals eher 150 Meter im Jahr.» Die Chinesen hätten eine mögliche Wasserknappheit erforscht, die sie ab zirka 2030 befürchteten. Worauf er angefangen habe,

die Gletscherschmelze an verschiedenen Orten der Welt fotografisch festzuhalten. Und Sedimente – Ablagerungen, die von schmelzenden Gletschern hinterlassen werden – zu sammeln.

Auf die Kunstrichtung Land Art war er in den 1980er Jahren in Kalifornien aufmerksam geworden. Dort hatten fünfzehn Jahre zuvor einige amerikanische Künstler (darunter Robert Smithson, Walter De Maria oder Michael Heizer) begonnen, Werke herzustellen, für die die Erde als primäres Medium diene. Das Interesse für Land Art, die als radikales Genre gilt, da Werke jahre-, manchmal jahrzehntelange Produktionsprozesse benötigen, habe ihn seither nicht mehr losgelassen, sagt er. 2015 erschien «Troublemakers. The Story of Land Art», Michel Comte war Co-Produzent des Dokumentarfilms.

Zu gut, um wahr zu sein

Vor zirka zweieinhalb Jahren schliesslich wurde er auf ein Gebiet bei der antiken Stadt Harran am äusseren Rand der Türkei aufmerksam. In dieser recht unwirtlichen, nicht leicht zugänglichen Gegend nahe der Grenze zu Syrien pachtete er 2500 Quadratkilometer Land für 59 Jahre. Und ist seither an einem Land-Art-Projekt, das man, wenn es fertiggestellt sein wird, auch auf Satellitenbildern erkennen könne, sagt er. Es erinnere an die Nazca-Linien in Peru, die zwischen 800 v. Chr. und 600 n. Chr. entstanden, stand in der *Neuen Zürcher Zeitung*: «Aus zwanzig bis fünfundzwanzig Meter breiten Kreisen aus hellem Stein besteht die Vision. Einzelne davon sind als Kanäle angelegt und mit Wasser gefüllt, andere mit Solarpaneelen versehen, die in der Dämmerung Licht abgeben.» Die NZZ-Kritikerin beschrieb das Vorhaben als gigantisch, waghalsig sowie verrückt, meinte das wohl als Kompliment, fragte aber: «Ist dieser Mann grössenwahnsinnig?»

Wäre die Frage an mich gegangen, hätte ich geantwortet: «Nein, ist er nicht. Oder jedenfalls nicht mehr, diese Phase ist vorbei.» Er

macht einfach, was er machen will. Und denkt gross dabei. Was in unserem kleinen Land nicht bei allen gleich gut ankommt respektive immer verstanden wird.

Michel und ich kennen uns seit fünfzehn Jahren. Ich habe gelernt, dass er viel verspricht und manchmal Geschichten erzählt, die man als zu gut, um wahr zu sein, hören kann. Ich habe aber auch gelernt, dass er das meiste hält. Und die Geschichten, wenigstens im Kern, stimmen. Während eines Gesprächs kürzlich sagte er beispielsweise: «Ich war einer der most frequent Con-

corde-flyers [des Überschall-Passagierjets]. Ich habe amerikanische Präsidenten getroffen, mit Miles Davis gearbeitet, Louise Bourgeois, Georgia O'Keeffe...» Aufschneiderisch? Kann man meinen. Doch gelogen ist es nicht. Nicht mal übertrieben.

Die Sedimente, Ablagerungen, die die Gletscherschmelze hinterlässt? Sammelt er tatsächlich seit Jahrzehnten, in den vergangenen Jahren erst stellte er diese in Glaskästen aus wie Bilder, etwa im Maxxi-Museum in Rom oder bei einem seiner Galeristen, Urs Meile in Luzern. Sein Film «The Girl from Nagasaki» (2013), bei dem es sich um eine Neuauflage von Puccinis «Madama Butterfly» handelt und der ihn Millionen gekostet habe? Bekam gute Bewertungen von Kritikern und bei IMDb, der Online-Filmdatenbank, 7,7 Punkte (von 10 möglichen). Und nun also Land Art in Nordmesopotamien, die man auf Satellitenbildern erkennen kann... Ich denke, dass er auch dieses Werk abschliessen wird.

Alfred Comte, der Grossvater und *daredevil*, war frühreif, er holte sich die Pilotenlizenz nach sechseinhalb Flugstunden als Achtzehnjähriger. Alfred junior, Michels Vater, nahm's ein wenig gemütlicher im Leben; erst neuerdings, er wird bald 95, begeisterte er sich für die Kunstwerke seines Sohns. Und Michel, der aus seiner ersten Ehe zwei erwachsene Söhne hat, war/ist ein Draufgänger auf seine Art: als Fotograf ein Frühreifer, als Künstler ein *late bloomer*, Spätzünder. Oder wie Frank Sinatra, mit dem Michel vermutlich auch gearbeitet hat oder wenigstens bekannt war, sagen würde: «The best is yet to come.»

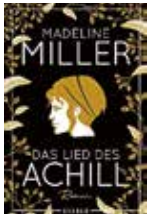
Ende Mai/Anfang Juni 2022 eröffnen in der Villa Panza in Varese beziehungsweise im Old Royal Naval College in London-Greenwich zeitgleich zwei im Dialog miteinander stehende Retrospektiven/Ausstellungen von Michel Comte. Sie zeigen seine Gletscherbilder, die neuen Arbeiten «Red Water/Red Rain» sowie seine «Erosion»-Installationen.

Je länger der Abend, desto kürzer die Weile

Die gute Lektüre versüsst uns den verspäteten Sommer.
Tipps von den *Weltwoche*-Autoren.

Sexy und berührend

Madeline Miller: Das Lied des Achill.
Eisele. 416 S., Fr. 25.90



Kürzlich bekam ich von meiner Tochter ein Buch geschenkt, das ich mir selber nicht ausgesucht hätte. Das Leben von Achill, neu erzählt. Staubig, befürchtete ich. Und was passierte? Ich konnte es nicht weglegen und musste mir immer hastig Tränen wegwischen, wenn die Familie ins Wohnzimmer kam. Am Schluss weinte ich. Die Geschichte ist aus der Sicht von Patroklos erzählt, einem scheuen Knaben, der mit zehn Jahren an den Hof von König Peleus geschickt wird. Dort wächst er mit Achill auf, dem strahlenden, starken und schönen Sohn von Peleus. Die beiden werden mit der Zeit Freunde, später Liebende; dies nicht zur Freude von Achills Mutter Thetis, einer Meeressäugerin. Als nach dem Raub der Helena alle Helden Griechenlands in den Krieg gegen Troja ziehen, will Achill mit, und Patroklos folgt ihm. Das Buch ist wunderbar geschrieben; es ist eine Coming-of-Age-Geschichte ebenso wie ein Superheldenspektakel, brutal und sexy und berührend. *Daniela Niederberger*

Karibisch gelassen

Stieg Larsson: Verdammnis.
Heyne. 751 S., Fr. 31.90



Mit Lisbeth Salander und Mikael Blomkvist schuf der schwedische Journalist und Autor Stieg Larsson nicht nur eines der bekanntesten Ermittlerduos, sondern beschrieb auch die Aspekte des Lebens im 21. Jahrhundert – ob Banküberweisungen, Einkaufen im Supermarkt, die Arbeit im Büro oder zu Hause, die verregneten Tage auf vollen Strassen oder die Ferien in Hitze-Regionen. Der zweite Teil der

Millennium-Trilogie beginnt eben damit: Salander verweilt nach einer Schönheitsoperation in der Karibik und tut, was ganz normale Menschen so tun. Für die Spannung verhindert sie natürlich auch einen Mord, ehe sie im Verlauf des Buches nach Schweden zurückkehrt und sich mit ihrem kriminellen Vater und mehreren Institutionen anlegt. Lesenswert ist das, weil alle diese Erlebnisse – ob ein gewaltvoller Kampf, eine sexuelle Beziehung oder die Morgenroutine – auf eine immer seltenere Art beschrieben werden: völlig ohne Wertung, mit nihilistischer Gleichgültigkeit. *Anton Beck*

Fröhliche Dolce Vita

Françoise Sagan: Bonjour Tristesse.
Ullstein. 176 S., Fr. 26.90



Frankreich im Sommer 1953. Der umtriebige Pariser Werbefachmann Raymond, 40, mietet irgendwo zwischen Saint-Raphaël und Cannes eine Villa, um dort mit seiner lebenshungrigen Tochter Cécile, 17, und dem Partygirl Elsa, 29, sorglose Ferien zu verbringen. Ein paar Tage feiert das Trio fröhlich die Dolce Vita. Doch dann taucht Raymonds alte Freundin Anne, 42, auf, die neben ihrem Beruf als Modedesignerin noch dieses altmodische Faible für Treue und Verantwortung anstelle von schnellem Sex und genussüchtiger Eskapaden hat. Als Anne und Raymond eines Tages verkünden, dass sie heiraten wollen, beginnt die kleine Cécile ein mörderisches Spiel, um das zu verhindern. Was wie ein banales Sommermärchen aus den goldenen Jahren der Nierentisch-Ära an der Riviera klingt, ist immer noch die pure Provokation. Ein brillanter Psychothriller der damals erst achtzehnjährigen Autorin, der gegen Moral und Engagement das Hohelied der Lust singt – cool wie Chet Baker, zynisch wie Michel Houellebecq und süffig wie ein Martini on the rocks unter der Sonne des Südens. *Dagmar Just*

Bootsfahrt ins Innere

Virginia Woolf: Die Fahrt zum Leuchtturm.
Hofenberg. 184 S., Fr. 26.90



Die britische Schriftstellerin Virginia Woolf berichtet in diesem 1927 erschienenen Roman von ihren Kindheits-erinnerungen. Die Autorin erzählt sie aus der Sicht einzelner Protagonisten wie etwa der dominierenden Mutter, Ms Ramsay, die mit ihrem Mann in einer konfliktreichen Beziehung steht. Auftakt der Handlung ist die geplante Bootsfahrt zu einem Leuchtturm in den Gewässern der Hebrideninsel Skye. Die Expedition wird vorerst abgeblasen und erst zehn Jahre später, nach dem Ersten Weltkrieg, nachgeholt, so dass Rückblenden die früheren Geschehnisse in einem anderen Licht erscheinen lassen. «Die Fahrt zum Leuchtturm», übersetzt von Karl Lerbs, ist ein literarisches Meisterwerk, das einen gedanklich jahrelang begleitet. Es perfektioniert die Erzähltechnik des *stream of consciousness*, der erlebten Rede, die dem Leser das Innere einer Romanfigur glaubhaft erschliesst. *Rolf Hürzeler*

Ausgerechnet St. Ives

Rachel Elliott: Bären füttern verboten.
Mare. 336 S., Fr. 33.90



Wieso ist es ausgerechnet in St. Ives, dass Sydney von einem Flachdach stürzt – die besessene Freerunnerin, die bisher noch jede Wand hochgerannt ist und jeden Sprung gemeistert hat? Und wieso ist es Maria, die sie beim abendlichen Hundespaziergang findet? Manchmal scheint es so, als könnten die Koinzidenzen des Lebens nicht einfach Zufall sein. Dass sich mit Sydney und Maria zwei Lebensgeschichten begegnen, die jeweils von



«Süffig wie ein Martini on the rocks unter der Sonne des Südens.»

Weltwoche Nr. 30.21
Illustration: Oleg Oprisco

einem traumatischen Verlust in jungem Alter gezeichnet sind, bringt plötzlich für gleich zwei Familien umwälzende Entwicklungen in Gang. Auf selten gesehene kunstvolle Art erzählt Rachel Elliott, wie sich in der Verschränkung zweier Familiengeschichten festgezurte Verhältnisse auf eine Art lockern, die niemand mehr für möglich gehalten hätte: Kann es wirklich sein, dass nicht die Untröstlichkeit, zu bitterem Groll erstarrt, das letzte Wort zwischen Sydney und ihrem Vater Howard hat? Rachel Elliott hat ein geheimnisvolles, ein durch und durch staunenswertes Buch geschrieben. *Bernadette Conrad*

Komplex und fordernd

Lucinda Riley: Die verschwundene Schwester.
Goldmann. 832 S., Fr. 29.90



Beste Sommerlektüre ist «Die verschwundene Schwester» – Band 7 der Plejaden-Saga der irischen Bestsellerautorin. Das über 800 Seiten dicke Werk ist komplexer und fordernder als frühere Romane über die Adoptivschwestern d'Aplièse. Vielleicht deshalb, weil Lucinda Riley sich in ihrer Heimat West Cork bewegt und ihre Vergangenheit mit aufarbeitet. Sie zeichnet, historisch zugespitzt, den irisch-britischen Konflikt um Irlands Unabhängigkeit im 20. Jahrhundert nach und stellt, wie stets, starke, engagierte Frauen in den Mittelpunkt, die vor allem eines suchen: sich selbst und Frieden. Eineinhalb Jahre arbeitete die an Krebs erkrankte Autorin an dem Buch, diktierte zuletzt im Krankenhaus. Im Juni verstarb sie leise. Den überraschten Fans hinterliess sie Passagen eines Folgebands, der das Rätsel um den mysteriösen Adoptivvater Pa Salt endgültig lösen soll. Mit Band 7 setzte Riley sich ihr Denkmal. Band 8 ist ihre Testamentseröffnung – Sohn Harry erhielt den Auftrag, die Saga zu vollenden. *Bettina de Cosnac*

Femme fatale

Pauline Delabroy-Allard: Es ist Sarah.
FVA. 192 S., Fr. 33.90



Ich wünschte, ich könnte dieses Buch noch einmal zum ersten Mal lesen: Mit «Es ist Sarah» (übersetzt von Sina de Malafosse) gelang der Französin Pauline Delabroy-Allard im Jahr 2018 nicht nur ein atemberaubendes, ein betörendes Debüt, sondern auch ein literarischer Wurf: Sie schaffte es in die zweite Runde des

renommierten Prix Goncourt. Der Roman der damals dreissigjährigen Autorin bringt das Sujet der Femme fatale auf ein neues Level. Entstanden ist eine grosse Beschwörung, eine soghafte Erzählung voller Sätze, in denen es um alles geht. Für mich eine der schönsten und dunkelsten Liebesgeschichten der letzten Jahre – genau das Richtige für einen fieberheissen Lesetag am Strand. *Claudia Schumacher*

Leichtfüssig

Jordi Puntí: Messi – Eine Stilkunde. Kunstmann. 184 S., Fr. 31.90



Lionel Messi, das argentinische Fussball-Genie, ist faszinierend. «Der Fussballer, für den die Adjektive nicht ausreichen», so huldigt ihm Jordi Puntí, sein Biograf. Seine «Stilkunde» ist wie der beschriebene Spieler: leichtfüssig.

Das Buch ist eine Aussenbetrachtung des Fussballfans Puntí im Camp Nou, in Messis Stadion, seinem zweiten Zuhause. Das macht Sinn; über den privaten Lionel Messi weiss man wenig, der 34-Jährige gibt praktisch keine Interviews. Also analysiert der Autor den Dribbelkönig aus der Ferne und zoomt auf das «Wunder der Biomechanik», fast nie verletzt, praktisch ohne Schwächen, trotz seiner 1,70 Meter. Er vergleicht ihn mit den ganz Grossen seines Fachs: mit Cristiano Ronaldo, seinem ewigen Rivalen; mit Ronaldinho, seinem brasilianischen Mentor, der dem Newcomer Messi in der Kabine den Spind neben sich anbot; mit Maradona, Argentiniens ewigem Fussballgott. Dieses Buch über die Gründe, warum auch gegenwärtig keiner an Messi herankommt, empfehle ich wärmstens als Sommerlektüre. Denn nach der EM ist vor der WM. Es könnte Messis letzte sein, vielleicht. *Roman Zeller*

Noch berührender

Marguerite Duras: Der Liebhaber. Suhrkamp. 218 S., Fr. 16.90



Die im damaligen Indochina aufgewachsene Französin Duras war bereits siebzig, als sie den «Liebhaber» schrieb. Konservative schmähten den Roman als unmoralische Lolita-Autobiografie, die Jury des Prix Goncourt verlieh ihr Frankreichs höchsten Literaturpreis. Fast vierzig Jahre nach Erscheinen liest sich der berühmte Roman über das fünfzehnjährige französische Mädchen in Saigon und seinen scheuen, fast doppelt so alten chinesischen Liebhaber wie eine private Auflehnung

gegen den rigiden Kolonialismus, die ihnen immerhin die schamfreie Entdeckung ihrer Lust beschert. Wie sehr sie ihn liebt, begreift das Mädchen erst viel später klar. Ihre Familie, emotional und finanziell verwahrlost, verachtet den dreckigen Chinesen, nimmt aber bereitwillig sein Geld. Der reiche Vater des Chinesen würde den Sohn lieber tot sehen als verheiratet mit der «kleinen weissen Hure». Über die quälenden politischen Verhältnisse wird nach Möglichkeit geschwiegen. Nur einmal warnt die Erzählerin nach ihrer Rückkehr nach Frankreich vor dem Aberglauben, «an eine politische Lösung des persönlichen Problems zu glauben». So illusionslos erinnerte ich das Buch nicht. Aber bei der zweiten Lektüre war es noch berührender als bei der ersten.

Beatrice Schlag

Kurztrip ins Zauberland

Gregor von Rezzori: Maghrebinische Geschichten. Rimbaud. 185 S., Fr. 44.90



Sind Sie es leid, in Socken durchs Minenfeld politischer Korrektheit zu trapsen? Kommen Sie nach Maghrebinien, wo Männer noch Männer, Frauen hochbusig und Transgender Zwitter sind und die Gesetze auf zwei Säulen ruhen: Gelassenheit der Seele und Bakschisch. Als die «Maghrebinischen Geschichten» 1953 erschienen, waren sie Berichte aus einem bizarren Landstrich. Heute erscheinen sie wie ein nostalgischer Sehnsuchtsort früherer Normalität – pralles, reiches, krummes Leben. Auf einer Karte ist Maghrebinien nicht zu finden, doch seine Grenzen decken sich mit Südosteuropa – weshalb das Buch Pflichtlektüre sein sollte für alle Westeuropäer in Brüssel und auch anderswo, die Ungarn, Griechen oder Bulgaren partout nicht verstehen. Ein Kurztrip in dieses fehlerhafte Zauberland würde Wunder wirken. *Wolfgang Koydl*

Goldgrube für Anekdoten

Quentin Tarantino: Es war einmal in Hollywood. Kiepenheuer & Witsch. 416 S., Fr. 38.90



Der erste Roman des berühmten Filmregisseurs Quentin Tarantino, Anfang Juli erschienen, stieg in die *New York Times*-Bestsellerliste direkt auf Platz eins ein. Das ist kaum verwunderlich, denn wo Tarantino draufsteht, ist saftige, verwegene Unterhaltung drin. Jetzt auch in Buchform. Tarantino verarbeitete seinen knapp drei-

stündigen prickelnden Filmhit «Once Upon a Time in Hollywood» (2019) kurzerhand zu 400 Seiten Lesefutter. Er schreibt, wie er inszeniert: brillant auf den Punkt. Weil er einem seine ganz persönlichen Leidenschaften aber fast schon zwanghaft aufdrängen möchte, sind manche Passagen auch im Buch zu geschwätzig. Das bedeutet: Wer sich nicht fürs Filmgeschäft oder für Western interessiert, wird sich langweilen. Für alle anderen ist der Roman ein wahrer Genuss, eine Goldgrube, gefüllt mit Anekdoten, Gemeinheiten und Betrachtungen, die von genialen Analysen des Werks Akira Kurosawas bis zur sexuellen Verspieltheit der Hippies reichen. Die grösste Überraschung für «Once Upon a Time in Hollywood»-Fans: Der feurige Schluss des Films findet im Buch als Randbemerkung bereits im ersten Drittel statt. *Benjamin Bögli*

Wer geht, sieht mehr

Johann Gottfried Seume: Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. Insel. 455 S., Fr. 17.90



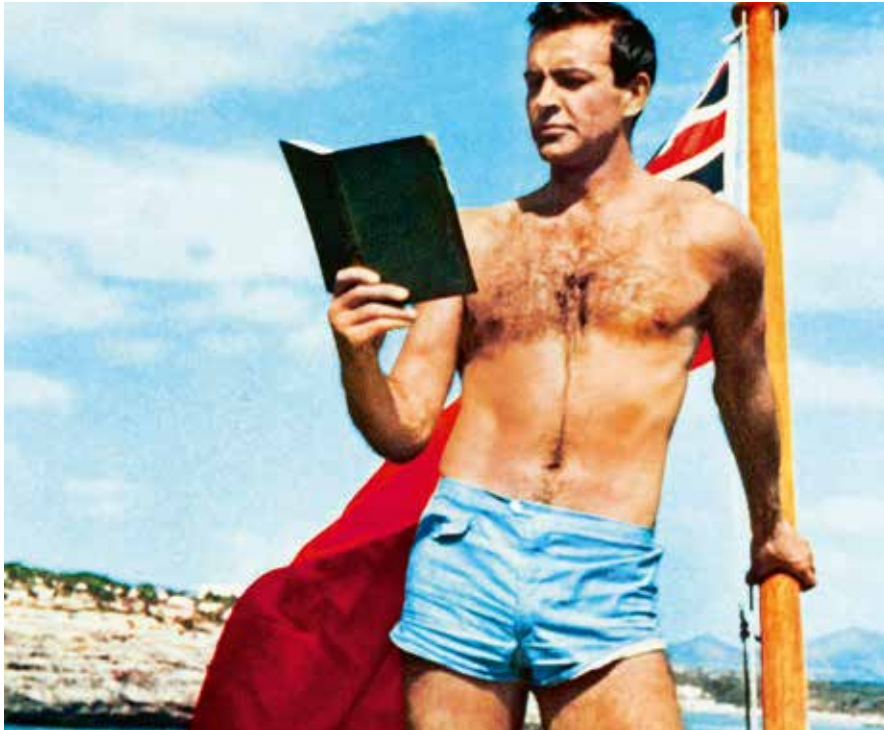
Der Titel ist irreführend. Es war ein Gewaltmarsch, den der 38-jährige Seume von Leipzig bis Syrakus absolvierte. Aber der ehemalige Hauslehrer und Korrektor war hellwach unterwegs. Anders als viele Bildungsreisende des 19. Jahrhunderts, die in Italien vom Kunst- und Kulturerlebnis beseelt waren, interessierte sich Seume für die Lebensbedingungen der Menschen, denen er begegnete. Die Armut in Sizilien empörte ihn, gegen die dortigen Bettler kamen ihm die römischen wohlhabend vor. Als Verfechter von Vernunft, Gerechtigkeit, Freiheit und Humanität kritisierte er soziale Missstände ebenso wie das «Religionsunwesen». Nicht den ästhetischen Rausch suchte er, sondern den realen Alltag. Das macht seine nüchternen Beobachtungen im Vorbeigehen bis heute lesenswert. «Wer geht», schrieb er während einer späteren Reise, «sieht im Durchschnitt anthropologisch und kosmisch mehr, als wer fährt.» *Daniel Weber*

Liebe aus der Zukunft

Giuseppe Gracia: Der Tod ist ein Kommunist. Fontis. 128 S., Fr. 23.90



Eine wahre Liebe aus der Zukunft, eine anständige Weltverschwörung mit Geheimloge, ein heruntergekommener und ahnungsloser Journalist (natürlich!), der Professor, der in der Irrenanstalt landet, weil er vor



«Genau das Richtige für einen feberheissen Lesetag am Strand.»

einem Impfstoff warnt, und eine schreckliche Prophezeiung über den Untergang der Menschheit – nicht umsonst trägt der herrlich rasante satirische Roman gegen die akute Corona-Depression von Giuseppe Gracia den Untertitel «Ein Fiebertraum». Eine nicht unerhebliche Rolle spielen auch ein lachsfarbenes Höschchen und ein paar glattrasierte, queer-vegane Hohepriesterinnen als Hüterinnen der Erlösung, die sich zwar emanzipatorisch, aber doch ein bisschen verrannt haben. Ähnlichkeiten mit den gegenwärtigen Weltgeschehnissen, einer Überdosis James-Bond-Filmen und gängigen Verschwörungstheorien nicht ganz ausgeschlossen. Mit diesem Plot hat das Buch reale Chancen, von der WHO als Fake News klassifiziert zu werden. Man sollte sich rechtzeitig ein Exemplar sichern. *Birgit Kelle*

Märtyrer der Freiheit

Wolfgang Schuller: Cicero oder Der letzte Kampf um die Republik – Eine Biographie. C. H. Beck. 255 S., Fr. 36.90



Diese Biografie des herausragenden Römers Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.) – Anwalt, Politiker, Philosoph, Redner, literarische Hochbegabung, Märtyrer der Freiheit – ist für mich die Sommerlektüre schlechthin. Der Historiker Wolfgang Schuller hat Ciceros Leben kompakt und verständlich aufgeschrieben. Es ist ein Leben in einer der blutigsten und turbulentesten Pha-

sen der römischen Republik, deren Untergang in Bürgerkrieg und Tyrannei Cicero nicht nur brillant beschrieb, sondern als tätiger Beobachter hautnah miterlebte. Das Buch ist gleichzeitig tröstlich und eine Warnung: Tröstlich deshalb, weil es zeigt, dass es früher viel schlimmer zugeht in der Politik. Eine Warnung insofern, als uns Ciceros Geschichte vor Augen führt, wie schnell eine jahrhundertalte republikanische, an den Zeitumständen gemessene freiheitliche und demokratische Ordnung zuschanden geritten werden kann von machtgierigen, herrschsüchtigen Figuren, die sich für Götter halten, um alle andern zu bevormunden, herumzukommandieren und zu versklaven. Das Personal und die Bühnenbilder haben gewechselt, aber das Theaterstück ist geblieben. Es wird immer wieder aufgeführt, leider. «O tempora, o mores», wie es Cicero ausdrückte. Wer mehr als 250 Seiten über diesen Giganten lesen möchte, dem sei die absolut brillante Biografietrilogie von Robert Harris empfohlen. *Roger Köppel*

Sätze wie Kugeln

Ernest Hemingway: Paris, ein Fest fürs Leben. Rowohlt. 336 S., Fr. 14.90

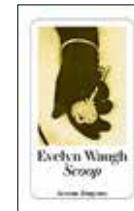


Hemingway hat mich ein paar Jahre meines Lebens gekostet, aber es waren nicht die schlechtesten. Ich war damals jung, wollte schreiben wie er, leben wie er, verwundet sein wie er, F. Scott Fitzgerald zum Freund

haben wie er. Es war, als ob ich mich eine Zeitlang in seinen Worten, Sätzen und Geschichten auflöste. Er gab mir, wie kein anderer, glaube ich, eine Ahnung vom Schreiben, vom Trinken ebenfalls, und eine Gier nach einem mittlerweile furchtbar unmodern gewordenen Männerleben auch. Ich schrieb tatsächlich in Paris in seinen Cafés mit Bleistift in Notizbücher, ging im Golfstrom hochseefischen und auf den grünen Hügeln Afrikas auf Safari. Ich habe alles von ihm gelesen in dieser Zeit, das meiste mehrmals, dann kamen andere Schreiber und meine eigene Tipperei, und gelegentlich vermisste ich ihn, meist dann, wenn ich keine Worte fand, die mir mein Dasein erklärt hätten. Vor sechzig Jahren und ein paar Tagen hat er sich erschossen, 62-jährig, wortlos, wenn man so will, und ich sass an seinem diesjährigen Todestag zu Hause, es war nachts, ich wollte weg, konnte aber nicht fort. Ich stand auf, stellte mich vor meine Hemingway-Sammlung und nahm «Paris, ein Fest fürs Leben», seine Erinnerungen an jene Zeit, in der mehr Worte flossen als Alkohol und in der einen Satz an der Angel zu haben mehr wert war als einen Marlin. Es sind seine letzten Sätze, so gradlinig präzise wie Kugeln aus einer Schrotflinte. *Michael Bahnerth*

Ahnungslos in Afrika

Evelyn Waugh: Scoop. Diogenes. 320 S., Fr. 18.90



Früher war der Journalismus besser, lautet eine beliebte Klage in diesen Pandemiezeiten. Doch stimmt das wirklich? Schon 1938 veröffentlichte der britische Schriftsteller Evelyn Waugh eine brillante Satire auf das Nachrichten-

geschäft. Er kannte es aus eigener Anschauung, als Kriegsreporter für die *Daily Mail* in Äthiopien. In seinem Roman «Scoop» schickt das *Daily Beast* den braven Landadligen William Boot in ein afrikanisches Krisengebiet. Normalerweise schreibt Boot die Naturkolumne auf der letzten Seite. Sein blumig-naiver Stil – «Leichtfüßig durchs glucksende Moor schweift die pirschende Wühlmaus» – ist das Gegenteil des abgebrühten Reporter-Sounds. Tatsächlich ist das Ganze ein Missverständnis: Eigentlich hätte ein Namensvetter, der Liebblingsschriftsteller des Premiers, nach Afrika reisen sollen. Stattdessen stolpert nun William Boot ahnungslos durch die Geschichte, ausgerüstet mit grotesk viel Gepäck. Trotzdem gelingt ihm zufällig ein Scoop, eine grosse Story. Zu Hause ist er ein gefeierter Mann. Seien wir ehrlich: Journalismus war schon immer ein windiges Gewerbe. *Erik Ebnetter*



Wildschweine, Krähen, fremde Fötzel.

Fricktal, mon amour

Nach der Pubertät auf und davon und später wieder zurück:
Wo unser Autor eine Heimat fand – und immer noch etwas fremdelt.

Christoph Grenacher

Als Nebenberufs-Bergbauer im Entlebuch war die *Tierwelt* Pflicht für mich. Und ein Glücksbringer, als mir nach Gewehrsalven bäurischer Neidhammel auf mein Haus am Fuss des Napfs polizeilich empfohlen wurde, die Gegend zu verlassen: Im Anzeigenteil der Zeitschrift fand ich meine neue Bleibe im Fricktal – zwei Dörfer weg vom Ort, in dem ich geboren wurde.

Meine dreissig Schafe blökten fortan ein paar Hügel weiter auf den Wiesen eines international gesuchten Waffen- und Drogenhändlers, den Wohnwagen als Zuflucht während des Hausumbaus fand ich beim Vater meiner ersten richtigen Liebe, und die Bretter, Steine, den Mörtel und die Farbe für die erste Instandstellung gab's für D-Mark günstig ennet der Grenze.

Welcome home! Alles paletti?

Von wegen: Ich kam mir vor wie die ersten Saisonniers, die bei Erne *chrampften*, dem heute

schweizweit bekannten Baugeschäft. Als die Gastarbeiter nach der Pension mit Sack und Pack von Laufenburg heimwärts nach Leonforte zogen, waren sie auch in Sizilien plötzlich die Anderen – so wie ich mich nun back im Fricktal nicht mehr daran erinnerte, dass sich fremd gewordene Fötzel zu jener Zeit schleunigst den Gepflogenheiten der Einheimischen anzupassen hatten.

Saurier und Römer

Das hatte ja auch Adamo Franchina erfahren. Wie er am 22. April 1968 mit drei Kollegen in Kaisten auf dem Heimweg war, tauchten plötzlich zwei junge Schweizer auf und feuerten mehrere Schüsse auf das Quartett. Der Römer Journalist Concetto Vecchio schildert in seinem Buch «Jagt sie weg!», wie Franchina am Unterarm getroffen wird, seine Kollegen aber die Angreifer verfolgen und für deren Verhaftung sorgen:

«Zwei Rowdys, die sich einen Spass daraus machen, mal eben ein paar Italiener abzuknallen.»

Da war ich nun also, in dieser fremden Heimat. «Im Fricktal fühlen sich Wildschweine und Krähen sauwohl», notierte unlängst, mit Blick auf die Jagdstatistik, die *Aargauer Zeitung*.

Die Gegend zwischen dem Kernkraftwerk Leibstadt und dem nie gebauten Atommeiler Kaiseraugst, vom restlichen Aargau durch die Staffelegg abgeschirmt und im Lebens- und Arbeitsraum eher Richtung Basel oder dem Zurichbiet und Baden zugewandt, ist ein wahrhaft sonderliches Stück Schweiz.

Das Fricktal beherbergt nämlich nicht nur Wildschweine und Krähen. Zwar wurde die Region östlich von Basel mit gut 80000 Einwohnern in 36 Gemeinden zuerst tatsächlich auch auf vier Pfoten entdeckt – durch die Saurier. Später sorgten die Römer für etwas Ordnung, bevor die Gegend ein paar Schlachten

später von machtbewussten Habsburgern einverleibt wurde. 1801 reichten die Österreicher die knapp 300 Quadratkilometer an Frankreich weiter; es blieb ein Landstrich, dessen Bewohner im Gegensatz zu den Wildschweinen und den Krähen nie so genau wussten, wo sie hingehörten. Da half auch ein eigener Kanton (1802–1803) wenig – Napoleon Bonaparte setzte mit der Mediationsakte der Eigenständigkeit ein Ende; der Kanton Fricktal verschwand im Kuddelmuddel der Helvetischen Republik: aus, fertig, amen.

Reservat der einstigen Habenichtse

Die Gegend zwischen Schwaderloch und Kaiseraugst am Rhein, dem Möhlintal im Westen und dem Mettauertal im Osten, dieser magere Strich Land, durchlitt Missjahre und Hungersnöte, zwang zur Auswanderung oder produzierte Wanderarbeitslose wie Karl Alois Deiss (1886–1960), dessen Schicksal Gerhard Trottmann in einer wunderbaren Dokumentation («Im Irrgarten des Lebens») festgehalten hat: Deiss' gottesfürchtige Mutter schleppt den kleinen Alois unentwegt in die Kirche, während sein verschrobener Vater mit einem Geschäft in Mumpf verlumpt. So kommt auch Alois vor lauter Knien in den Kirchbänken nie auf die Beine des Lebens, heuert in der Fremdenlegion an, beschafft sich als Kleinkrimineller Geld und arbeitet schweizweit kurz hier und da. Vor allem aber schreibt er, so er nicht gerade im Gefängnis sitzt oder in einem Arbeitslager, während 44 Jahren und immer in Gedichtform an den Gemeinderat und bittet um Unterstützung – was so wenig nützt wie seine exakte Anleitung zur eigenen Beerdigung oder seine Erfindungen, wie etwa das «kombinierte dreirädrige Ruder-, Land- und Wasser-Velo-Boot».

In diesem Irrgarten einer wunderbaren Landschaft bin nun also auch ich sesshaft geworden, so wie die Musikerin Sol Gabetta (Olsberg), der Fussballer Xherdan Shaqiri (Rheinfelden, Umbau mit sechs Badezimmern im Villenviertel Kapuzinerberg), Schriftsteller Christian Halter (Laufenburg), Underberg-Erbin Hubertine Underberg-Ruder (Frick), ETH-Präsident Joël Mesot (Gansingen), Medienunternehmer Bernhard Burgener (Zeiningen), Orientierungslauf-Weltmeister Matthias Kyburz (Möhlin) oder Eisenplastikerin Gillian White (Leibstadt, das grosszügig bemessen ebenfalls dem Fricktal zugeschlagen wird).

Sie alle hat es auch in dieses Reservat der einstigen Habenichtse verschlagen, in diese leicht verschlossene, der Restschweiz abgewandte Gegend: Bei uns gibt es den Cheisacherturm mit seinen 109 Stufen und der grandiosen Aussicht bis in die Vogesen, die längste gedeckte Holzbrücke Europas zwischen Stein und Säckingen, einen tüchtigen Schluck auf dem Dornhof zwischen Magden und Olsberg oder direkt beim Feldschlösschen, das wunderbare Piemonte-

ser Rind aus dem Hofladen in Zeiningen, zwei oder drei Tage lang sanft eingekochte Früchte aus der Konfi-Manufaktur von Markus Kunz in Herznach, die fangfrischen Forellen aus Rheinsulz, die Spargeln vom Söhrenhof ob Bözen, die Trüffel vom Kornberg ob Frick oder die frischen Shrimps aus der Farm bei der Rheinsaline in Rheinfelden: Es gibt was, in diesem Fricktal!

Aus der kinderreichen Gegend, wo sich die Menschen noch in den Nachkriegsjahren in engen häuslichen Wohnverhältnissen, mit primitiver Hygiene, magerer Kost und dürftiger Kleidung mehr schlecht als recht über die Runden brachten, ist dank einer stürmischen wirtschaftlichen und industriellen Entwicklung ein Hort der Begehrlichkeit geworden, wenngleich mit ein paar tollkühnen Ausreissern. So entschieden die Oberen der regionalen

Napoleon Bonaparte setzte mit der Mediationsakte der Eigenständigkeit ein Ende.

Raiffeisenbank bar jeder Vernunft, in Zeihen nicht nur ihr Beraterbüro zu schliessen, sondern gleichzeitig auch noch den einzigen Bancomaten im Dorf abzuwracken. Nach lautstarkem Protest war die Bank wieder bereit, einen Geldspucker zu installieren – falls die Gemeinde die Kosten für den Einbau eines Occasions-Bancomaten mit 20 000 Franken alimentieren sowie jährlich 1000 bis 1500 Franken für den Strom blechen würde. Der Souverän lehnte an der letzten Gemeindeversammlung das dumpfe Angebot entrüstet ab – was nichts daran ändert, dass das Fricktal seit Jahren eine der schweizweit am schnellsten wachsenden Wirtschaftsregionen ist.

Hotspot der Chemie

Diesen Umstand verdankt die Gegend mehreren illustren und teils bereits verblichenen Namen

aus Life-Sciences und Pharma – beispielsweise Ciba-Geigy, Sandoz, Novartis, Roche, Syngenta, Tillotts, Solvias oder DSM. Der Arbeitseifer der Einheimischen blieb in den goldenen sechziger und siebziger Jahren nämlich auch dem Basler *Daig* nicht verborgen – die Fricktaler waren willfähige Partner dabei, ihr brachliegendes Land zu einem prosperierenden Hotspot der Chemie zu machen.

Das grenzenlose Potenzial der Region, die heute über alle Branchen verteilt 33 000 Arbeitsplätze bietet und auch vielen Grenzgängern aus dem Elsass und Südbaden Brot und Lohn sichert, hatte übrigens schon vor dem Krieg der tschechische Industrielle Tomas Bata erkannt. Im Strassendorf Möhlin, in dem Anfang der 1930er Jahre als Folge der Weltwirtschaftskrise über hundert Arbeitslose hausten, wollte der Schuhhersteller seinen Traum einer natürlichen Verbindung zwischen Wohnort und Arbeitsplatz fortschreiben: Er kaufte, für einen Franken pro Quadratmeter, 24 Hektaren bestes Land dem Rhein entlang; im Mai 1932 erfolgt der Spatenstich für die erste eingeschossige Fabrikhalle, die bereits nach zwei Monaten bezugsbereit ist. Bata will am 12. Juli 1932 zur Eröffnung mit seinem Privatflugzeug in die Schweiz fliegen, doch die Maschine stürzt kurz nach dem Start in seiner Geburtsstadt Zlin ab – trotzdem werden einen Monat nach Batas Tod in Möhlin die ersten Schuhe hergestellt.

Tonstudio in der Direktorenvilla

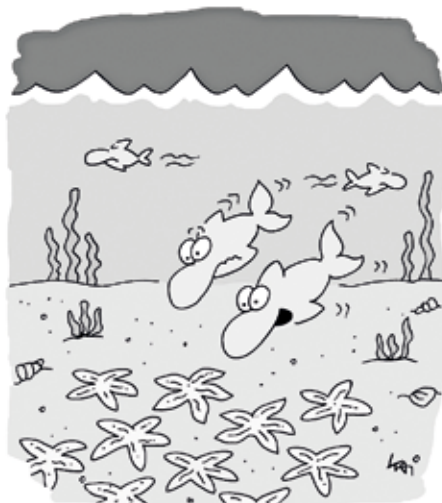
Als der Park schliesslich fertiggebaut ist, stehen dort sechs Fabrikhallen für die bis zu 700 Angestellten, ein Lager und Administrationsgebäude, Garagen, rund zwanzig Zwei- und Vierfamilienhäuser in Sichtbackstein mit Flachdach sowie zwei geschlechtergetrennte Ledigenheime für die Angestellten – und ein Direktorenhaus samt Pool und Tennisplatz.

Doch dann, 1990, wieder aus, fertig, amen. Der Plastikschuh erobert die Welt, die Produktion wird eingestellt. Das prächtige Areal verkam und wurde 2001 verkauft.

Seither wird die Anlage mit einem Mix aus Wohnen und Arbeiten neu belebt. Auch Sebastian Bürgin aka Baschi arbeitet inmitten dieser wunderbaren Parklandschaft. Zusammen mit dem Gitarristen Philippe Merk betreibt er das Tonstudio Rebel-Inc – in der Direktorenvilla, please!

«Wir sind nicht bemüht, anders zu sein. Wir sind es», sagen die beiden Musiker. Drum passen sie, der eine zwar aus dem Oberbaselbiet, der andere vom Bodensee, so perfekt ins Fricktal.

Neben Wildschweinen und Krähen gedeihen hier eben auch fremde Fötzel.



„Ist es nicht eine herrlich romantische Sternennacht, Schatz?“

Christoph Grenacher war Chefredaktor und Blattmacher bei *Blick*, *Sonntagsblick*, *Sonntagszeitung* und *Radio24*. Er führt im Fricktal die Kommunikationsagentur Mediaform.

Soda aus Gletscherwasser

Kultschriftsteller Thor Kunkel ist wieder aufgetaucht:
hoch oben im Wallis, sardonisch lachend, brillant wie eh und je.

Matthias Matussek

A Iso, wenn ich Melanie Amann vom *Spiegel* wäre – ich weiss, eine total ver-rückte Idee, und ich hätte ja auch gar nichts zum Anziehen –, aber *wenn*, dann würde ich mich angesichts dieses wettergebräunten Typen, der da gerade einen silbernen Druck-behälter aus der Umhängetasche zieht, zu Boden schmeissen und «Achtung, Bombe!» schreien, ohne darauf zu kommen, dass ich viel-leicht halluziniere, hier oben auf der Riederalp, schliesslich in 2000 Meter Höhe.

Wir beide, Melanie Amann und ich, wissen von diesem Typen, dem Schriftsteller Thor Kunkel, immerhin, dass er «fesselnd» erzählen kann und über «sehr grosse schriftstellerische Quali-täten» verfügt, aber hier hören die Gemeinsam-keiten schon auf, weil die *Spiegel*-Journalistin mit den wadenlangen Röcken in Kunkels Romanen schmallippig «gewisse politische Botschaften der Rechten» entdeckt und ihn daher für ge-fährlich hält, während ich nicht aufhören kann, zu lachen und zu staunen, wenn ich ihn lese, denn seine Romane erschliessen einen Pop-Kosmos aus Lust und Witz und Provokation, eine hinreissend struppige und zynische Anarcho-Authentizität und genau jene Liebe zum Trash, mit der Quentin Tarantino seine Filme dreht.

Vor allem ist er ein *Fall*. Der Fall Kunkel.

Ein Tabu zu viel

Über seinen Erstling rhapsodierten die Feuilletons, Thor Kunkel sei die deutsche Antwort auf Tarantinos «Pulp Fiction». Und der *Guardian* nannte ihn «den heissesten Jungautor der deutschen Literatur».

Und dann der jähe Sturz aus der Höhe der An-betung in die Hölle der allgemeinen Ächtung. Damit wurde der Fall Kunkel allerdings zu einem des Betriebs, der ja zunehmend den Zu-schnitt einer *woken* Sekte annimmt, «erwacht» wie die rasenden Wiedertäufer der Lutherzeit, bei denen die Verdammung so hell loderte wie ihre Scheiterhaufen.

Ja, er hatte einen monumentalen, in Passa-gen haarsträubend-witzigen, in anderen be-klemmend-träumerischen Roman vorgelegt, «Endstufe» hiess er, über Nazis und ihre obs-

kuren Pornoproduktionen der «Sachsenwald-filme» – geradezu rührend dieses Schwarzweiss-Geflacker im Vergleich zu dem, was sich Schüler heutzutage auf dem Schulhof auf ihren Hand-dys vorführen –, aber auch vieles mehr, was Hü-ter*Innen der reinen antifaschistischen Lehre wie Melanie Amann in Schreikrämpfe trieb.

Es ist ein Roman auch über den Afrikafeldzug, über Wüstendelirien und die Endzeitkabarettis im zerbombten Berlin, gemalt wie irre Tableaus von Otto Dix, über sexuelle Obsessionen, über die Jeunesse dorée der SA und die Spassgesell-schaft am Starnberger See, über alles – nur nicht über den Holocaust!

Damit hatte Thor Kunkel ein Tabu zu viel gebrochen.

Vielleicht war er auch einfach drei Jahre zu früh damit. Denn nach ihm betrat Jonathan Littell die Bühne der Feuilletons mit seinen «Wohl-gesinnten», der ebenfalls unschuldig aus der Perspektive der Nazis erzählte, und er war buch-stäblich der Darling der Salons – ich erinnere mich an einen Abend bei der Literaturagentin Karin Graf und ihrem Mann, dem Lyriker Joa-chim Sartorius, ich war mit beiden befreundet, grosser Bahnhof, mein *buddy* Gary Fisketjon, der Cheflektor von Knopf aus New York, war dabei, mit dem ich für einen Videoblog herumberte, daneben ein einstiger Kultursenator sowie die

Wenn einer bereits in der grünen Zukunft lebt, dann ist es dieser Thor Kunkel auf der Riederalp.

Prominenz der deutschen Feuilletons – und Littells Tabubruch, Massenmord und homo-sexuelle Obsessionen ineinanderzublättern, wurde über Suppe und edlem Fisch als enorm prickelnd und mutig empfunden.

Aber zurück zur weniger mondänen Melanie Amann, die hier stellvertretend für die neue Ge-neration der Sprachregelungen und der poli-tisch korrekten Prüderie stehen mag, welche Li-teratur nach «Stellen» scannt – wir müssen sie erst mal wieder abholen dort oben an der Berg-station; Entwarnung!, Frau Amann, das Metall-

ding ist eine Gaspatrone für die Sodamaschine und Kunkel kein Terrorist.

Nicht, dass er den Gedanken an Selbstmord je ausgeschlossen hätte, aber davon später.

Und was den Vornamen Thor angeht, Kunkels Vater war kein Nazi, sondern eher Fan der ande-ren Fraktion, nämlich der Spiessgesellen von der Rote-Armee-Fraktion (RAF), seine Mutter hatte im Wochenbett die Nibelungensage gelesen, des-halb «Thor», sein anderer Bruder heisst Thomas, da war wahrscheinlich für die durchaus fromme Katholikin die Apostelgeschichte dran.

Lunge einer Bergziege

Der Verfemte holt mich mit seinem Lastenfahr-rad ab, hier oben sind Autos verboten, ja, wenn einer bereits in der grünen Zukunft lebt, dann ist es dieser Thor Kunkel auf der Riederalp mit ihren steilabfallenden Blumenwiesen und har-zigen Tannen. Weiter oben gab es Sturmbruch, er hat seinem Freund, dem Gemeinderat, aus-geredet, die Stämme abtransportieren zu las-sen, die Natur, sagte er ihm, kümmert sich schon darum, aber die Graffiti, die irgendein Idiot dort oben auf die Natursteinmauer ge-sprayt hatte, die hat er auf Kunkels Wunsch entfernen lassen, bei aller Liebe zum Pop, aber diese rohen grossstädtischen Inbesitznahmen, diese Schändungen durch Zeichensalate, sind ihm, dem Naturfreund, Ekel und Ärgernis.

Ja, Thor Kunkel, der geächtete Künstler und gleichzeitig preisgekrönte Werbefachmann, hatte einst für den World Wildlife Fund eine Kampagne zum Schutz von Wildtieren ent-worfen, beklemmende Montagen, in denen Nashörner und Eisbären mit rot und blau auf-gesprühten Elendskrakeln durch ihre Habitate ziehen – eindringlicher kann man wohl kaum unsere Geringschätzung der Natur anprangern!

Eigentlich bin ich ja wegen seines aller-neuesten Romans hier oben, der noch in der Schublade schmort und – wie zu erwarten bei einem wie Kunkel – absoluter Sprengsatz ist, und jetzt erlebe ich ihn als sanften Natur-schwärmer, als grünen Wandervogel?!

Er ist einen Kopf kleiner, zwanzig Kilo leicht-er und unfassbar durchtrainiert, nur Muskeln



Wie befreit: Autor Kunkel.

und Sehnen, man sieht ihm an, dass er Kampfsport treibt, seine Lunge ist die einer Bergziege, und so informiert er mich in groben Zügen während des Steigens: Seit seiner Ausmusterung aus dem Betrieb, seit 2009, arbeitete er als Werbeberater in der Schweiz, in Luzern und Ascona, und er zog bald hier hoch auf die Alp, mit seiner niederländischen Frau Gerda hat er sich ein Haus hier oben gebaut, das wir nach einem dreissigminütigen Gewaltmarsch erreichen, ich eher schnappatmend, er das Rad mit dem Gepäck schiebend und fröhlich erzählend, seine Frau leitet Yogakurse, er selber verdingte sich als Wanderführer der Unesco in der Sektion Welterbe für die Arena des Aletsch, des grössten europäischen Gletschers gleich in der Nähe – «Ist das hier nicht eine Pracht!»

Ich japse Zustimmung.

Fest steht: Radikaler kann ein Neustart nicht aussehen.

Wundervolles Büchlein

Ihr Holzhaus liegt hinter einem kleinen, grün-schwarzen Sumpf, tatsächlich noch aus der Eiszeit, am Rande einer stark abschüssigen Wiese, ganz an der Klippe, in einem bunten und duftenden Meer aus Blumen, gelbem Hahnenfuss und blauem Vergissmeinnicht und weisen Margeriten und wenigen roten Tupfen des Mohns. Und, direkt unter der Veranda, seine meterhohen Lupinen, für die Thor Kunkel als bester Züchter des Wallis benannt wurde.

Mit der frischen Gaspatrone sorgt Kunkel nun für Soda aus Gletscherwasser, was für ein Luxus, gegenüber der Gipfel des Weissorns, «der schönste im Wallis», dahinter in der Ferne Jung-

frau und Matterhorn, unter uns der schwindelnde Abgrund des Rhonetals, und gegen den schwindelnden Kopf hilft Wasser und Warten, bis der Puls sich beruhigt hat.

Über sein neues Leben in den Bergen hat Kunkel das wundervolle Büchlein «Wanderful» geschrieben, ursprünglich (und stimmiger) sollte es «Bergmeditationen» heissen, aber dem Eichborn-Verlag war das nicht schmissig genug; es schildert den Sprung aus dem gleichzeitig blei-

Seine Mutter hatte im Wochenbett die Nibelungensage gelesen, deshalb «Thor».

ernen und brodelnden Berlin mit einer letzten Lesung in der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz (mit Natalia Wörner, der heutigen Frau von Aussenminister Heiko Maas, in meinen Augen Inbegriff des Betroffenheitstrottels) in die – Stille, also aus der Hysterie ins Elementare.

Gibt viel zu besprechen, denn gleich drei Bücher sind aktuell, und das vierte, brandaktuelle und unfassbar witzige, liegt auf der Rampe.

Freundschaft im Wüstenflimmer

Zunächst ist da das «Wörterbuch der Lügenpresse», eigentlich eine Übersetzungshilfe aus dem Jargon der links-grünen Sekten mit ihrem Genderquatsch und den Kulturklischees, bei denen die Marke *Spiegel* hervorsticht: «Ihr Produkt: Pflegen des erlaubten Meinungskorridors bei gleichzeitiger Empörungsbewirtschaftung gegen Verstösse.»

Dann, tatsächlich, eine trotzigere Neuausgabe der monumentalen «Endstufe», diesmal als Director's Cut im Eigenverlag Edition Kunkelversum, also bereichert um die damals vom Rowohlt-Lektorat unter affigem Medienlärm gestrichenen Kapitel, bevor Verleger Alexander Fest öffentlich und heldenhaft beschloss, den Roman nicht zu drucken. Eichborn übernahm den Satzspiegel und veröffentlichte.

Schliesslich sein ebenfalls letztes Jahr erschienenenes «J'accuse», eine Abrechnung unter dem Titel «Zum Abschuss freigegeben». Es ist eine Chronik der Fledderung seiner «Endstufe» und deren Verengung auf die Zielscheibe des Renegaten: «Es scheint, als ob es hier eine neue aggressive Lumpen-Intelligenzija gibt, die nur darauf wartet, irgendeinen, der aus der Reihe tanzt, zu zerfetzen. Diese Linken sind tatsächlich dreckige (soll heissen «ungewaschene») Spiesser.»

Man muss ihn verstehen: Im Eifer der moralisierenden Jagdgemeinschaft verlor die Kritik zunehmend aus den Augen, wie virtuos und unerschrocken Kunkel auch die Geschichte einer sexuellen Obsession erzählt, auch delirierende Szenen einer Freundschaft im Wüstenflimmer, da ist dieser geheimnisvolle Junge Kornel, der dem Autor «irgendwie zugeflogen ist, so halb im Traum», ein Kerl mit einem Stück Erz im

Schädel, der Minenexplosionen auslösen kann und später mit Fussmann ein Frontkabarett für die Sieger betreibt, diesem also damit trotz fortschreitender Nekrose aus dem Inferno hilft, ein magisch-realistisches Übergangswesen hin zum Maschinenmenschen – und plötzlich reden wir über Science-Fiction und über Rainer Werner Fassbinders somnambules Meisterwerk «Welt am Draht» mit Klaus Löwitsch, ein Typ wie Daniel Craig, der mit dem Kran in seinen Anzug gehoben werden muss.

Auch nach der «Endstufe»-Hetze gegen ihn schrieb er weiter, zum Beispiel den Roman «Subs», der von Oskar Roehler mit Katja Riemann verfilmt wurde, und unter dem Pseudonym Cord Hagen den voluminösen Öko-Thriller «Aquagene» für Heyne.

Er ist Schriftsteller, das ist sein Beruf.

Glück in drei Worten

Kunkel redet wie befreit an diesem sonnigen Mittag, wie einer, der es einfach genießt, sich mit einem Kritiker über Literatur und Pop zu begeistern, statt einem Verhör wegen ideologischer Verfehlungen unterzogen zu werden, denn nicht nur das Verlagswesen bildet seine Abfangjäger aus, auch das Kritikerwesen hat sich in Cliques aufgespalten. Eigentlich war das schon zu Balzacs Zeiten so, ich empfehle ihm «Verlorene Illusionen», in diesen Zeiten allerdings hat sich der grün-linke Kult zur dominierenden Welterklärung aufgeschwungen.

Und dann stehen wir in seiner offenen Küche und reden über Pop, und Kunkel schiebt Peperoni in den Ofen, und über den Gipfeln gegenüber ziehen Wolken auf, bald prasselt Regen hernieder, und wir braten uns Steaks, und ich singe leise John Lennon vor mich hin: «Words are flowing out like endless rain into a paper cup. They slither wildly as they slip away across the universe ...»

Klar, die Beatles gehen in Ordnung, aber natürlich auch MC5 aus Detroit, die ersten Punker, mit «Kick Out the Jams» von 1969, Kunkel hatte sich ein T-Shirt zugelegt mit dem Aufdruck des Gitarristen Wayne Kramer – «Free Kramer». Er lacht und schüttelt den Kopf, geile Zeit damals.

Er ist im Jahrzehnt nach mir gross geworden, aber wir teilen unsere ziemlich begeisterten Erinnerungen an die Comics von Robert Crumb, an «Fritz the Cat», und an Gilbert Sheltons «Freak Brothers» aus den frühen Siebziger des vorigen Jahrhunderts, und an alles, was damals geballert hat, zu dem nicht nur Haschisch, LSD und Pillen gehörten, sondern auch die Büchertische vor den Mensen, in Berlin genauso wie in Frankfurt, für Artaud und Bataille, bei Kunkel kamen dann noch Lyotard und die Postmodernen dazu, und dort, am Büchertisch, lief er Bertel Schmitt in die Arme, der später Chef der kultigen GGK-Werbeagentur in Düsseldorf wurde.

Auf einem frühen Autorenfoto ähnelt Thor Kunkel dem Strassenbandenchef Alex aus Stanley Kubricks «A Clockwork Orange» – ebenfalls ein Muss-Film. Er studierte an der Kunsthochschule bei Thomas Bayrle, dem Star des Pop und der seriellen Kunst, ging für drei Jahre ans San Francisco Art Institute, wo er Siebdruck und Creative Writing lernte, und absolvierte nach seiner Rückkehr ein Praktikum in der Werbeagentur Young & Rubicam.

Und er wusste bald den Blasebalg für die kapitalistische Warenwelt zu bedienen und sie mit knappen Botschaften zu befeuern.

Das Glück in drei Worten.

Der Schock in einem.

Der Reiz durch ein Bild, direkt ins Hirn.

Flash.

Für eine Jeep-Werbung erfindet er das preisgekrönte «Snow what?!»

Auf Vermittlung seines Freundes Bertel wechselte er für fünf Jahre zur GGK nach London, wirbt für Lois Jeans und Apple und Muratti, danach zieht er weiter nach Amsterdam, seiner Freundin wegen – er blättert mir auf dem Sofa neben dem Kamin seine Kampagnen auf, man wirbt nicht mehr für Produkte, sondern Gefühle, und der «Electric Kool-Aid Acid Test»-Stil Tom Wolfes ist unverkennbar.

Kunkel damals: erfolgreich und angeödet; da schießt einer durchs All und erkennt die Leere und sich selbst «als Bazille auf einer Klobrille, ohne Bedeutung», und so stürzt er in eine existenzielle Krise, *welcome to the club*, und auch wenn er kein Selbstmord-Attentäter wird, so erscheint ihm doch der Freitod als durchaus plausible Option.

Aber stattdessen, zum Glück für uns, schreibt er. Er zieht eine Art Bilanz.

Idi Amin, Bokassa, Playmates

Er schreibt über die verrückten Jahre der Adoleszenz in Frankfurt-Kamerun, diesem Niemandsland westlich des Gallusviertels, «Angstgegend, leere Fabrikhallen, Wellblechdepots», er ist Kuhl, der nachts ein Parkhaus bewacht und tagsüber im Bett über die in seiner Absteige hausenden Milben sinniert, die ihn «bei lebendigem Leibe fressen» zwischen Plakaten von Idi



„Wir hätten nicht 'All inclusive' buchen dürfen...“

Amin und Bokassa und *Playboy*-Centerfolds über Wasserschäden.

Er schreibt über den verrückten Freak Fussmann – ein Enkel des SA-Mannes, der in «Endstufe» nach einem Malariamittel forscht. Der Nachkomme, Künstler, stellt Experimente um das halluzinogene Mutterkorn an, für die er den jungen Rio als Versuchstier braucht, der wieder

Für eine Jeep-Werbung erfindet er das preisgekrönte «Snow what?!»

rum, ein Disco-Plattenaufleger, polytoxikoman wie alle hier, von einer Astronautenkarriere träumt. Bloss raus hier.

Nach vier Jahren ist das «Schwarzlicht-Terrarium» fertiggeschrieben und bereit, auf Reisen zu den Verlagen zu gehen, rund vierzig, die wenigsten antworten überhaupt, bis die krebskranke Silvia Bovenschen in einem Karton in der Frankfurter Verlagsanstalt sein Manuskript sieht, sich festliest und diesen unbekanntes Ekelvirtuosen für den Klagenfurter Dichterwettbewerb protegiert.

Er gewinnt einen Sonderpreis, Martin Walser rühmt seine Virtuosität, und die Verlage stehen Schlange, und Rowohlt macht das Rennen. Dann der Absturz mit «Endstufe».

Doch heute ist es wahrscheinlich eher sein Engagement für den AfD-Wahlkampf vor Jahren, das als schwerste seiner Vorstrafen gewertet wird, dabei hatte er sich dort lediglich um eine popkulturelle freche Lockerung aus der rechten Steifheit bemüht, etwa wenn er Trachtenfrauen plakatieren liess zu dem Spruch «Bunte Vielfalt? Kein Problem für uns». Auch einigen in der AfD war das zu locker.

Nun ist der Abend hereingebrochen, seine Frau ist aus Luzern angekommen, und ich verabschiede mich zum Spiel der Deutschen gegen die Ungarn vorm Hotelfernseher. Die deutsche Mannschaft tritt an diesem Abend nicht gegen die Ungarn an, sondern gegen alle möglichen Gegner: gegen Orbán und die Homophobie und den Rassismus und die Fremdenfeindlichkeit, und als Leon Goretzka zehn Minuten vor Schluss zum Ausgleich einnetzt und damit das Achtelfinale sichert, rennt er auf die ungarische Kurve zu und formt ein Herz, gestisch für «Liebe», und streckt es dem Ungarn-Block hin, wie man in Horrorfilmen Vampiren das Kreuz entgegenhält, nach dem Motto: Nehmt das, ihr fiesen Drecksäcke, *love*, aber so was von in die Fresse!

Vielleicht lässt sich unsere ideologische Wahrnehmungsstörung ja tatsächlich als GAU der Werbung beschreiben, aber da die deutsche Nationalmannschaft auf Drängen Oliver Bierhoffs auf das Nationale verzichtet und aus ihr das Premium-Produkt «Die Mannschaft» geprägt hat, verhielt sich Goretzka ebenso marktgerecht wie die ganze Mannschaft, die am Tag

nach dem Massaker von Würzburg nicht etwa Trauerflor trug, sondern sich zur «Black Lives Matter»-Liturgie hinkniete.

Der Fussball als moralische Anstalt. Auch die Werbung verkauft keine Waren mehr, sondern Tugenden. Audi und Mercedes präsentieren sich wie eine neue Kirche. *Bliss, salvation and happiness – we lead the way!*

Silbern glänzt die Zunge

Nur abschütteln diesen Albtraum, Kunkel hat schlecht geschlafen wegen des Vollmonds und sich in Heiner Müllers «Gesammelte Irrtümer» geflüchtet – ich mich auf Youtube noch einmal in die Torflut des Brasilien-Spiels bei der WM 2014, und jetzt, an diesem prächtig sonnigen Vormittag, lassen wir uns von der Gondel hoch zum Bettmerhorn tragen, um nachzuschauen, wie es dem Aletschgletscher geht.

Normalerweise, erzählt Kunkel, erklettere er das Gebiet über die Ziegenbart-Zacken dort drüben jenseits des steilabfallenden Geröllfeldes. «Schade, dass ich meine Steigeisen vergessen habe», sage ich mit flachem Atem, «das wäre sicher ein schöner Ausflug geworden.»

Silbern glänzt die geschwungene Zunge des Gletschers in der Sonne. Erhabene Bergwelt – mit dem Wörtchen «erhaben» hatte der Katholik C. S. Lewis, Autor der «Narnia»-Chroniken, einst einen schlüssigen Gottesbeweis geliefert und den Relativismus vom Tisch gefegt.

Der Grosse Aletschgletscher ist immer noch 21 Kilometer lang und 1000 Meter tief, aber er wird bis zur nächsten Jahrhundertwende sicher fünf Kilometer verlieren. «Man könnte auf der Mittelmoräne rauf bis zum Konkordiaplatz

...», sinniert Kunkel. «Wäre richtig schön», unterbreche ich ihn, meine Kopfschmerzen hämmern, «vielleicht beim nächsten Mal!»

Sein jüngster Roman belebt fortan unsere Gespräche – neben einem Intermezzo in der runden, Ufo-artigen Jausestation über Plancks Quantenphysik, deren neueste Befunde, so viel gibt Kunkel zu, eine Art «intelligent design» der Schöpfung vermuten lassen. Und damit C. S. Lewis und mir recht geben.

Screwball-Witz

Über Kunkels Roman lässt sich nicht ohne zustimmendes, prustendes Gelächter reden. Er ist gleichzeitig eine Abrechnung mit der Werbewelt und dem grünen Wahn. Der Titel «Im Garten der Eloi» bezieht sich auf H. G. Wells' Roman «Die Zeitmaschine», in der es zwei Rassen gibt: die Eloi auf der Erdoberfläche, eine harmlose, zur Verblödung neigende, mit Spielen und Fortpflanzung beschäftigte Spezies, und die andere Rasse der Morlocks im Inneren der Erde, die arbeiten und Maschinen bestücken und die Eloi mit Nahrung und Kleidung versorgen.

Die Eloi sind klein und blondgelockt und süß und werden von den Morlocks als Schlachtvieh gehalten – in mondlosen Nächten greifen sie nach ihnen, um sie zu fressen.

Man kann sie sich gut als grüne Baerbock-Jünger vorstellen, die korrekt gendern, vegan leben, als luxurierende Kinder alle Vorzüge eines finanziell abgesicherten Unternehmerhaushalts geniessen und sich in der grünen «Netzfeuerwehr» gegen «Menschenfeindlichkeit» engagieren.

In Kunkels Grotteske führt der Familienernährer Grünchen das rechtschaffene Leben eines Werbers für Ökoprodukte, während sich seine Frau Becki in einem ganzen Konglomerat von NGOs eine goldene Nase verdient und dafür sorgt, dass Töchterchen Ikea und Sohn Atomfried im schönsten Viertel der Stadt aufwachsen können und keine Probleme bei der Beschaffung ihrer Lieblingsdrogen haben.

Das geht so dahin, bis Töchterchen Ikea am Morgen nach Silvester ziemlich aufgelöst zu



«Schade, dass ich meine Steigeisen vergessen habe»: Autoren Matussek, Kunkel auf dem Aletschgletscher.

Hause erscheint und sich schluchzend in ihrem Zimmer einschliesst. Sie hat gefeiert. Auf der Domplatte. Und ist dort vergewaltigt und von Hand zu Hand und Mann zu Mann weitergereicht worden.

Selbstverständlich will Grünchen diese Ungeheuerlichkeit zur Anzeige bringen. Und stösst damit auf Beton in der eigenen Familie.

«Ein gewisser Doktor Blüthner rief mich heute an», informiert er seine Tochter. «Klingelt da was bei dir?»

«Du bist ja so ein Arsch», schluchzte Ikea. «Wie unsensibel kann einer sein ...»

«Und was ist mit deinem Arsch, liebstes Kind?»

Mit diesem trockenen Screwballwitz gewinnt Grünchen zunehmend die Kontur eines Mannes, der, wie Kevin Spacey in «American Beauty», tatsächlich aufwacht aus einem entfremdenden Wahn, der alle um ihn herum befallen hat. Besonders Gemahlin Becki ist davon betroffen, die tatsächlich sagt: «Der Tathergang lässt sich nicht ohne fremdenfeindlichen Beigeschmack schildern.»

Allerdings ist Becki nicht ganz so blöde, wie sie sich stellt. Sie handelt nicht aus Liebe zu den morgenländischen Neubürgern. Sie weiss vielmehr, dass Grünchen mit einem Prozess genau jenes willkommensfreundliche, kapitulationsbereite, links-grüne Establishment verärgern wird, das der Familie den Lebensstandard sichert.

«Kapiertst du das nicht? Alle in dieser Stadt sind wieder Hordenwesen, die Rudelzugehörigkeit entscheidet, ob du es hier zu etwas bringst. Es geht um Stammesloyalität. Wer nicht spurt, den schicken sie in die Wüste. Bis jetzt haben wir aber alles richtig gemacht.»

Und in einem grandiosen Finale, das so nur im «Kunkelversum» hergerichtet werden kann, erlebt sich Grünchen mit einer drogenerfahrenen Psychotherapeutin auf einem Mescaline-Trip, der ihn zurück auf jene Domplatte befördert, auf der das Elend begann.

Im Untertitel nennt sich Kunkels bissende Satire «Die Geschichte einer hochsensiblen Familie», und Kunkel macht überhaupt keinen Hehl daraus, dass es sich dabei um die schwer gestörten Thunbergs handeln könnte.

Dieser Roman ist so schwarz und so anarchisch, dass der bisher vorgesehene Verleger Angst hat, dass ihm die Antifa die Fenster einschmeisst, und das Schlimme in den heutigen Zeiten ist, dass diese Angst berechtigt ist, denn die linken Prügelhorden sind tatsächlich so was wie eine HJ (Hitlerjugend) im höheren Auftrag.

Vorerst in Sicherheit

Anderntags verabschieden wir uns an genau der Stelle vor dem Coop-Laden an der Bergstation, an der ich zwei Tage zuvor Melanie Amann vom *Spiegel* herbeibeschworen hatte.

Während mich die Gondel weich talabwärts schwingen lässt, also hinab in jene Regionen, in denen das Atmen leichter fällt, aber der gesunde Menschenverstand bisweilen pausiert, denke ich mir, dass Kunkel in seinem Schweizer Exil dort oben vorerst in Sicherheit ist, eine gepiercte und karottenhaarige Antifa mit ihren kruden Vorstellungen könnte in dieser klaren Höhe nicht überleben.

Wir leben in ideologischen Zeiten, und die Gefechtslage ist klar: Früher haben die Ideologen mit der Hoffnung auf soziale Gerechtigkeit die Massen hypnotisiert, heute tun sie es, nicht weniger skrupellos, mit der Angst vor dem Weltuntergang.

Und das einzige friedliche Mittel gegen diesen totalitären Sektenwahn, der uns zu neuen Menschen erziehen will und der so plumpe und unwissende Illustriertenfiguren wie Annalena Baerbock produziert, ist, so scheint mir, das sardonische Gelächter von Autoren wie Thor Kunkel.

Gut, dass er wieder aufgetaucht ist!

«Glückliche Erinnerungen»

Die neue Nationalmuseum-Direktorin Denise Tonella feiert den 1. August in einem Maiensäss. Was bedeutet ihr dieser Tag?

Erik Ebnetter

Soeben ist im Landesmuseum Zürich die Ausstellung «Frauen.Rechte» zu Ende gegangen. Für Denise Tonella, 42, war es ein doppelter Abschied: Sie hatte die Ausstellung gestaltet, zudem war es ihre vorerst letzte Arbeit als Kuratorin.

Seit 2010 ist sie für das Schweizerische Nationalmuseum tätig, seit vier Monaten wirkt sie als dessen Direktorin. Gewählt vom Bundesrat, ist Tonella nun verantwortlich für das Landesmuseum in Zürich, das Château de Prangins bei Nyon, das Forum Schweizer Geschichte in Schwyz und das Sammlungszentrum in Affoltern am Albis.

Aufgewachsen ist Tonella in Airolo. Zu Hause sprach sie Italienisch, heute redet sie auch perfekt Französisch und Schweizerdeutsch mit Bündner Färbung. Sie besuchte das Gymnasium in Bellinzona, studierte Geschichte und Kulturwissenschaft in Basel und arbeitete zunächst in der Filmbranche.

Wir treffen Tonella in ihrem neuen Büro, einem Turmzimmer im Landesmuseum, das eine filmreife Kulisse abgibt. Es ist Ende Juli, kurz vor ihren Ferien.

Weltwoche: Frau Tonella, was bedeutet Ihnen der 1. August? Wie verbringen Sie diesen Tag?

Denise Tonella: Der 1. August ist in meiner Familie immer ein grosses Fest. Wir kommen in unserem Maiensäss oberhalb von Airolo zusammen und feiern mit Höhenfeuer und Feuerwerk. Als mein Vater noch lebte, stiessen wir auch auf seinen Geburtstag am 31. Juli an. Gefühls-mässig dauerte der 1. August für mich immer länger als einen Tag. Ich bin als Tochter von Bergbauern aufgewachsen. Die Tage um den 1. August waren bei uns die Zeit zwischen dem ersten und zweiten Grasschnitt. Als Kinder war das unsere einzige wirkliche Sommerferienwoche. Statt zu heuen, hatten wir Zeit zum Spielen und machten Bergwanderungen mit unseren Eltern. Das sind glückliche Erinnerungen. Dieses Jahr halte ich in Airolo erstmals eine 1.-August-Rede. Das macht den Tag für mich besonders.

Weltwoche: Worüber werden Sie sprechen?

Tonella: Mein Thema ist der Gotthard:

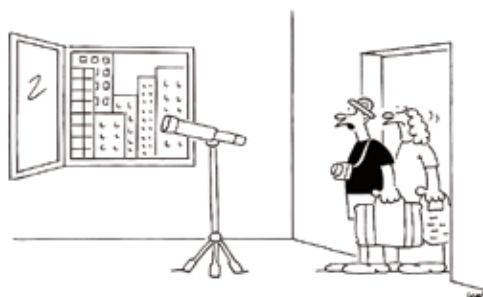
warum der Pass und später der Tunnel so wichtig für die Schweiz waren und es bis heute sind. Kurz gesagt: Der Gotthard ist der schnellste Weg über die Alpen und verbindet zwei Gewässer, die im Mittelalter für den Warentransport bedeutsam waren – den Vierwaldstättersee und den Lago Maggiore. Als man im 13. Jahrhundert die Schöllenschlucht erschloss und damit den Gotthard für Lasttiere passierbar machte, lag die abgeschiedene Innerschweiz plötzlich im Zentrum einer europäischen Handelsroute.

Weltwoche: Der 1. August bezieht sich auf den Bundesbrief von 1291 und den Rütli-schwur. Wie deuten Sie diese Urkunde, diese Geschichte?

Tonella: Wahrscheinlich ist der Bundesbrief etwas jünger. Die Waldstätte, also Uri, Schwyz und Unterwalden, versprachen sich gegenseitig Schutz und setzten einheimische Richter ein, um Konflikte zu lösen und Frieden zu sichern. Auch der aufblühende Handel am Gotthard hat damit zu tun. War es in der Innerschweiz unruhig, wählten die Kaufleute andere Routen. Dadurch entgingen den Waldstätten gute Geschäfte, zum Beispiel als Säumer. Vom Rütli-schwur selbst ist im Bundesbrief keine Rede. Ein Hinweis darauf findet sich erst im sogenannten Weissen Buch von Sarnen um 1470.

Weltwoche: Die Schweiz entstand aus einem merkantilen Geist des Geldverdienens – lässt sich Ihre Rede so zusammenfassen?

Tonella: Nein, das wäre ein falscher Schluss. Niemand hatte damals die Absicht, einen Staat zu gründen. Man schloss auch Bünd-



„Im Prospekt stand:
Zimmer mit Blick aufs Meer...“



«Die Geografie prägt das Land»:

nisse mit Bistümern oder Städten, die heute zu Deutschland oder Frankreich gehören. Allerdings spielten wirtschaftliche Aspekte bei der Ausarbeitung des Bundesbriefs sicher eine Rolle.

Weltwoche: Wenn Sie den Brief auf einen Begriff bringen müssten, wofür steht er? Was ist die Grundaussage dieses Dokuments?

«Die Schweiz entstand nicht 1291. Im 13. Jahrhundert sagte niemand: «So, jetzt gründen wir einen Staat.»»

Tonella: Das ist schwierig zu beantworten. Wenn ich nur einen Begriff wählen darf: Sicherung des Landfriedens.

Weltwoche: Andere würden sagen: Freiheit, Selbstbestimmung. Die alten Eidgenossen duldeten keine fremden Richter mehr über sich.

Tonella: Das sind Vorstellungen, die auf das 19. Jahrhundert zurückgehen. Man behauptete damals, die Schweiz sei 1291 gegründet worden. Im 13. Jahrhundert sagte aber niemand: «So, jetzt gründen wir einen Staat.» Das Zusammengehörigkeitsgefühl entstand über Jahrhunderte. Allgemein gilt: Wir neigen dazu, einzelne Ereignisse zu überschätzen. Nehmen wir die Schweizer Neutralität: Die populäre Erklärung lautet, sie beginne 1515 mit der Nieder-



Historikerin Tonella.

lage bei Marignano. Dabei war sie eher ein Ergebnis von internen Konflikten im konfessionellen Zeitalter, weniger ein bewusster Entscheid. Am Ende haben ausländische Mächte der Schweiz die Neutralität verordnet, 1815 am Wiener Kongress. Wenn man genauer hinsieht, lässt sich kaum je sagen, dass eine historische Entwicklung nur eine Ursache habe.

Weltwoche: Gibt es trotzdem ein Ereignis, das unterschätzt wird, das kaum präsent ist in der Erinnerung, obwohl es wichtig ist, um die Schweiz von heute zu verstehen?

Tonella: Dass plötzlich ein neues Dokument auftaucht und die Geschichte der Schweiz neu geschrieben werden muss, ist sehr unwahrscheinlich. Es gibt aber Ereignisse und Entwicklungen, die wir – aus der Sicht späterer Generationen – wahrscheinlich unterschätzen.

Weltwoche: Was waren denn die blinden Flecken der Vorgängergeneration?

Tonella: Zum Beispiel die Bedeutung der Frauen für die Geschichte der Schweiz. Heute wissen wir: Frauen waren sogar in klassischen Männerdomänen wie dem Söldnerwesen tätig. Es gab erfolgreiche Unternehmerinnen in dieser Branche. Oder die wirtschaftliche Beteiligung der Schweiz am Kolonialismus: Dafür gab es früher kaum ein Bewusstsein. Man betrachtete die Schweizer Geschichte zu einseitig aus der nationalen Binnenperspektive.

Weltwoche: Welche anderen Erkenntnisse haben Sie aus der Beschäftigung mit der Schweizer Geschichte gewonnen?

Tonella: Die Geografie prägt das Land. Einerseits befindet sich die Schweiz im Zentrum Europas. Das macht sie seit Urzeiten zu einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt zwischen Nord und Süd. Andererseits zwangen die bergige Lage und der karge Boden die Bevölkerung dazu, sich auf Dienstleistungen und die industrielle Veredelung importierter Güter zu konzentrieren. Damit ist die Schweiz inzwischen sehr erfolgreich. Lange Zeit war sie allerdings ein armes Land. Viele Menschen verliessen die Schweiz aus wirtschaftlichen Gründen. Noch mein Grossonkel wanderte in die USA aus und kämpfte als amerikanischer Marinesoldat im Zweiten Weltkrieg. Er fiel in der Normandie. Dass die Schweiz jahrhundertlang ein Auswanderungsland war, geht heute oft vergessen.

Weltwoche: Was ist Ihr Eindruck: Wie gut kennen die Schweizer ihre Geschichte?

Tonella: Die Jüngeren wissen weniger über die Entstehungszeit der Eidgenossenschaft als die Älteren. Da muss man bei Führungen schon einmal erklären, was der Rütlichschwur war und was am Morgarten geschah.

Weltwoche: Woran liegt das? Ist das ein Versäumnis der Schulen?

Tonella: Die Schulen setzen heute vermehrt Schwerpunkte. Die Zeitgeschichte mit Themen wie dem Zweiten Weltkrieg oder den sozialen Bewegungen haben einen höheren Stellenwert. Das ist normal: Jede Generation interpretiert die Vergangenheit auf ihre Weise. Das ist auch eine Bereicherung: Man gewinnt so neue Perspektiven. Allerdings hat Geschichte als Schulfach tatsächlich an Bedeutung verloren. Ich wünschte mir, das würde sich wieder ändern.

Weltwoche: Sie haben die Führungen im Museum angesprochen – dass Sie den Kindern erklären müssten, was der Rütlichschwur war. Als Co-Kuratorin haben Sie die Dauerausstellung über die Schweizer Geschichte im Landes-

«Mein Grossonkel wanderte nach Amerika aus und fiel im Zweiten Weltkrieg in der Normandie.»

museum mitgestaltet. Welches Ausstellungsstück zeigen Sie besonders gern?

Tonella: Mein Lieblingsexponat ist der sogenannte Allianzteppich, ein 25 Quadratmeter grosser, wunderschöner Gobelin. Er zeigt eine Szene aus dem Jahr 1663 in der Kathedrale Notre-Dame de Paris. Es geht um die Erneuerung der Allianz zwischen der Eidgenossenschaft und dem französischen König Louis XIV. Diese erlaubte dem König, weiterhin bis zu 16 000 Schweizer Söldner in seinen Diensten zu haben. Der Teppich enthält auch Details, die weit über das Politische hinausgehen. Er ist kulturhistorisch hochbedeutsam.

Weltwoche: Was erzählen Sie den Kindern zu diesem Teppich?

Tonella: Ich spreche mit ihnen über die Kleidung und deren Symbolik – oder über die Frauen, die im Bild zu sehen sind. Und ich erkläre ihnen die Bedeutung des Söldnerwesens für die Geschichte der Schweiz. Es war vom 15. bis 17. Jahrhundert der zweitgrösste Wirtschaftszweig nach der Landwirtschaft. Das führte auch zu einem stärkeren Zusammenwachsen des Landes. Die alten Eidgenossen mussten sich häufiger treffen, um dieses Geschäft zu koordinieren. Das zeigt, wie sehr die Schweiz immer schon von ihren Beziehungen zum Ausland geprägt war. Ich glaube, das wird in der Bevölkerung nach wie vor unterschätzt.

Weltwoche: Sie führen nun seit vier Monaten das Nationalmuseum. Welche Schwerpunkte wollen Sie in Ihrer Amtszeit setzen?

Tonella: Das immaterielle Kulturerbe der Schweiz interessiert mich, zum Beispiel die Mehrsprachigkeit. Wie hat uns das geprägt? Wie funktioniert die Schweiz als mehrsprachiges Land? Um grosse Ausstellungen zu realisieren, braucht es allerdings zwei bis drei Jahre. Das Programm des nächsten Jahrs stammt deshalb noch von meinem Vorgänger Andreas Spillmann. Meine Handschrift wird erst ab 2023 erkennbar sein.

«Die Rolle des Klassenclowns gefiel mir»

Für den Komiker Claudio Zuccolini, 50, eröffneten sich in der Pandemie unerwartete Chancen. Der Bündner trat im Opernhaus auf und reiste auf die Azoren.

Thomas Renggli

Weltwoche: Wir befinden uns in der wohl sonderbarsten Zeit der jüngeren Geschichte. Das müssen für einen Komiker schon fast paradiesische Zustände sein.

Claudio Zuccolini: Das trifft dann aber auf alle Komiker zu. Man muss aufpassen, dass man den Bogen nicht überspannt. Wir behandeln momentan ein Thema, das alles dominiert. Aber irgendwann haben die Leute genug davon. Lustig ist, dass ich in meinem aktuellen Programm «Darum!» viele Szenen spiele, die man mit ein, zwei Sätzen auf Corona umleiten kann – sei dies beim Arztbesuch, beim Einkaufen oder bei den diversen Jubiläen, die man feiern könnte. Mit Übergängen lässt sich das bequem anpassen, und man wird der Situation gerecht.

Weltwoche: Darf man sich über alles lustig machen?

Zuccolini: Die Frage ist: Macht man sich über das Thema lustig – oder über das teilweise recht absurde Verhalten der Menschen? Letztlich geht es immer um alltägliche Dinge: etwa beim Abstandhalten, bei der Hygiene oder beim Einkaufsverhalten. Ich bin der Meinung, dass man solche Aspekte fein in die Komik einbauen kann. Die Motivation, ein neues Programm rund um Corona zu schreiben, habe ich aber nicht. Da wird es viele Komiker geben, die dies machen. Und in den Comedy-Sendungen, die während des Shutdowns liefen, haben sich diverse Kolleginnen und Kollegen dieses Themas angenommen.

Weltwoche: Unterstehen Komiker heute dem Anspruch der politischen Korrektheit?

Zuccolini: Ich denke schon. Aber es hängt auch davon ab, wie resistent man selber ist – und das bin ich nicht in hohem Mass. Es gibt gewisse Themen, die ich nicht anschneide, weil ich mich nicht dafür rechtfertigen möchte.

Weltwoche: Welche?

Zuccolini: Religiöse beispielsweise. Letztlich geht es immer darum, wie man etwas erzählt. Auch die Gender-Thematik ist heikel. Doch für solche Themen habe ich zwei Figuren kreiert, Erika und Kurt, die ungeniert über alles sprechen dürfen. Aber rausgehen und bei einem politischen Thema auf den Tisch klopfen – damit

habe ich Mühe. Mir muss es bei einem Thema wohl sein, sonst funktioniert es nicht. Ich orientiere mich an der Komik des Alltags und an der Verhaltensweise der Menschen. Das kommt in der Regel gut an, weil sich die Zuschauer wiedererkennen. Für mich ist dies eine Art von Therapie. Ich habe viel Zeit – und ich nehme mir Zeit, die Menschen zu beobachten.

Weltwoche: Beobachten Sie auch sich selbst?

Zuccolini: Selbstverständlich. Und ich kann auch bestens über mich selbst lachen. Ich mache selbst auch ganz komische Dinge.

Weltwoche: Zum Beispiel?

Zuccolini: Kleinigkeiten: dass ich mit erschütternder Konstanz immer den falschen Lichtschalter bediene. Oder der ständige Kampf mit der Waschmaschine, ein grosses Schlamassel . . . (*Lacht*) Für manche ist es sehr simpel. Aber letztlich ist es unser Leben im Kleinen, das zählt.

Weltwoche: Aber ganz ausklammern lässt sich die Politik in Ihren Nummern doch nicht?

Zuccolini: Nein – nur schon, weil das Publikum Masken trägt. Das ist relativ *gspässig*. Dann gibt es immer noch Theater, in denen man vor nur fünfzig Leuten spielen kann. Auch das wird automatisch zum Thema. Gegen politisches Kabarett habe ich nichts, aber es sollte ohne Politik auskommen. (*Lacht*)

Weltwoche: Gab es auch positive Auswirkungen der Pandemie?

Zuccolini: Ja, indirekt. Ich hatte das grosse Glück, dass ich im Juni 2020, nach dem Ende des ersten Shutdowns, im Opernhaus spielen konnte. Das war gigantisch. Ausserdem gewann ich 2020 zwei Swiss Comedy Awards. Schlecht war das Jahr nicht.

Weltwoche: Zuccolini im Opernhaus?

Zuccolini: Das war wirklich eine spezielle Geschichte. Eigentlich wären die Aufführungen im Hechtplatz-Theater vorgesehen gewesen. Doch dort war es praktisch unmöglich, die Abstandsregeln einzuhalten. Dann wollten wir ins Bernhard-Theater. Doch dort wurde kurzfristig umgebaut. Und dann meinte die Leiterin Hanna Scheuring halb im Scherz, dass wir doch ins Opernhaus gehen sollten. Und prompt

sagte Christian Berner, der kaufmännische Leiter des Opernhouses, dass wir kommen könnten. Das war das Grösste für mich – allein aufgrund der Arbeitsbedingungen und der Infrastruktur. Als Mann der Kleinkunstszene bin ich es gewohnt, alles selbst zu machen. Und plötzlich hast du praktisch für jeden Scheinwerfer einen Verantwortlichen. Und nur schon, dass man zig verschiedene Möglichkeiten besitzt, den Vorhang zu öffnen, war für mich etwas völlig Neues.

Weltwoche: Zurück zu Corona: Einige Komiker fühlten sich berufen, eine politische Botschaft zu überbringen. Was halten Sie davon?

Zuccolini: Das ist nicht meine Sache. Die Situation, in der wir uns im Moment befinden, ist für uns sehr schwierig: Neben der Gastronomie wurde die Kultur wohl am härtesten getroffen. Natürlich war ich glücklich, als wir wieder auftreten durften. In gewissen Momenten war es wohl auch schlauer, dass man nicht auftreten konnte. Mühe hatte ich mit der Panikmache – und im Zusammenhang mit der Delta-Variante

«Wir alle haben doch in jungen Jahren Dinge getan, die wir heute nicht mehr tun würden.»

läuft die gerade wieder. Das gibt mir ein ungutes Gefühl – weil man sich fragt, ob der nächste Herbst wie der letzte sein wird. Das würde für uns bedeuten, dass wir wieder ein paar Monate zur Untätigkeit verurteilt wären.

Weltwoche: Konkret gehörte Marco Rima zu den lautesten Massnahmenkritikern. Konnten Sie dies nachvollziehen?

Zuccolini: Ja, durchaus. Und es müsste auch möglich sein, dass man eine andere Meinung zulässt. Aber momentan ist das sehr schwierig. Deshalb halte ich mich zurück – vor allem in den sozialen Medien. Da kann man sich zu Aussagen verleiten lassen, die man kurze Zeit später bereut. Auf der Bühne ist es anders. Da kann man das Thema mit einem Augenzwinkern aufgreifen. Wenn die Menschen ein Ticket kaufen, erwarten sie, dass sie eine pointierte Aussage hören.



«Viele Menschen reagieren zornig, wenn man ihren Humor nicht bedient»: Komiker Zuccolini.

Weltwoche: Sie waren Moderator und Journalist. Wie kamen Sie auf die Idee, Komiker zu werden?

Zuccolini: Nach meiner Zeit bei Roger Schwinskis Tele 24 ging ich zum Schweizer Fernsehen und moderierte dort eine Sendung mit humoristischen Werbespots. Irgendwann wurde dieses Format eingestellt. Aber ich wollte eigentlich beim Fernsehen bleiben – weil es mir unglaublich Spass machte und ich sehr motiviert war. Das Fernsehen war meine Leidenschaft. Aber plötzlich war Schluss damit, und das konnte ich nur schwer akzeptieren. Also musste ich mich sozusagen neu erfinden.

Weltwoche: Wer sagte Ihnen, dass Sie lustig sind?

Zuccolini: Das begann in der Schule. Ich war der Klassenclown, der meistens einen Spruch auf Lager hatte und die Mitschüler zum Lachen brachte. Diese Rolle gefiel mir. Aber ich hätte mir nie vorgestellt, dass dies je mein Beruf werden könnte. Damals gab es auch die Plattform der sozialen Medien nicht, auf der jede und jeder seine Auftrittsmöglichkeit erhält. Und bei uns in Scharans im Domleschg gab es bezüglich Medien und Unterhaltung eigentlich gar nichts. Man hatte vielleicht von einem gehört, der als

Schauspieler nach Zürich gezogen ist; aber das war schon fast suspekt. Bei uns machte man eine Lehre, das KV, oder ging ans Gymnasium. Dass es Möglichkeiten gab, das Leben anders zu bestreiten, war damals kaum vorstellbar.

Weltwoche: Eine Trapeznummer hinterfragt niemand, aber beim Komiker fühlt sich jeder Zuschauer wie ein Experte. Empfinden Sie dies als ungerecht?

Zuccolini: Humor ist etwas sehr Schwieriges. Viele Menschen reagieren auch zornig, wenn man ihren Humor nicht bedient. Bei meinem Publikum habe ich aber schon das Gefühl, dass es den meisten gefällt; sonst würden die Zuschauer wohl kaum ein Ticket kaufen. Im Gegensatz dazu ist Comedy am Fernsehen viel schwieriger – weil man dann von Zuschauern gesehen wird, die kein Ticket kaufen würden. Und dann kommt die Kritik schnell, wenn man ihren Geschmack nicht trifft. Beim Fussball ist es ähnlich: Alle glauben zu wissen, wie es besser geht, alle reden mit. Der Unterschied ist vielleicht: Die wenigsten können richtig Fussball spielen. Aber beim Humor denkt jeder, dass es einfach ist, auf die Bühne zu stehen und einen Witz zu erzählen.

Weltwoche: Kann man lernen, lustig zu sein?

Zuccolini: Man kann vielleicht lernen zu schreiben und sich das Timing, eine Pointe zu setzen, aneignen. Die Grundvoraussetzung, dass man eine Bühnenpräsenz besitzt und vom Publikum angenommen wird, beruht aber auf Talent.

Weltwoche: Was machen Sie, wenn das Publikum nicht lacht?

Zuccolini: Das ist bei mir glücklicherweise kaum mehr der Fall. Natürlich gibt es immer gewisse Abende, an denen es schlechter läuft. Aber das muss man abhaken. Denn zuvor hatte es hundertmal funktioniert. So schlecht kann ich nicht sein, dass ich an einem Abend plötzlich alles verhaue.

Weltwoche: Sie sind Familienvater – und haben die Klippe des 50. Geburtstags elegant umschifft.

Zuccolini: Dieses Ereignis hätte ich eigentlich gross feiern wollen. Aber Corona war dagegen. Immerhin konnte ich so die Kosten tief halten. (Lacht)

Weltwoche: Was planen Sie für die nächsten fünfzig Jahre?

Zuccolini: Ich würde gerne weiter mit meinem Programm durch das Land touren. Ausserdem würde mich das Filmgeschäft reizen. Ich

«Ich würde mich freuen, wenn die Menschen wieder lernten, andere Meinungen zu akzeptieren.»

hatte schon ein paar Kurzauftritte in Filmen. Jetzt würde es mich interessieren, ob ich auch in einer grösseren Produktion bestehen könnte.

Weltwoche: In der Ukraine wurde der Komiker Wolodymyr Selenskyj zum Staatspräsidenten gewählt. Wäre die Politik auch eine Bühne für Sie?

Zuccolini: Weniger. Ich bin hin und wieder gerne nach Bern an eine Session gereist und habe mich auch in der Wandelhalle umgeschaut. Es gibt schon sehr viele langweilige Momente im Leben eines Parlamentariers. Zudem ist man als Politiker heute stark exponiert und man muss eine extrem dicke Haut haben.

Weltwoche: Wenn Sie einen Wunsch frei hätten, wie sähe der aus?

Zuccolini: Dass die Menschen wieder etwas normaler miteinander umgehen – und mehr Toleranz und Respekt zeigen. Ich habe das Gefühl, dass dies in den vergangenen anderthalb Jahren verlorengegangen ist. Die Sängerin Billie Eilish musste sich für eine Aussage entschuldigen, die sie mit dreizehn Jahren gemacht hatte. Müssen wir in Zukunft schon bei fünfjährigen Kindern schauen, was sie sagen? Wir alle haben doch in jungen Jahren Dinge getan, die wir heute nicht mehr tun würden. Grundsätzlich hat die Pandemie die öffentliche Stimmung unangenehm gemacht. Ich habe gerne Frieden und würde mich freuen, wenn die Menschen wieder lernten, andere Meinungen zu akzeptieren.

«Im Grunde haben wir ja das gleiche Programm»

Mit dem Pamphlet «Der dressierte Mann» stellte Esther Vilar 1971 den Feminismus auf den Kopf. Ein Rückblick der Erfolgsautorin fünfzig Jahre danach.

Alex Baur

Weltwoche: Frau Vilar, vor einem halben Jahrhundert sind Sie angetreten mit der Forderung nach einer radikalen Emanzipation, sowohl der Männer als auch der Frauen. Sind die Menschen heute freier, als sie es damals waren?

Esther Vilar: Objektiv sind sie freier. Die Kirchen sind liberaler geworden, die Scheidungen leichter, die Diktaturen seltener, die Gerichte humaner. Die Frage ist eine andere: Wollen wir überhaupt frei sein? Wir fordern unsere Freiheit, wir schwärmen von ihr, wir töten für sie, wir lassen uns für sie töten – doch mit der Freiheit zu leben, von Tag zu Tag selbst zu entscheiden, was mit uns geschehen soll, das ertragen wir in der Regel schlecht. Wir suchen nach Pflichten und Aufgaben, die uns unsere Freiheit wieder abnehmen, rennen von einer fehlgeschlagenen Bindung in die nächste – bis dass der Tod uns scheidet –, retten uns von einer Partei in die andere, gebären uns Kinder und Kindeskinde, kurz: Wir benehmen uns so, als gäbe es nichts, was wir so sehr fürchten wie die gloriose Freiheit, auf die wir dauernd unsere Lieder singen.

Weltwoche: Die «Lust an der Unfreiheit» zieht sich wie ein Leitmotiv durch Ihr Lebenswerk. Sie stellten dabei alles in Frage, was heilig erschien – haben Sie auch Antworten gefunden?

Vilar: (Lacht) Das wäre vermessen. Es ist schon erstaunlich, dass die meisten unserer grossen Denker die Lust an der Unfreiheit, die für so viel Glück und Unglück in unseren Leben verantwortlich ist, kaum thematisiert haben.

Weltwoche: Als Sie 1971 erstmals in die Schweiz kamen, bekamen die Frauen gerade das Stimmrecht zugesprochen. Hat das Frauenstimmrecht die Welt verändert?

Vilar: Leider haben die Frauen wenig daraus gemacht. Mit der Wahlberechtigung, die es in meiner Heimat Argentinien ja schon seit 1946 gab, anderswo seit dem Ersten Weltkrieg, waren die Frauen im Westen in einer relativ guten Position. Doch das haben sie wohlweislich nicht an die grosse Glocke gehängt. Denn Gleichberechtigung bedeutet auch Gleichverpflichtung: Militärdienst, Berufstätigkeit, eventuell auch Verzicht auf die Kinder bei der Scheidung, damit Verzicht auf das Heim,



«In der Regel fühlte ich mich enorm bevorzugt»: Feministin Vilar.

Verzicht auf die Verwaltung des Familieneinkommens, Verzicht auf jede Art von Freizeit und so weiter und so fort. Von alledem wollten die Frauen nichts wissen. Der Mann durfte den Titel Familienoberhaupt behalten und obendrein ein paar Kasten Bier. Aber das ist ja schliesslich auch etwas, nicht wahr?

Weltwoche: Sie sind in Argentinien in prekären Verhältnissen aufgewachsen. Haben Sie

sich je benachteiligt gefühlt als Frau – beruflich, sozial, politisch?

Vilar: In der Regel fühlte ich mich enorm bevorzugt. Als ich mit meiner Ausbildung zur Ärztin fertig war, brachte mich ein Stipendium nach Deutschland. Als Mann hätte ich zunächst einen ewig langen Militärdienst absolvieren müssen. Nach der Ankunft fiel mir dann erst einmal auf, dass die Frauen bei der Bahn we-

niger bezahlten als die Männer. Und dass sie trotz einer um mehrere Jahre längeren Lebenserwartung um Jahre früher pensioniert wurden. Oder dass sie schon drogensüchtig sein mussten, damit man ihnen bei der Scheidung die Kinder und damit auch die Wohnung wegnehmen konnte. Und so begann ich dann allmählich zu fragen: Warum ist das eigentlich so? Sind wir Frauen etwa die besseren Menschen?

Weltwoche: Wie erklären Sie sich die Klagen über die Unterdrückung und Benachteiligung der Frau?

Vilar: Ich halte das für eine Art Geschäftsgebaren, und ich habe mich zeit meines Lebens dafür geniert. Das hat keinen Stil. Natürlich gibt es Frauen, die in entsetzlichem Unglück leben, auch noch mit Kindern. Doch das ist nicht die Regel. Vieles könnte mit dem richtigen Gebrauch des Wahlrechts abgemildert werden. Im Grunde ist die Justiz in demokratischen Ländern ja fast immer auf der Seite der Frauen.

Weltwoche: Ihr 1971 veröffentlichter Erstling «Der dressierte Mann» war ein Superseller, der zwar wütende Ablehnung provozierte, aber trotzdem jahrelang heftig diskutiert wurde. Heute wird nicht mehr gestritten, die Opferrolle der Frau scheint in Stein gemeisselt.

Vilar: Die Frauen sind womöglich intoleranter geworden – oder die Männer ängstlicher? Ich weiss es nicht. Mein Kernanliegen war immer eine echte Gleichberechtigung. Es gibt schon ein paar Unterschiede zwischen den Geschlechtern, doch diese sind nicht so gross, dass es vernünftig wäre, ein Geschlecht für das andere arbeiten zu lassen. Bei den meisten Paaren ist es nach wie vor so, dass die Männer Geld verdienen müssen und die Frauen dürfen.

Weltwoche: Inwiefern sind die Geschlechterrollen anerzogen oder eben doch angeboren?

Vilar: Es gab eine Zeit, als man jedes Rollenverhalten als angeboren betrachtete. Darauf folgte die Korrektur: Alles anerzogen! Jetzt ist es eine Mischung. Doch in einem Punkt scheint man sich einig zu sein: Keiner der Unterschiede zwischen den Geschlechtern ist so heftig, dass man deswegen dem einen oder andern die Ausübung eines bestimmten Berufes verbieten dürfte.

Weltwoche: In den Schulen wird heute auf genderneutrale Erziehung geachtet. Keine Spielzeugtraktoren mehr für Jungs, keine Puppen für Mädchen. Wird das die Menschen verändern?

Vilar: Ein wenig schon, fürchte ich. Bald werden nicht einmal mehr die Mädchen einen Knopf an ihrem Mantel annähen können. Ist das ein Drama? Nein.

Weltwoche: Die Identität der Geschlechter steht zur Disposition. Ihr Heimatland Argentinien hat soeben eine Quote für Transgender-Menschen in der öffentlichen Verwaltung erlassen.

Vilar: Ach wirklich? Höre ich zum ersten Mal. Vermutlich wäre es auch für Transgender-Leute vorteilhafter, wenn man erst mal das

Chaos in der argentinischen Wirtschaft in Ordnung brächte.

Weltwoche: An Schweizer Universitäten ist «Gendersprech» mittlerweile Pflicht. Wer sich nicht danach richtet, erhält einen Abzug bei der Note. Bringt uns das der Gleichstellung näher?

Vilar: Hier kann ich nun genau sagen, was man anstatt der Verhöhnung der deutschen Sprache zunächst einmal in Ordnung bringen sollte. Nämlich all das, was über die letzten Jahrzehnte mit grösster Selbstverständlichkeit auf der weiblichen Seite angerichtet wurde. Jedes Schulkind weiss, dass ein Lehrer auch eine Lehrerin sein kann – und meistens sogar ist. Wenn man hier unbedingt deutlicher sein will, schreibt man halt «Lehrer und Lehre-

«Die Frauen sind intoleranter geworden – oder die Männer ängstlicher? Ich weiss es nicht.»

rin» oder umgekehrt. Was man dem Schulkind verschweigt: Der Mann, der es gezeugt hat, sein Vater, wird seit Jahrzehnten ungehemmt benachteiligt – durch die Militärdienstpflicht, durch die spätere Pensionierung, bei der Mitbestimmung bei der Fortpflanzung und der Erziehung der Kinder, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Es gäbe einiges an Aufklärung nachzuholen, dazu braucht es keine Gendersprache.

Weltwoche: In der Schweiz wird wohl demnächst über die «Ehe für alle» abgestimmt. Umstritten ist vor allem das Adoptionsrecht. Ein Kind sollte statt Vater und Mutter auch Mutter und Mutter oder Vater und Vater oder Transgender und Transgender in allen Varianten haben können. Kommt das gut?

Vilar: Nicht gut genug, fürchte ich. Weil die Mehrheit der Kinder wohl noch lange bei Eltern unterschiedlichen Geschlechts aufwachsen wird. Kinder wollen immer das Gleiche wie ihre Freunde. Das gibt Probleme. Trotzdem bin ich für die «Ehe für alle». Eine andere menschlich vertretbare Lösung gibt es wohl nicht. Und letztlich wird man sich daran gewöhnen.

Weltwoche: Sie haben einst mit dem Buch «Heiraten ist unmoralisch» für die Abschaffung der Ehe plädiert. Ehe für keinen statt Ehe für alle.

Vilar: (Lacht) Ich halte an meinem Vorschlag fest. Aber die Abschaffung des Ehemodells, das auf die alten Prinzipien der Prostitution baut, werde ich wohl nicht mehr erleben. Es ist schwer aus der Mode zu bringen. Wir fürchten uns zu sehr vor der Freiheit, möchten lieber einem Menschen unsere ewige Gefolgschaft schwören. Und manchmal funktioniert es ja sogar.

Weltwoche: Man könnte meinen, das Geschlecht spiele überhaupt keine Rolle mehr. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall. Allenthalben werden Quoten gefordert – Quoten für Frauen in der Politik, in der Wirtschaft, in der Kul-

tur. Das Geschlecht wird damit wieder zum entscheidenden Kriterium für die Karriere.

Vilar: Ich hätte gerne Quoten, wenn auch aus einem ganz anderen Grund. Mir dauert es einfach zu lange, bis die politischen Ämter auf Männer und Frauen halbwegs gleichmässig verteilt sind. So viel Kraft, so viel Energie geht durch diese Streitereien um Posten und Pöstchen verloren, während überall so viel Arbeit wartet. Verteilt die Ämter so schnell und so gut wie möglich, hört endlich auf zu klagen und werdet aktiv. Liebe Frauen, diese Bettelei um berufliche Geschenke ist der Frauen unwürdig. Bringt das hinter euch. Und, liebe Männer, kein Amt ist so wichtig, dass es nicht auch von einer gutausgebildeten Frau ausgeübt werden könnte.

Weltwoche: In der Schweiz werden staatliche Frauenmuseen gefordert, die uns Männern die historische Erbschuld gegenüber den Frauen bewusst machen sollen.

Vilar: Vielleicht werden die Männer dann freiwillig weniger arbeiten und zu Hause bleiben? Vielleicht könnte man sich bei der festlichen Gelegenheit auch einmal all der Schweizerinnen erinnern, die noch vor wenigen Jahrzehnten das Angebot des Frauenstimmrechts entschlossen abgelehnt haben? Wäre doch mal etwas Neues?

Weltwoche: 1976 sind Sie nach einer Serie gewalttätiger Angriffe aus Deutschland geflohen. Seither haben Sie sich kaum mehr oder nur noch sehr zurückhaltend zu Genderfragen geäussert. Haben Sie kapituliert?

Vilar: Ich wollte etwas anderes machen, habe mehrere Romane und Sachbücher geschrieben, über Intelligenz, Religion oder Kunst. Ich schrieb Bühnenstücke, bisher achtzehn an der Zahl, «Die amerikanische Pöpstin» und «Speer» wurden sogar zu einer Art Klassiker, die bis heute immer wieder mal aufgeführt werden. Gewiss, nichts war so erfolgreich wie «Der dressierte Mann», doch die Auflage allein war für mich nie ein Kriterium. Kurioserweise war mein Anfangserfolg eher ein Hindernis für meine spätere Karriere als Schriftstellerin. Viele hatten mich in eine Schublade versorgt, die nicht die meine war.

Weltwoche: Gibt oder gab es eine Gesellschaft oder eine Kultur auf dem Erdball, welche Ihren Idealen irgendwie nahegekommen wäre?

Vilar: Seltsamerweise die DDR. Eine fürchterliche Diktatur, leider, doch dort hatte man die Frauen auf einen neuen Weg geschoben. In der DDR waren sie in das Erwerbsleben von Anfang an integriert. Darauf hätte man in Deutschland nach der Wende aufbauen können. Hier hätten sich die Feministinnen bewähren können. Denn im Grunde haben wir ja das gleiche Programm.



Alex Baur: «Unerhört», die bisher unbekannte Biografie von Esther Vilar. Kürzlich erschienen bei Elster & Salis. 144 S., Fr. 24,90

KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



Los Angeles trägt wieder Masken – drinnen. 61 Prozent der Kalifornier sind geimpft. Hollywood trägt gelassen und cool shades (Sonnenbrillen) und Optimismus.

Die ewige Hoffnung: das gute alte klimatisierte Kino als wiederentdeckte Sehnsuchtserlebnis-Höhle? Die Nummer eins in den USA ist der überraschende Horror-Thriller «Old» des amerikanisch-indischen Filmgenies M. Night Shyamalan, 50 («The Sixth Sense»). Story: Eine glückliche Familie auf einer Trauminsel altert an einem Tag zu Greisen – mit einer twist (20 Millionen Dollar am ersten Wochenende). Selbstfinanzierte Produktionskosten: 18 Millionen Dollar. Der Mini-Spielberg hatte mit «The Exorcist» sein Kino-Erweckungserlebnis und hat sich bei Philadelphia auf einer Riesenranch sein privates Hollywood geschaffen – mit Tochter Ishana als Action-Second-Unit-Assistentin.

Der Erfolgsgag: Horror funktioniert fast nur im geschlossenen Kino – inmitten in Schrecken geratender Filmfans.

Der Marvel-Blockbuster «Black Widow» mit Superheldin Scarlett Johansson, 36, («Lost in Translation») war ein Jahr im Safe eingefroren. Er funktioniert eigentlich auch nur auf der Riesenleinwand – 322 Millionen Dollar Kasse weltweit.

Nach der Pandemiepause startete Disney den Action-Thriller zweigleisig – im Kino (auf 4250 amerikanischen Leinwänden) und online auf Disney+ mit Extra-Ticket für €21.99. Ist das die Zukunft? Ja. Der

Kinofan ist längst eine Spezies, die durch viele Screens screent.

Nur James Bond hat sich durch ein 500-Millionen-Angebot von Amazon und Co. nicht online locken lassen. Weltpremiere von «No Time to Die» ist nach fünf (!) Lockdown-Absagen der 30. September – in London. Es ist Daniel Craigs fünfter und letzter «007». Eine Ära killt sich selbst. Craig ist 53 und war nach «Spectre» fix und fertig und schwer verletzt.

Produzentin Barbara Broccoli suchte schon Ersatz. Dann ein letztes Comeback: «Ich wollte meine Story abschliessen.» 007 ist jetzt seit

Der wunderbarste Brief erreicht mich von Arthur Cohn.

fünf Jahren in Rente – auf Jamaika. Ein letztes Mal rettet er unsere Welt – 2 Stunden und 43 Minuten lang. Nicht gerührt online, nur im Kino, natürlich geschüttelt.

Der wunderbarste Brief nach den enttäuschenden Video-Oscars 2021 erreicht mich von Hollywood-Legende Arthur Cohn (sechs Oscars!): «Lieber Körzi, ich hoffe, dieser Brief trifft Dich in guter Gesundheit an. [...] Es gibt ein jüdisches Sprichwort: «Der Mensch trachtet und Gott lacht!» Ich entschuldige mich, dass ich mein traditionelles Pre-Oscars-Dinner im «Beverly Hills Hotel» diesmal nicht ab-

halten konnte – aber ich werde alles besser machen 2022! Ich wünsche Dir einen genussvollen Sommer und hoffe, Dich nächstes Jahr an meinem 19. Dinner zu sehen!»

Aye, aye, Captain, Sir!

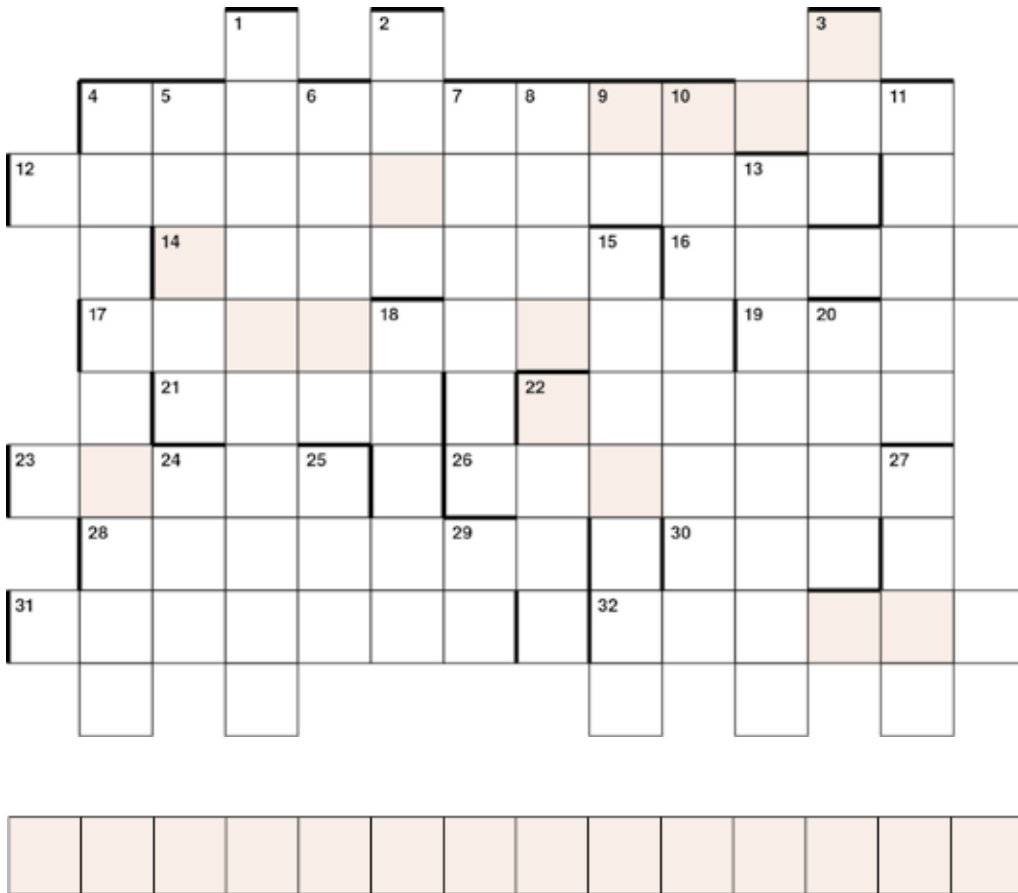
Hollywood ist in sich immer unglaublich. Das ist die Ur-Story des L.-A.-Lebens. Aus dem europäischen Nichts kam Wolfgang Puck, der Österreicher, der heute Hollywoods Koch-King ist. Er sieht aus wie 51, ist aber alterslos lachende 72. Ein wunderbares Filmporträt gibt es jetzt auf Disney+: «Wolfgang» von Kult-Koch-Regisseur David Gelb («Chef's Table» und «Jiro Dreams of Sushi»).

In der kinolosen Zeit gab es heimliche Online-Helden wie Action-Legende Bruce Willis, 66 («Die Hard 1–5»). Er ist immer noch ein Idol und dreht blitzartig für Millionen-gagen B-Movies für DVD-Premieren.

Das macht auch Oscar-Star Robert De Niro, weil eine Woche actor's action in Costa Rica immer gleich eine Million Cash wert ist. Hollywood ist eine Geldfabrik.

Der unbekannteste und meistunterschätzte US-Politiker ist vielleicht der Bürgermeister der Traum-Metropole Los Angeles: Eric Garcetti, 50. US-Präsident Joe Biden hat ihm jetzt angeboten, Botschafter in Indien zu werden.

Auf nach «Bollywood».



Lösungswort — Riecht nach Schnaps und Bier von hier.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 Womit legendäre Urgenossen ihren Bund eidlich beschlossen.

12 Grosser, grösstenteils blosser Teil eines Wettkampfsportlerduos. **14** Dabei ist jemand weder gelb vor Neid noch rot vor Wut, sondern gelb wegen einer Flut von Gallenrot im Blut. **16** Eine ganz entsetzlich zugerichtete Beule. **17** Nicht im Mittelpunkt, doch nicht weil weitgehend zurückhaltend. **19** Fachlich recht trocken, dafür wörtlich echt saftig. **21** Der, der es es, es doof. **22** Podophile stehen darauf, andernfalls ebenfalls nahezu alle ändern. **23** Dazu sach ich nur: Mein lieber Kokoschinski, der hat aber einen schicken Fuchsschwanz an der Antenne. **26** Erreicht, bestimmend besinnend, vielleicht beginnend mit «Denk daran, dass» oder «Vorsicht vor» das Ohr. **28** Ein prinzipieller Rückstosser für individuelle Rücken. **30** Zum Beispiel zu einem bestimmten Vehikel passender Artikel. **31** Diesem Gebräu oder Saft fehlt es zu stark an Gehalt oder Kraft. **32** Unter dem Strich: der Bruchteiler-Bruchteiler.

Senkrecht — 1 Wird als Hilfe verfasst oder zur Strafe verpasst. 2 Run away! Das ist kein Floh, das tönt nur so. 3 Wo der bouillon der, ist der der Süden. 4 Normalerweise treiben die modernen Schreiben ihr «Umwesen» in Gruppen. 5 Lux vel ignis dei, nicht etwa Erik von Fiat Lux. 6 Was das, was darunter steht, bestenfalls beschreibend oder jedenfalls bezeichnend darüber steht. 7 Gefragt ist, wie man so sagt, ein typischer Fall von denkste. 8 Neben der fährt, wer neben sich steht. 9 Vgl. wie cp. 10 Solche benehmen sich wie die Sirenen. Unwiderstehlich? Deutlich vernehmlich! 11 Kolossale, zentrale Figur in allen Industriesektoren. 13 Das körnige, ringförmige Ufer eines Saucensees. 15 Früher noch im Wildwutzhatz-Einsatz, heutzutage nur mehr in primitiven Invektiven. 18 Der beurkundet für Kunden Urkunden. 20 Zum Miss- wird der Brauch an Ab. 22 Nachrichtlich, wohl da absichtlich unaufrichtig, wahrlich nicht richtig. 24 Der Neue in der Crew der matriziellen Rebellen. 25 Kurz für den erstnächsten Kurzen nach dem Kürzesten. 27 Abscheulich gräulich oder widerwärtig niederträchtig. 29 Fremd(aus)sprachlich macht das Das mit dille sa, so, sü aus ca, co, cü.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 727



Waagrecht — 1 LOS 5 KINDERTELLER
8 KLA[MOTTEN]KISTE 14 GOPHER: engl. Taschenratte, aus dem Kultfilm «Caddyshack» 15 ULNAR: zur Ulna (Elle) gehörig 16 Der HIDE Park in London mit dem Speakers' Corner 17 PEDELECS 19 Auf ANHIEB 22 OLBACOV: rückwärts «vocablo» (span. Vokabel) 24 LOBLIEDER: Anagramm von «Oelbilder» 26 IHM 27 MARITIM 28 AN (und für sich) 29 ETAPE: franz. Etappe (z. B. bei der Tour de France) 30 UNSPORTLICH 31 SH (Schaffhausen): der einzige Kanton mit einer Stimm- und Wahlpflicht

Senkrecht — 1 LETHE trinken: poet. vergessen (wollen) 2 ORTE 3 STEREO 4 CLIN d'œil: franz. Augenzwinkern (übertragen auch Andeutung) 5 [KLEIN]LAUT 6 IAGDHORN 7 DOPPELT 9 MOE: Betreibt Moes Taverne in Springfield (aus «Die Simpsons»). 10 Die Anzahl NULLEN in 1002 ist zwei. 11 KLEBREIS 12 SASCHA ... ein aufrechter Deutscher: Lied der Toten Hosen 13 (Arc de) TRIOMPHE: franz. Triumph 16 (Nach jedem Stroh)HALM (greifen) 18 Carpe DIEM: lat. pflücke (geniesse) den Tag 20 IBIS: Vogel oder Hotelkette 21 BIIOU(tier) 23 (H)AITCH: engl. H 25 Bis DATO

Lösungswort — LEERKOSTEN

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



OFFICIAL TIMEKEEPER

RECORDING OLYMPIC DREAMS SINCE 1932

Alle Athleten haben einen Traum. Er lebt in ihren Herzen und lässt sie nach dem Sieg greifen. An den Olympischen Spielen in Tokio wird diesen Träumen eine Bühne gegeben. Es ist der Moment, an dem Inspiration auf Leistungskraft trifft, Ehrgeiz auf Präzision, und an dem der Offizielle Zeitnehmer OMEGA dies alles festhält.



Ω
OMEGA